

Dieter Langewiesche

Forschen bildet

Rektoren erklären das deutsche Universitätsmodell
Deutschland, Schweiz, Österreich



Schriftenreihe
der Historischen Kommission bei der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Band 116

Dieter Langewiesche

Forschen bildet

Rektoren erklären das deutsche Universitätsmodell
Deutschland, Schweiz, Österreich

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Schriftenreihe wird herausgegeben
vom Sekretär der Historischen Kommission:
Bernhard Löffler

Gedruckt mit Unterstützung der Franz Schnabel Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2025 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,
ein Imprint der Brill-Gruppe

(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)

Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht,
Böhlau und V&R unipress.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz erlaubten Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Rektoratsübergabe an den Altphilologen Albert Rehm
in der Großen Aula der Universität München am 29. November 1930.
Foto: Universitätsarchiv München (UAM), D-II-32, Bd. 10.

Satz: textformart, Daniela Weiland, Göttingen
Umschlaggestaltung: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co, Ergolding
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com
E-Mail: info@v-r.de

ISSN 0568-4323 (print) | ISSN 2197-4721 (digital)
ISBN 978-3-525-30350-4 (print)
ISBN 978-3-647-30350-5 (digital) | ISBN 978-3-666-30350-0 (eLibrary)

Inhalt

Dank	7
1. Einleitung. Das deutsche Universitätsmodell – Rektoren erzählen	9
2. <i>Universitas litterarum</i> in »fabrikativen Grossbetrieben«?	19
2.1. Nebeneinander der Fächer oder fächerübergreifende Forschungssynthese?	20
2.2. Münchener Angebote und ein Tübinger Skeptiker	21
2.3. Rektoratsreden als <i>Studium Generale</i>	32
Würzburg: interdisziplinäres Gespräch und Abschottung	32
Berlin: gelebte <i>Universitas</i> und naturwissenschaftliche Übergriffe	36
Frankfurt am Main – alter Geist in neuer Universität	43
2.4. Bilanz und Ausblick in die Gegenwart	48
3. Forschen bildet – die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution ...	51
3.1. Forschen, Bilden, Ausbilden, Charakterbildung – Was bleibt, was verändert sich in den Wahrnehmungen?	51
3.2. »Über akademisches Lehren und Lernen« – Überlegungen eines Philosophen	54
3.3. Die Fachrede des Rektors als Einblick in »Forschen bildet«	57
3.4. Gleichwertig im Bildungsauftrag – zwei Rektoren kündigen den Konsens	67
3.5. Kritik an der Praxis, Kontinuität im Bildungsanspruch, Abschied von »Forschen bildet«	75
3.6. Charakterbildung, Politische Bildung – Zweifel an der Leistungskraft universitärer Bildung	77
3.7. »Bildung« im universitären Selbstbild seit dem II. Weltkrieg: Kontinuität und Bruch	83
3.8. Universität heute: was bleibt von »Forschen bildet«?	95

4. Staat – Nation – Internationalität	101
4.1. Deutsches Universitätsmodell – föderativnational	101
1870/71 Nation im Krieg	105
Geboren in höchster Not: die Berliner Erzählung	114
Politische Provinz als geistiges Zentrum der Nation: die Jenaer Erzählung	120
Die fünffache Heimat der deutschen Universität – eine Münchener Erzählung	125
4.2. Staatsformen, Freiheits- und Nationsvorstellungen	128
4.3. Kontinuität und Wandel nach dem Ende der Monarchien	143
4.4. Universalität der Wissenschaft – Nationalität der Universitäten . . .	154
5. Wettbewerb in der Forschung, Gleichheit im Bildungsauftrag	159
5.1. Deutsche Überlegenheitserzählung: »im Alleinbesitze der rechten Universität«	160
5.2. Systemwettbewerb im 20. Jahrhundert	163
5.3. Kooperation und Konkurrenz in der Forschung	170
Naturwissenschaften	170
Geistes- und Sozialwissenschaften	182
5.4. Deutsche Demokratische Republik – Tradition und neue Überlegenheitserzählung	189
6. Universität – männlich	201
6.1. Taugen Frauen für akademische Berufe? Männerurteile	202
6.2. Sprachzäune gegen Frauen in der Wissenschaft	209
6.3. Forschung vermännlicht	217
7. Notwendiges Scheitern?	219
Literaturverzeichnis	231
Personenregister	239

Dank

Dieses Buch hat eine lange Vorgeschichte. Vor mehr als zwei Jahrzehnten entstand die Idee, Rektoratsreden zu erforschen. Den umfangreichen Bestand an Reden sichtbar zu machen, war aufwendig. Rainer C. Schwinges und ich haben ihn für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erfassen lassen, um die bibliographischen Daten und möglichst auch die Redetexte der Forschung im Online-Portal der Kommission zur Verfügung zu stellen. Finanziert wurde dies von der DFG und aus dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis, den mir die DFG zugesprochen hatte, für die Schweizer Reden standen Mittel der Universität Bern zur Verfügung. Bernd A. Rusinek war nicht nur an der Vorbereitung des Projektes beteiligt, er hat auch seine umfangreiche Sammlung von Rektoratsreden eingebracht. Sie konnten in Tübingen dank der Hilfe von Ewald Frie gescannt werden. Viele Kolleginnen und Kollegen haben uns mit Rat und Tat unterstützt, Universitätsarchivarinnen und -archive haben ihre Bestände gesichtet und auch ungedruckte Reden zur Verfügung gestellt. Sie alle werden im Online-Portal Rektoratsreden genannt.

Geplant war, in einem zweiten Schritt eine Monographie auf der Grundlage der Rektoratsreden schreiben zu lassen, doch der Projektantrag an die DFG wurde abgelehnt. Zu unserer Verblüffung hatte ein Gutachter gemeint, was diese Quellenart böte, sei bekannt, denn jeder kenne die berühmt-berüchtigte Rede Martin Heideggers aus dem Jahr 1933. So erhielt ich die Möglichkeit, nach geraumer Zeit unbelastet vom Amt und von Projektnöten dieses Buch zu schreiben.

Viele haben mir geholfen. Hermann Bausinger (†) gab als Zeitzeuge Auskunft, Heidrun Edelmann stellte mir Fundstücke aus ihren Forschungen zur Verfügung, Cornelia Rauh hat mit ihrem Team zugehört und Fragen gestellt, wie auch das Auditorium, als ich als Honorary Fellow des Historischen Kollegs über das Vorhaben einen Vortrag gehalten habe, Gisela Bock, Sylvia Paletschek und Ute Planert haben mir geholfen, Frauen in den Reden sichtbar zu machen, als ihnen der Zutritt zum Männerraum Universität noch versperrt war, Dietrich Beyrau, Marina Cattaruzza, Heinz-Gerhard Haupt und Friedrich Lenger haben Teile des entstehenden Textes oder auch alles gelesen. Heinz-Elmar Tenorth hat mich an seiner unerschöpflichen Kenntnis der Bildungs- und Universitätsgeschichte teilhaben lassen und mit seinen Fragen veranlaßt, manches zu überdenken und klarer zu formulieren. Ihnen allen danke ich herzlich. Der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verdanke ich die Möglichkeit, das Buch in ihrer Schriftenreihe zu veröffentlichen. So sind nun die Datenbank und das Buch, das auf ihr fußt, »unter einem Dach« vereint.

1. Einleitung.

Das deutsche Universitätsmodell – Rektoren erzählen

Als ich 1966 in Heidelberg zu studieren begann, lernte ich noch das deutsche Universitätsmodell kennen. Es hatte sich im 19. Jahrhundert im gesamten deutschen Sprachraum entwickelt, wurde weltweit bewundert und nachgeahmt. Ein Erfolgsmodell. 2008, als ich aus der Hochschullehre ausschied, war die Universität eine andere geworden. Das deutsche Universitätsmodell, das erst im 20. Jahrhundert geschichtsirrig auf den Namen Humboldt getauft wurde, hatte seinen Glanz verloren, viele erklären es für gescheitert. Auf die Explosion der Studierendenzahlen war es nicht zugeschnitten, die Universität der Vielen schien ein anderes Angebot zu verlangen als die Universität der Wenigen, die nun vergangen war. Doch manches hat überdauert. Was das deutsche Modell auszeichnet, vor allem wie es sich selbst verstanden hat, wird in diesem Buch anhand der jährlichen Rektoratsreden erkundet. In vielen wurden schon früh auch seine Probleme erkannt und über Korrekturen nachgedacht.

An allen Universitäten im deutschsprachigen Raum trat der Rektor – ausschließlich Männer bis 1965, als in Dresden erstmals eine Frau dieses Amt erhielt, 1966 folgte Heidelberg, in der Schweiz dauerte es bis 1984, in Österreich bis 2007¹ – mindestens einmal im Jahr mit einem Vortrag vor die Öffentlichkeit, um an seinem Fach einen Einblick in die Forschung zu geben (Fachrede) oder – seltener, aber nicht selten – sich zu allgemeineren Fragen zu äußern, welche die Universitäten und ihre Umwelt bewegten (Gesellschaftsrede). Sehr häufig mündete die Fachrede in eine Gesellschaftsrede. Die Rektoren formulierten das Selbstbild, welches das deutsche Universitätsmodell geprägt und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von Universitäten in anderen Staaten abgehoben hat, sie entwarfen Gesellschafts- und Weltbilder und begründeten sie fachwissenschaftlich, vor

1 Voss, Lieselott Herforth. Die erste Rektorin einer deutschen Universität; *Türk, Margot Becke-Goehring*. Erste Professorin und erste Rektorin der Universität Heidelberg. Zu Verena Meyer (1929–2018), Rektorin der Universität Zürich s. »*Ich nahm das Leben, wie es kam.*« https://www.gleichstellung.uzh.ch/dam/jcr:fffff7-d3c2-3cb5-ffff-ffffb7defddb/121022_Portraet_Verena_Meyer.pdf (17.4.2024). Herfort (1916–2010) und Meyer waren Physikerinnen, Becke-Goehring (1914–2009) Chemikerin. Ingela Bruner (1952–2014), Rektorin der Universität für Bodenkultur Wien (2007–2009), wurde in Maschinenbau promoviert. Zuvor war sie ab 1995 Vizepräsidentin an der Donau-Universität Krems. In Wien legte sie 2009 ihr Amt wegen »unüberbrückbarer unterschiedlicher Auffassungen mit dem Vorsitzenden des Senats bezüglich der Universität und der strategischen Ausrichtung« nieder. (Der Standard 19.01.2009; Stellungnahme der Universität 19.01.2009, online 17.04.2024); Nachruf Ihrer Universität (<https://boku.ac.at/news/newsitem/25824>, 17.4.2024).

allem aber erklärten die Rektoren Jahr für Jahr erneut, worin sie die Bedeutung von Wissenschaft und Universität sahen – für das eigene Fach, den eigenen Staat, die eigene Nation und für die Menschheit.

Heute würden die meisten der Fachreden wohl als elitäre Zumutung gegenüber dem Publikum empfunden. Die Redner sprachen als Experten vor überwiegend Laien, doch Laienrabatt gewährten sie meist nicht oder nur sparsam. Da sprach 1908 der Rektor der Technischen Hochschule Karlsruhe, ein Mathematiker, über die »Geschichte des Umkehrproblems der Integrale« – es mag die Hörer getröstet haben, als der Redner versicherte, manche der neuen Ideen hätten auch Mathematiker nicht sogleich verstanden –, 1930 bot der Frankfurter Pathologe methodologische Überlegungen zu Aussagekraft und Fehlerquellen in der Morphologie, 1953 wurde man dort mit einer Fülle von Fachbegriffen über neuere Untersuchungsmethoden in der Dermatologie informiert, 1893 verfolgte in Würzburg ein Theologe die Kontroversen über »Zeit und Ort der Entstehung der Bücher des Alten Testaments« bis in feine Details der Textvarianten, von denen er anzunehmen schien, jeder habe sie vor Augen und warte gespannt darauf, welche sich im Urteil des Redners als richtig erweisen werde.²

Warum hörte man sich derartiges klaglos an, Jahr für Jahr erneut, wenn die Universität ihrer Gründung gedachte, andere Festtage beging, Forschungspreise verlieh, die Erstsemester feierlich begrüßte? Mitglieder der landesfürstlichen Familie, nicht selten der Fürst selbst, später der Staatspräsident, meist Regierungsmitglieder und hohe Beamte, kirchliche Würdenträger, hohes Militär, Parlamentarier, Oberbürgermeister und städtische Honoratioren, Repräsentanten von Verbänden, schließlich auch von Wissenschaftsorganisationen, Rektoren anderer Hochschulen, auch Journalisten – sie alle kamen jedes Jahr wieder, um sich gemeinsam mit den Dozenten und Studenten eine Rede über ein Thema anzuhören, von dem sie in aller Regel nichts verstanden.³ Doch alle waren überzeugt, und jeder Rektor schärfte es ihnen aufs Neue ein: Die Fachrede bildet, weil

2 Dr. A[dolf] Kratzer, Professor der Mathematik: Zur Geschichte des Umkehrproblems der Integrale. Festrede gehalten von dem Rektor des Jahres 1908/1909, in: Feierlichkeiten anlässlich der Übergabe des Rektorates an der Grossh. Technischen Hochschule »Friderician« zu Karlsruhe. Karlsruhe [o. J.]. 17–51; Dr. med. Bernhard Fischer-Wasels, o.ö. Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie: Deskriptive und experimentelle Morphologie. Rede beim Antritt des Rektorates gehalten, Frankfurt/M 1931; Dr. med. Oscar Gans, o. Professor der Dermatologie: Die Struktur der Haut auf Grund neuerer Untersuchungsmethoden. Rede beim Antritt des Rektorates, Frankfurt/M 1953; Dr. Anton Scholz, Öffentl. Ord. Professor der alttestamentlichen Exegese und der biblisch-orientalischen Sprachen: Die Entstehung der Bücher des Alten Testaments, Festrede zur Feier des Dreihundert und Elften Stiftungstages der Königl. Julius-Maximilians-Universität gehalten am 2. Januar 1893, Würzburg 1893.

3 Wie geschätzt für die unterschiedlichsten Themen die Gattung Hochschulreden, zu der die Rektoratsreden gehören, weiterhin ist, machte eine Untersuchung der Universitätsbibliothek Bonn sichtbar. *Gebauer*, Benutzungsfrequenz von Hochschulreden. Der Tübinger Bibliotheksdirektor rechnete die Rektoratsreden zu den Schriften, die ständig zur Hand sein sollten; *Ley*, Die Bildung des Bibliothekars, 21.

sie aus der Forschung berichtet. Forschung, auch deren Nachvollzug bildet, die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution.

Wer den Rektor aus seinem Fachgebiet sprechen hörte, nahm, so die Überzeugung, Anteil an der universitären Bildungsarbeit und reihte sich ein in den Kreis der akademisch Gebildeten, die eine Spitzenstellung in Staat und Gesellschaft ausübten oder anstrebten. Die Elite von heute traf auf die Elite von morgen, so sahen sich die Studenten und so wurden sie angesprochen, und beide hörten dem Repräsentanten der Hochschule zu. Sie erlebten Forschung, indem sie hörten, wie und worüber in dem jeweiligen Fach gearbeitet wurde, auch welche Irrwege man begangen hatte. Und nur weil man überzeugt war, dies zu hören bilde, konnte die Fachrede des Rektors zu einer festen Einrichtung werden. Mit ihr trat die Universität vor die Öffentlichkeit, um sich als eine Forschungs- und deshalb auch Bildungsinstitution zu präsentieren. Die Reden wurden rasch veröffentlicht, nicht wenige erlebten mehrere Auflagen, Zeitungen berichteten über sie, später wurden sie häufig in die Aufsatzsammlungen der Gelehrten aufgenommen, oft griffen Rektoren die Rede eines Kollegen auf, nicht selten entwarfen sie Gegenpositionen. Forschung entwickelt sich diskursiv. Der Rektor führte es vor. Er stand unter Druck, wenn er frisch gewählt mit seiner Rede vor die Öffentlichkeit trat. Er mußte sich gegenüber seinen Kollegen am Ort und in den anderen Universitäten in den deutschen Staaten, in der Schweiz und der Habsburgermonarchie behaupten.

Welche besonderen Leistungen schrieben die Rektoren den Hochschulen zu, die sich zum deutschen Universitätsmodell bekannten? Wovon grenzten sie es ab? Dies soll nun in einigen Grundzügen erläutert werden. Damit werden zugleich die Schwerpunkte genannt, denen jeweils eigene Kapitel gewidmet sind.

Die Rektoratsrede gibt Auskunft, wie der Rektor die Gegenwart und die Universität in ihr wahrnahm, was er von ihr und ihrer Umwelt erwartete, welche Erfolge und Defizite er in der Geschichte der Universität und seines Fachs sah. Selbstbilder und Weltbilder, Gegenwartsdiagnosen und Geschichtsvorstellungen wurden formuliert. Selbstverständlich änderten sie sich in den zwei Jahrhunderten, die hier betrachtet werden. Doch der Kern blieb unverändert, egal wer sprach, wo und wann, und über alle Fächer hinweg: Die Universität ist ein Ort der Forschung und *deshalb* eine Bildungsinstitution. Forschung bilde, weil sie als eine spezifische Form der Weltaneignung auf qualifizierte Berufe aller Art vorbereite. Denn wissenschaftliche Bildung befähige, sich auch im Berufsleben außerhalb der Hochschule immer wieder auf neue Probleme einzustellen und wissenschaftlich geschult nach Lösungen zu suchen. Heute würde man von fächerübergreifenden *soft skills* sprechen. Wissenschaftliche Bildung hingegen, wie sie die Hochschulen des deutschen Modells zu vermitteln versprochen, sollte zum einen fachspezifische Methoden zur Problemlösung bereitstellen, vor allem aber generell die Fähigkeit schulen, sich mit dem noch Unbekannten auseinanderzusetzen. Wissenschaftliche Bildung zielte mithin auf einen Habitus, den man im Studium erwirbt und sich lebenslang bewahrt. Was die Rektoren als wissenschaftliche Bildung verstanden, wie sie im Studium eingeübt werde und

welche Probleme sie dabei sahen, vor allem angesichts der immer stärkeren fachlichen Spezialisierung, wird in den Kapiteln 2 und vor allem 3 erörtert, zieht sich zudem als roter Faden durch das Buch.

Auch wenn Rektoren in ihren Fachreden oft lange Entwicklungslinien tief in die Vergangenheit zurückverfolgten, möglichst bis in die Antike, betonten sie doch durchweg, die moderne Forschungsuniversität habe sich erst im 19. Jahrhundert herausgebildet. Forschung führt unausweichlich zur Spezialisierung und zur Ausdifferenzierung von Fächern. Je lebhafter die Forschung um so stärker der Zwang zur Spezialisierung, um so schneller verändern sich Fächer und bilden sich neue. Was bedeutet dies für das Ideal der *Universitas litterarum*? Diese Frage stellten die Rektoren immer wieder, denn – davon zeigten sie sich einhellig überzeugt – das Konzept Bildung durch Forschung setze voraus, daß die Universität als eine Einheit erfahren werden kann. Wie »wissenschaftliches Wissen« entsteht, nämlich in methodisch gesicherten Verfahren, erkennen und erleben die Studierenden, indem sie zu Forschern werden oder doch zumindest an der Forschung anderer teilhaben. Doch zur Bildung werde dieser Einblick in die Entstehung von Wissen durch Forschung erst, wenn es nicht beim Inselwissen in einem Spezialgebiet bleibe.

Wie dieser Schritt über die kleine Wissensinsel hinaus, die im Studium eines oder mehrerer Fächer entsteht, ermöglicht werden könne, erörterten die Rektoren immer wieder. Nicht wenige machten es sich einfach, indem sie den Studierenden die Pflicht auferlegten, einen Wissensüberblick zu erreichen, den das einzelne Fach nicht bieten kann, andere suchten nach Möglichkeiten, die sich institutionalisieren lassen. Doch alle trieb das Problem um, wie man in der Forschungsuniversität, in der zunehmende Spezialisierung notwendig ist, das Ideal der *Universitas litterarum* bewahren könne. Für das deutsche Universitätsmodell war dies ein Kernproblem, denn seine Besonderheit gegenüber spezialisierten Ausbildungsstätten wurde stets damit begründet, die Wissenschaft insgesamt in all ihren fachlichen Verästelungen zur *Universitas litterarum* zu vereinen. Nur das deutsche Universitätsmodell sei darauf ausgerichtet, die fachliche Ausbildung in wissenschaftliche Bildung zu überführen und damit zur Problemlösung in allen Gesellschaftsbereichen zu befähigen.

Wie die Rektoren hier argumentierten, welche Gefahren sie sahen und welche Wege sie vorschlugen, wird im Kapitel 2 untersucht. Um nicht nur die Sicht der Rektoren zu präsentieren, wird in diesem Kapitel zudem versucht zu erkunden, wie Studierende den Wissenskosmos, den die Universität umfaßte, wahrgenommen haben könnten. Direkte Äußerungen in studentischen Briefen und späteren Erinnerungen an die Studienzeit scheinen nicht in hinreichender Zahl zur Verfügung zu stehen. Hier wird ein anderer Weg beschritten, indem eine Art experimentelle Situation erzeugt wird. In drei Zeitschnitten wird für Würzburg 1906–1909, Berlin 1911–1914, Frankfurt am Main 1951–1954 untersucht, welches Bild universitären Wissens entstünde, wenn man über vier Jahre hinweg, acht Semester aus studentischer Sicht, jeweils im Hörsaal Platz genommen hätte, um sich die Rektoratsrede anzuhören. Die Rektoren traten mit dem Anspruch

an, ihren fachlichen Teil zur Universitas litterarum beizutragen. Welche Gestalt nahm diese an, welcher Bildungskosmos wurde sichtbar, wenn man ihnen im Laufe eines Studiums Jahr für Jahr zuhörte?

Bildung durch Forschung bezeichnet ein Programm, das der Universität, obwohl sie sich dem Ideal zweckfreier Wissenschaft verpflichtet sah, einen festen Ort im gesellschaftlichen Leben zuweist. Forschung als Vorbereitung auf die noch unbekannten Aufgaben, welche die Zukunft stellen würde, ganz gleich in welchem Berufsfeld. Die Universität als Bildungsstätte einer Elite, die auf berufliche Führungsaufgaben vorbereitet wird, *weil* sie keine Ausbildung für bestimmte Berufe erhält. Das Prinzip Forschung als Schlüssel für eine Zukunft, die niemand voraussagen kann. Wissenschaftliche Bildung galt als zukunfts offen, weil sie aus zukunftsöffnender Forschung hervorgehe. Wer dazu in der Lage ist, zumindest rezeptiv, gehöre zur Elite.

Elitebildung verstanden die Rektoren durchgehend als eine spezifische Leistung der Universitäten. Elite nicht durch Herkunft, sondern durch individuelle Leistung, welche die Forschungsuniversität ihren Studenten abverlangt. Dieses Konzept von Elitebildung wird im Kapitel 3 untersucht. Die Rektoren nutzten es, um das deutsche Modell von dem französischen und dem britischen abzugrenzen. Erst im 20. Jahrhundert blickten sie verstärkt nach Nordamerika. Nur das deutsche Universitätsmodell sei darauf ausgerichtet, Lehre und Studium mit Forschung zu verbinden und so eine Elite hervorzubringen, deren Mitglieder zwar als Fachexperten ausgebildet wurden, nicht aber im berufsbezogenen Fachwissen befangen seien. Man fühlte sich überlegen und sagte es immer wieder dem Auditorium, in dem die Geldgeber und politischen Entscheider saßen. Nach dem Ersten Weltkrieg war dies nicht mehr so ungebrochen möglich. Der Anspruch, die Elite von morgen zu bilden, überdauerte jedoch. Er begann aber, sich vom deutschen Universitätsmodell zu lösen. Man konnte es scharf kritisieren und dennoch – das zieht sich bis in die Gegenwart – am Bildungsanspruch der Universität festhalten. Das Konzept Bildung machte den Kern des deutschen Universitätsmodells aus und befähigte zugleich, sich von ihm zu lösen, indem man es mitnahm und dabei veränderte, um universitäre Bildung nicht mehr gleichzusetzen mit Elitebildung.

Das Konzept der Elitenbildung im deutschen Universitätsmodell ließ sich politisch unterschiedlich füllen. In der Schweiz war es republikanisch ausgerichtet. Die Universitäten in den deutschen Staaten und in Österreich fühlten sich hingegen der monarchischen Ordnung verpflichtet.⁴ Hier galt der Dank des Rektors in der monarchischen Zeit, also bis 1918, jeweils dem Fürsten, der an einigen Universitäten als *rector magnificentissimus* formal das Rektorenamt innehatte. Viele Hochschulen waren nach den Fürsten benannt, die sie gegründet oder ausgebaut hatten und derer man Jahr für Jahr gedachte. Solche Bindungen

4 Die österreichischen Universitäten wurden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts modernisiert. In der Forschung spricht man von einem eigenständigen Weg, damalige Rektoren gingen jedoch von einer Übernahme des deutschen Modells aus. S. dazu Kapitel 4 mit Anmerkung 3.

erschwerten es den meisten Professoren, sich nach dem Ende der Monarchien der neuen republikanischen Ordnung einzufügen. Die parlamentarische Demokratie und der »Parteienstaat« blieben ihnen fremd. Überwiegend trauerten sie der monarchischen Vergangenheit nach. Dies war jedoch keine Folge des deutschen Universitätsmodells. Es reüssierte auch in der republikanischen Schweiz – schon 1829 sprach der Basler Rektor von der »Universität nach deutscher Art«⁵ – und fand unter dem Etikett Humboldtsche Universität in weiteren republikanischen Staaten Anklang.

Nach dem Sturz der Monarchien am Ende des Ersten Weltkrieges sprachen viele Rektoren in Deutschland und Österreich in ihren Reden offen an, warum es ihnen schwerfiel, sich mit der parlamentarischen Republik als Staatsform abzufinden. Von der Republik befürchteten sie, Demokratisierung werde von Staat und Gesellschaft auf die Universität übergreifen, indem Wissenschaft und ihre Institutionalisierung, die Universität, demokratischen Verfahrensregeln unterworfen würden. Wahrheitssuche in der Wissenschaft lasse sich jedoch nicht demokratisch regeln. Auch die Demokratisierung des Zugangs zur Universität galt als verderblich, falls dies bedeuten sollte, die Universität für bildungsferne Sozialkreise zu öffnen. Das deutsche Modell der Forschungsuniversität als Bildungsstätte der Elite würde ruiniert, wenn das Bildungsniveau, das die Erstsemester von der Schule mitbringen sollten, abgesenkt würde. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann sich diese Einstellung zu ändern. All diese Entwicklungen, die sich mit dem Konzept Elitebildung verbinden, werden im Kapitel 3 erörtert und als Frage nach Bruch und Kontinuität im Schlußkapitel 7 erneut aufgenommen.

Die Forschungsuniversität sei der Wahrheitssuche verpflichtet. Wie sich das am Forschungsprozeß ablesen lasse, führten die Rektoren in ihren Fachreden vor. Die meisten waren auf »Fortschritt« gestimmt – fachlicher Fortschritt in der Forschung und Menschheitsfortschritt durch Forschung. Forschung wurde als ein internationaler Prozeß vorgeführt, er verlaufe überstaatlich, transnational und unpolitisch. Doch finanziert wurden und werden auch weiterhin die Universitäten und ihre Forschung von den Staaten, denen sie zugehören. Ihnen sollte zugute kommen, was die Hochschulen leisten, indem sie neue Erkenntnisse bereitstellen und die Eliten bilden, die im Staat, in der Wirtschaft und in anderen gesellschaftlichen Bereichen die Führungspositionen besetzen. Universalität der Forschungsuniversität und Staatsbindung der Bildungsinstitution Universität galten nicht als Widerspruch. Die Universität transformiere die Internationalität der Forschung in Staatswohl. Die Rektoren beobachteten, was ihr Staat und was andere deutsche Staaten für ihre Universitäten leisteten, und im 20. Jahrhundert zunehmend auch, wie im Ausland Universitäten gefördert wurden. Sie sahen sich im Wettbewerb untereinander, national und international. Ihre Leistungsbilanzen, welche die Rektoren vortrugen, waren zugleich Forderungskataloge, die sie in ihren Rechenschaftsberichten detailliert ausführten. Die Beziehungen

5 Der Theologe Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780–1849): Von der Stellung der Wissenschaft im Gemeinwesen. Rectoratsrede gehalten den 2. Juli 1829 [...], Basel [1829], 19.

der Universitäten zu Staat und Kanton werden im Kapitel 4 betrachtet. Ebenso die Bindungen an die Nation.

Das deutsche Universitätsmodell, dem sie sich alle zugehörig wußten, rechneten die Rektoren in ihren Reden nicht dem einzelnen Staat zu, sondern der Nation im Sinne der deutschsprachigen Kulturgemeinschaft. In der Habsburgermonarchie und im neuen Deutschen Reich sperrte sich das Bekenntnis zur deutschen Nation lange dagegen, das Ende des Deutschen Bundes und dann die Gründung des deutschen Nationalstaates 1871 nachzuvollziehen. Man fühlte sich nicht dem Konzept Staatsnation verpflichtet, das die Idee Nation an den Staat bindet und alle Staatsbürger und Staatsbürgerinnen als Nationsgenossen versteht. Im deutschen Universitätsmodell überdauerte dagegen lange die alte Vorstellung der vielstaatlichen deutschen Nation, wie sie sich bereits im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation herausgebildet hatte. In der Schweiz hingegen ließ sich die Zugehörigkeit zum deutschen Universitätsmodell mit der Bindung an den Kanton und zugleich an die eidgenössische Staatsnation vereinbaren. Doch trotz aller Unterschiede im Verständnis von Nation, überall sahen sich die Universitäten als eine ihrer Hauptstützen und feierten sich als Repräsentanten nationaler Einheit. So verorteten die Rektoren ihre Universität in einer doppelten Loyalität. Zum einen gegenüber dem Staat bzw. Kanton, dem sie Anerkennung für Finanzierung und ideelle Förderung zollten, zum anderen gegenüber der Nation. »Geld, mehr Geld für die Wissenschaft, und für die Wissenschaft am Orte!« Diese Aufgabe der Rektoratsrede, eine angemessene Finanzierung zu fordern, hatte 1965 Hermann Heimpel in seiner »Liebeserklärung an die Universität« sprachlich elegant unterstrichen, indem er die Auftritte der Rektoren ein wenig karikierte.⁶

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Nation als zweiter Loyalitätspol immer wichtiger. Auch deshalb konnte die Rektoratsrede nicht mehr wie vielfach noch im frühen 19. Jahrhundert in lateinischer Sprache gehalten werden. Da sich die Universität als eine nationale Bildungsinstitution sah, mußte in der Landessprache doziert werden. Konflikte entstanden aus der doppelten Loyalität zum jeweiligen Staat und zur Nation lange Zeit nicht. Das Leitbild Föderativnation, wie es im Alten Reich entstanden war, konnte Mehrstaatlichkeit mit nationaler Einheit zusammendenken. Im Nationalstaat trug es dann dazu bei, ihn föderativ zu gestalten. Zu den Pfeilern der föderativen Ordnung gehörten die Universitäten, denn sie blieben Landesinstitutionen. In der Schweiz hingegen entstand in Zürich neben den kantonalen Universitäten eine eidgenössische Technische Hochschule. Im deutschen Nationalstaat von 1871 wurde die Straßburger Universität im annektierten Elsaß zur Reichsuniversität und großzügig ausgebaut. Doch dieses Experiment einer Nationaluniversität überdauerte in Deutschland nur bis zum Ende des I. Weltkriegs und wurde seitdem nicht wiederholt. Wenn-

6 H. Heimpel: Liebeserklärung an die deutsche Universität. Festvortrag anlässlich des 35. Fortbildungskurses für Ärzte in Regensburg am 14. Oktober 1965, Regensburg 1965. Zu Heimpels Rektoratsrede s. Kapitel 5.4.

gleich es in der Gegenwart immer wieder als Projekt auftaucht, um im globalen Wettbewerb mit den reichsten Universitäten der Welt mithalten zu können. In den Republiken, die in Deutschland und Österreich aus dem I. Weltkrieg hervorgingen, konnte sich das Bekenntnis der Universität zur Nation gegen den Staat der Gegenwart richten. Das war neu – Ablehnung des Nationalstaats im Namen der Nation, wie man sie von der Universität repräsentiert wähnte. In der Schweiz kam es nicht zu einem solchen Konflikt der beiden Loyalitäten. Diesem Themenfeld ist Kapitel 4 gewidmet.

Die geschichtlich begründete Bindung der Universitäten an ein Land bzw. einen Kanton führte zu einer kompetitiven Universitätslandschaft. Die verbreitete Vorstellung, erst in der Gegenwart sei den Universitäten Wettbewerb beigebracht worden, zuvor hätten sie im Elfenbeinturm gelebt, ist irrig. Alle Hochschulen bekannten sich zum deutschen Universitätsmodell, alle sahen sich als gleichrangige Bildungseinrichtungen, doch zugleich standen sie als Ausbildungs- und als Forschungsstätten in Konkurrenz. Wettbewerb zwischen den Universitäten um die besten Professoren und im späten 20. Jahrhundert zunehmend auch Professorinnen, um den kontinuierlichen Zugang von Studierenden, um staatliche und private Finanzierung, um Anerkennung in den Wissenschaften und in der Öffentlichkeit, dieser umfassende Wettbewerb ist also keineswegs eine Erfindung der Gegenwart im Zeichen von Europäisierung (Bologna) und Globalisierung, wenngleich die Konkurrenz heute anders ausgetragen werden muß als früher. Heute werden globale Ranglisten vorrangig nach Forschungsleistung, gemessen an den eingeworbenen Mitteln, erstellt, zuvor stand das Bekenntnis zur Universität als Bildungsinstitution im Zentrum und grenzte zugleich gegen Hochschulen anderen Typs ab. Als Bildungsstätte sah man sich innerhalb des deutschen Modells als gleichrangig, als Forschungsstätte erkannte man Unterschiede. Insofern vereinte das deutsche Universitätsmodell in seinem Anspruch Homogenität und Konkurrenz. In den Rektoratsreden stand die Gleichrangigkeit im Vordergrund, denn die Rektoren wollten in ihren Fachreden die Bildungsqualität von Forschung demonstrieren. Auch von »billiger« Forschung, wenngleich sie betonten, in vielen Bereichen, vor allem in der Medizin und den Laborwissenschaften, werde Forschung immer aufwendiger und teurer. Von diesem Konzept, das Gleichrangigkeit und Konkurrenz verbindet, indem man Forschung als Bildungsquelle definierte, handelt Kapitel 5. Es wirft auch einen Blick darauf, wie Rektoren in der DDR sich in diese Tradition des deutschen Universitätsmodells einordneten und die sozialistische Hochschule als überlegen zu begründen suchten.

Die Universität war männlich. Das galt zum einen für die Studenten, bevor nach Anfängen im ausgehenden 19. Jahrhundert im frühen 20. Frauen zum Studium zugelassen wurden; und es galt noch länger für die Professoren. Nicht wenige von ihnen begrüßten ihr Auditorium weiterhin mit »Meine Herren«, auch wenn Frauen im Hörsaal saßen, und wenn sie »Liebe Kommilitonen« sagten, war das nicht als generisches Maskulinum gemeint. »Studierende« sagten Rektoren bereits, bevor Studentinnen zugelassen waren. Es ging ihnen um sprachliche

Abwechslung, Gender-Sensibilität hatten sie nicht im Sinn. Kapitel 6 fragt, wie in den Reden der Rektoren die Universität als Einrichtung von Männern und für Männer inszeniert wurde. So haben zum Beispiel Mediziner ausgeführt, daß sich aus der Konstitution von Frauen oder – präziser – aus ihrem Gehirngewicht kein Argument gegen das Frauenstudium gewinnen lasse. Dieses abzulehnen, gelang ihnen dennoch, indem sie Ablehnungsgründe jenseits ihres Fachgebiets einführten, vor allem die »natürliche« Bestimmung der Frau zur Mutterschaft und zum Wirkungskreis in der Familie. Diese direkte Auseinandersetzung mit dem Frauenstudium stand in den Rektoratsreden jedoch nicht im Vordergrund. Weitaus häufiger war es, die Universität sprachlich als einen Männerraum zu präsentieren, auch wenn der Redner Themen behandelte, in denen es nicht um Frauen oder Frauenstudium ging. So wurde Forschung gerne als Kampf geschildert – Kampf zwischen konkurrierenden Forschern, konkurrierenden Theorien und Methoden, Kampf um Erkenntnis. Der Kampf um neues Wissen wurde an der Forschungsfront geführt, die Studenten sollten diese Front kennenlernen und an ihr mitkämpfen. Diese sprachliche Militarisierung des Forschungsprozesses schloß Frauen aus; jedenfalls so lange der militärische Kampf als Aufgabe allein des Mannes galt. Der Weg zur wissenschaftlichen Bildung wurde von vielen Rektoren als ein entbehrungsreicher Kampf vorgeführt – mithin ein durch und durch männlicher Weg. Das sprach aus den Reden, auch wenn sie nicht darüber sprachen, sondern über Forschungsfragen. Diese Sprachzäune gegen Frauen werden im Kapitel 6 untersucht.

Das abschließenden Kapitel 7 geht der Frage nach, ob man von einem notwendigen Scheitern des deutschen Universitätsmodells sprechen kann. Notwendig aufgrund seiner inneren Widersprüche? Notwendig aufgrund extern vorgegebener Bedingungen auf dem Weg zur Universität der Vielen? Notwendig, weil die Vorstellung von Bildung sich in der Gesellschaft radikal verändert hat und damit die Forschungsuniversität nicht mehr als Bildungsinstitution gesehen wird? Weil man nicht mehr daran glaubt, Bildung gehe aus Forschung hervor? Es geht um Brüche und Kontinuitäten in den Vorstellungen von Universität und ihren Aufgaben. Und es geht um die Frage, was man verlöre, wenn das deutsche Universitätsmodell als »im Kern verrottet« verworfen würde. Dazu muß man dieses Modell erst einmal kennenlernen. Die Reden der Rektoren bieten einen Zugang dazu. Sie zeigen, wie man das deutsche Universitätsmodell innerhalb der Hochschulen gesehen hat und es nach außen präsentierte. Darum geht es in diesem Buch. Zeitlich beginnt es im frühen 19. Jahrhundert. Nicht betrachtet werden die beiden Weltkriege, als die Rektoratsreden besonderen Bedingungen unterlagen, und die nationalsozialistische Diktatur, als die Rolle der Rektoren eine andere wurde und die Rektoratsrede ihre frühere Bedeutung verlor.⁷

7 Zur NS-Zeit jedoch einige Hinweise und Beispiele in Kapiteln 3 und 4.

Hinweis zur Zitierweise im Text:

Der vollständige Titel einer zitierten Rektoratsrede wird stets in einer Fußnote nachgewiesen. Wenn weitere Zitate aus dieser Rede folgen, werden die Seitenzahlen im Text in Klammern angegeben. Werden mehrere Reden eines Autors genannt, werden die Zitate im Text in Klammern mit Angabe des Kurztitels oder des Erscheinungsjahres und der Seitenzahl nachgewiesen. Die Rechtschreibung in den Reden wird stets beibehalten, auch wenn sie von der heutigen abweicht.

2. *Universitas litterarum* in »fabrikativen Grossbetrieben«?

Bildung durch Forschung – so lautete, auf den Kern reduziert, das Versprechen des deutschen Universitätsmodells, das die Rektoren Jahr für Jahr öffentlich erneuerten. Und dafür Forderungen stellten. Es ging ihnen um eine Universität, die forscht und deshalb fürs Leben bildet. Voraussetzung dafür, so die Rektoren einhellig, die Universität müsse alle Wissenschaftszweige umfassen – eine *Universitas litterarum*. Eine Volluniversität, würde man heute sagen, die sich wissenschaftsgeleitet fortentwickelt, indem sie institutionell in der Fächerstruktur nachvollzieht, was im Forschungsprozeß an Neuem sich durchgesetzt hat. Dem heutigen Wort fehlt jedoch die Ausrichtung auf Bildung. Im deutschen Universitätsmodell war sie hingegen essentiell. Deshalb wäre ihr die Vorstellung der zwei Kulturen, einer geisteswissenschaftlich-literarischen und einer naturwissenschaftlich-technischen, wie sie 1959 mit großer Resonanz Charles P. Snow vorgetragen hat, fremd gewesen.¹

Warum galt *Universitas litterarum* den Rektoren als unverzichtbar? Und wie reagierten sie, als sie diese Einheit von innen gefährdet sahen, aus der Forschung heraus, die seit dem späteren 19. Jahrhundert die Fächer immer weiter ausdifferenzierte und insbesondere in den Naturwissenschaften zu großen Forschungseinrichtungen auch außerhalb der Universitäten führte. Als Adolph Wagner (1835–1917), ein Ökonom, 1896 als Berliner Rektor auf die Entwicklung seiner Universität seit ihrer Gründung 1810 zurückblickte, sah er in den »grossen naturwissenschaftlichen Instituten ein kapitalistisches Seitenstück zu den fabrikativen Grossbetrieben.« Auch im »Wissenschaftsbetrieb sind nunmehr bedeutendere kapitalistische Hilfsmittel, grössere stehende Kapitalanlagen, mächtigere technische Apparate nothwendig, eine Mitfolge und wieder eine Bedingung des Fortschritts der Wissenschaft. Die »reine« Geistesarbeit reicht hier so wenig mehr aus als die blosse Handarbeit in der Wirthschaft.«²

1 Snow, Die zwei Kulturen. In der Studie von Haupt (Beharren der Rektoren auf die »Deutsche Universität«) wird das Bildungsverständnis, das dem deutschen Universitätsmodell eigen war, als idealistisch charakterisiert, Zeichen einer verfehlten »bürgerlichen Denkweise« (100, 115 u. ö.).

2 Die Entwicklung der Universität Berlin 1810–1896. Rede zur Gedächtnissfeier der Stiftung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 3. August 1896 gehalten in der Aula von dem zeitigen Rektor Adolph Wagner, Berlin 1896, 28 f.

2.1. Nebeneinander der Fächer oder fächerübergreifende Forschungssynthese?

Forschung als Bildungsprinzip, Forschung zugleich aber als Triebkraft von Spezialisierung, die sich vielleicht nicht mehr in den universitären Bildungsauftrag einfügt. Gefährdet die Spezialisierung der Forschung, gefährdet die daraus folgende Vermehrung der Fächer und die Entwicklung hin zur Forschung als Großbetrieb, gefährdet all das die *Universitas litterarum* als Grundlage des deutschen Universitätsmodells, wie es sich im 19. Jahrhundert so außerordentlich erfolgreich entwickelt hatte? Kann eine solche ins Spezielle und ins Große expandierende Universität auch künftig *die* zentrale Bildungsinstitution für eine wissensbasierte Gesellschaft sein? Ist das deutsche Universitätsmodell noch zeitgemäß und zukunftsfähig?

Diese Sorge trieb die Rektoren um. Keiner zog bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus das deutsche Universitätsmodell grundsätzlich in Zweifel, doch viele fragten, was bedeutet in einer Zeit unaufhaltsamer Spezialisierung das Ideal der *Universitas*. Ein Grundpfeiler des deutschen Modells, wie sie immer wieder beteuerten. Ihn als tragfähig zu erhalten, argumentierten die Rektoren in zwei Richtungen.

Die eine sah die Universität als einen Angebotsmarkt, auf dem jeder, Anbieter wie Kunden, die Aufgabe habe, sich einen Überblick, ein Bild des Ganzen zu verschaffen. Wer das nicht versucht, verfehle die Bildungsmöglichkeit, welche die Universität als *Universitas litterarum* biete. Sie zu nutzen, liege in der Verantwortung des Einzelnen. Vielen Rektoren reichte dies, um die Einheit der Universität trotz wachsender Vielfalt der Fächer gewahrt zu sehen. Die Universität als Angebotsmarkt umfasse alles, was sich bislang als wissenschaftlich wichtig erwiesen habe. Und das werde auch künftig so sein, weil dieser Angebotsmarkt zugleich ein Forschungsmarkt ist. In ihm wird im Austausch und in Konkurrenz untereinander ständig neues erdacht und erprobt. An diesem Forschungsprozeß wollte der Rektor am Beispiel seines Fachs das Auditorium mit seiner Rede teilhaben lassen. Doch zugleich suchten viele Rektoren in ihrer Fachrede zu zeigen, wie die Spezialisierung in der Forschung zu neuen Formen von Einheit über Fächer hinweg führe.

Diese Überzeugung prägte die zweite Richtung, in die Rektoren argumentierten. Spezialisierung nicht als Gegenpol, *Universitas* erwachse vielmehr aus Spezialisierung, weil sie bislang unbekannte Verbindungen zwischen Fächern erzeugt. *Universitas litterarum* wurde also neu definiert. Nicht mehr ein Nebeneinander aller Fächer, aus denen Bildungssynthesen zu schöpfen Aufgabe jedes einzelnen sei, sondern unerwartete Synthesen dank spezialisierter Forschung. Es waren meist sektorale Synthesen verwandter Fächer. Nicht auflösen lasse sich, so der Philosoph Ernst Cassirer (1874–1945), »der Streit der Wissenschaften – der innere Gegensatz nicht nur in ihren Resultaten, sondern in ihren Grundformen und Grundrichtungen, in ihren Fragestellungen und Zielsetzungen.« In seiner tiefeschürfenden Hamburger Rektoratsrede »Formen und Formwandlungen des

philosophischen Wahrheitsbegriffs« von 1928 hat er die physikalischen Theorien seiner Gegenwart einbezogen.³

Viele Rektoren haben die beiden Richtungen, *Universitas* als Leistung des Nutzers oder als Ergebnis spezialisierter Forschung, nicht als Alternativen gesehen, sondern forderten, sie miteinander zu verbinden. Wie Rektoren ihre Lösungswege argumentativ entfaltet haben, wird zunächst im Längsschnitt an überwiegend Münchner Rektoratsreden dargelegt. Anschließend wird gefragt, welche Art von Universität sich den Studierenden präsentierte, wenn sie in einem achtsemestrigen Studium taten, was ihnen angeraten wurde – Jahr für Jahr die Reden der Rektoren hören, um die Universität über ihre eigenen Fächer hinaus als *Universitas litterarum* kennenzulernen. Ausgewählt wurden für dieses Experiment Berlin – so wird ein Vergleich der preußischen Spitzenuniversität mit ihrer Konkurrenz in München möglich –, und mit Würzburg und Frankfurt/Main werden eine angesehene Provinzuniversität und eine Neugründung betrachtet.

2.2. Münchener Angebote und ein Tübinger Skeptiker

Zunächst stehen Münchner Rektoratsreden im Mittelpunkt. Zeitlich erstrecken sie sich von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des zwanzigsten. Gefragt wird stets, welche Bedeutung maßen die Rektoren der *Universitas litterarum* als Besonderheit des deutschen Universitätsmodells zu? Welche Probleme diagnostizierten sie, welche Lösungen erwogen sie?

Die ersten beiden Reden stammen aus den 1860er Jahren, gehalten von dem katholischen Theologen Ignaz von Döllinger (1799–1890), kurz darauf als Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas exkommuniziert, und von dem Direktor der Technischen Hochschule in München Carl Max von Bauernfeind (1818–1894), ein Geodät und Brückenbauingenieur. Die dritte hielt 1913 der Ökonom und Statistiker Georg von Mayr (1841–1925). Die beiden letzten Redner, die ausgewählt wurden, waren Physiker. Wilhelm Wien (1864–1928), 1911 mit dem Nobelpreis geehrt, amtierte 1925/26 als Rektor, Walther Gerlach (1889–1979) 1948 bis 1951.⁴

3 In: Hamburgische Universität. Reden, gehalten, bei der Feier des Rektorwechsels am 7. November 1929, Hamburg 1929, 17–36, 36.

4 Dr. Joh. Jos. Ign. von Döllinger. d. Z. Rector: Die Universitäten sonst und jetzt. Rectorats-Rede gehalten am 22. Dezember 1866, München 1867; Dr. C. M. Bauernfeind: Einfluss der exacten Wissenschaften auf die allgemeine Bildung und auf die technischen Fachstudien insbesondere (1868), in: Reden und Vorträge zur Einweihungsfeier der Technischen Hochschule in München. Mit Genehmigung des k. Staatsministeriums des Handels und der öffentlichen Arbeiten herausgegeben von Dr. Carl Max Bauernfeind, Professor und Director der Polytechnischen Schule, München 1869, 21–36; Dr. Georg von Mayr: Die Staatswissenschaften und ihr Standort im Universitätsunterricht. Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität gehalten am 6. Dezember 1913, München 1913; Wilhelm Wien: Universalität und Einzelforschung. Rektorats-Antrittsrede gehalten am 28. November 1925, München 1926; Dr. Walther Gerlach: Wege der Entwicklung. Jahresbericht und Rektoratsrede 17. Februar 1951, München 1952.

Döllinger durfte 1866 zu seiner Rede zwei bayerische Prinzen im Auditorium begrüßen, Mayr den König, Bauernfeind und Gerlach benötigten zwei Seiten, um die hohen Ehrengäste hervorzuheben, darunter etliche Minister. Dieser illustre Hörerkreis bezeugt, die Rektoratsrede war ein gesellschaftliches und politisches Ereignis, und sie blieb es über alle staatlichen Brüche im 20. Jahrhundert hinweg. Sie gehörte zu dem, was Pierangelo Schiera mit Blick auf das deutsche Kaiserreich die Verfassungsfunktion der Wissenschaft und der Universität genannt hat.⁵ Im Hörerkreis der Rektoratsrede wurde sie sichtbar. Entscheidungsmächtige aus Staat, Kirche, Militär und Gesellschaft hörten zu, trafen sich mit Professoren. Und auch Studenten waren zugegen, für Erstsemester eine moralische Pflicht. Ihnen wurde hier performativ ihr künftiger sozialer Ort vorgeführt. Die Universität verstand sich als *die* Institution, in der die Elite von morgen gebildet wird. Was von ihr erwartet wurde, demonstrierte der Rektor an seinem Fach, nämlich zu lernen, wie man sich mit offenen Fragen wissenschaftlich auseinandersetzt. Jeder in seinem Fach mit dessen Methoden. Stets mit dem Ziel, nicht Wissen anzuhäufen, sondern zu erkennen und einzuüben, wie man sich wissenschaftlich einem ungelösten Problem nähert. Indem jeder im Laufe des Studiums an Forschung herangeführt wird, sie zumindest rezeptiv in Lehrveranstaltungen kennenlernt. Doch warum sollte das in einer *Universitas litterarum* geschehen?

Döllinger gab darauf 1866 eine Antwort, die in den Rektoratsreden bis weit in das 20. Jahrhundert hinein allgegenwärtig blieb: Die »Productivität in allen Wissensgebieten« habe in der Gegenwart wie nie zuvor in der »Weltgeschichte« zugenommen, ermöglicht »durch die Verbindung verschiedener Fächer und Studien in einzelnen Männern« (25). Sein Fach, die Theologie, habe sich ebenso wie die Rechtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten »an der Verbindung mit Philologie und Geschichte gereinigt, vertieft und erweitert«, die Medizin sei dank der Naturwissenschaften eine andere geworden. »So haben diese Wissenschaften sowohl an Stoffreichthum als an Sicherheit des Verfahrens und also an Wahrheit gewonnen« (25). Die Universität nannte er einen »Wissensbaum« (54), in dem alles miteinander verbunden sei und ein fehlender Teil alle anderen beschädige.

Nur ein Jahrzehnt nach Döllinger, 1877, hatte Gustav Rümelin (1815–1889), der langjährige Kanzler der Universität Tübingen, in einer von seinen Zeitgenossen vielgerühmten jährlichen Kanzlerreden – hier damals bedeutsamer als die Rektoratsrede – über die Zwiespältigkeit der voranschreitenden Spezialisierung in der Wissenschaft gesprochen.⁶ Er urteilte weitaus schärfer als man es damals in München tat. Nichts sei »unzweifelhafter als die großartige Ausbreitung der menschlichen Erkenntnis nach der Masse des Stoffs«. Das »große Prinzip der Arbeitsteilung«, das »alle wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Zeitalters von Grund aus umgestaltet hat«, habe auch »das Reich der Wissenschaften und die Arbeit der Gelehrten« verändert. Dieser Fortschritt sei jedoch »zugleich

5 Schiera, *Laboratorium der bürgerlichen Welt*. 98.

6 Über die Arbeitsteilung in der Wissenschaft (1877), in: Rümelin, *Kanzlerreden*, 192–213. Dort alle folgenden Zitate. Vgl. zu dieser Rede Langewiesche, *Die Universität als Vordenker?*

auch ein Rückschritt«. Die »Mittelmäßigkeit mit guter Methode« triumphierte über das »Talent«. Seine zuhörenden Kollegen schonte er nicht. Dank ihrer »Legitimationsbücher« komme es zu einer »maßlosen Überproduktion an gelehrter Mittelgutware«, geschrieben »für die Spezialkollegen, manchmal eigentlich nur für einen unter ihnen, der auch schon über denselben Gegenstand geschrieben hat« und nun ergänzt oder widerlegt werden muß. Sein bitteres Resümee: »Nur in den Sälen unserer Bibliotheken sind die Wissenschaften noch beisammen, nicht in den Köpfen der Menschen.« Die *Universitas litterarum* war für ihn zu einer Fiktion geworden. Die befragten Münchner Rektoren urteilten maßvoller.

Wer jedoch wie Döllinger argumentierte, dies taten viele, entzog sich der Frage, ob die enorm zunehmende Spezialisierung die Universität als *Universitas* beschädige und damit auch ihren Bildungsauftrag. Die Metapher Wissensbaum – viele bemühten ähnliche Organismus-Sprachbilder – schien jede fachliche Verästelung einzuhegen. Doch so harmonisch dieses Bild erscheinen mag, als Rektor Döllinger sich speziell an die Theologiestudenten im Auditorium wandte, ließ er sie nicht im Unklaren, was die Verbindung aller Fächer untereinander an existentieller Herausforderung für ihr Fach bedeute. Und auch für ihren Glauben. Er verwies auf die Geschichtsforschung. Seine Hörer wußten selbstverständlich, welche Probleme die katholische Kirche, und nicht nur sie, damals mit der historisch-kritischen Bibelforschung hatte und welche Brisanz darin für die katholischen Fakultäten lag. In Döllinger stand diese Sprengkraft als Person vor ihnen. Andere Theologen, einen Würzburger werden wir in diesem Kapitel noch kennenlernen, suchten in ihren Rektoratsreden ihr Fach für naturwissenschaftliche Forschungen und deren Herausforderungen zu öffnen, auch für die Provokation durch die damalige naturwissenschaftliche Evolutionsgeschichte.

Universitas litterarum als Grundlage des deutschen Universitätsmodells zu sehen, erzeugte also, selbst wenn man die Wissenschaft als einen Organismus entwarf, systematisch Druck, sich mit Forschungsergebnissen anderer Disziplinen auseinanderzusetzen. Der Theologe Döllinger tat es 1866 aus der Defensive. Sein Fach mußte sich öffnen für andere Fächer, um sich in die *Universitas litterarum* mit ihrem Forschungsimperativ einfügen zu können. Der Natur- und Ingenieurwissenschaftler Bauernfeind trat 1868 mit seiner Rede über den »Einfluss der exacten Wissenschaften auf die allgemeine Bildung und auf die technischen Fachstudien insbesondere« offensiv auf. Darin unterschied er sich nicht von den allermeisten seiner Kollegen aus den Naturwissenschaften an den Universitäten. Verwiesen sei nur auf Rudolf Virchows provokative Berliner Rektoratsrede von 1893, in der er (wie andere vor ihm) das naturwissenschaftliche Zeitalter ausrief⁷, oder auf des berühmten Berliner Physiologen Emil du Bois-Reymonds Kampfruf »Kegelschnitte! Kein griechisches Skriptum mehr!«⁸ Theodor Mommsen hat ihn

7 Rudolf Virchow: Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Zu Virchows Reden s. Kapitel 3.

8 Emil du Bois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. Im Verein für wissenschaftliche Vorlesungen zu Köln am 24. März 1877 gehaltener Vortrag (Deutsche Rundschau XIII, 1877), in: Reden von Emil du Bois-Reymond. Band I, 567–629.

deshalb einen Banausen genannt.⁹ Bauernfeind teilte den Dominanzwillen von Naturwissenschaftlern – er wird im folgenden Bildungskapitel eingehender betrachtet –, formulierte ihn aber weniger schroff: »Die allgemeine Bildung aber, welche uns solches alles begreifen lässt, ist von den exacten Wissenschaften zu erholen: von der Mathematik, Physik und Mechanik, von der Chemie, Geognosie und Physiologie.« (23)

Der TH-Direktor hing in seiner Rede jedoch einer Vorstellung von »allgemeiner Bildung« an, welche die Universitätsrektoren in aller Regel dezidiert nicht aufriefen. Nicht »humanistische Bildung« mit dem Schwerpunkt auf das »Studium der alten Sprachen« (24), wie Bauernfeind sagte. Die Universitätsrektoren legten in ihren Reden Bildung inhaltlich ausdrücklich nicht fest. Sonst hätten sie nicht alle Fächer als gleichrangig in der Bildungsinstitution Universität anerkennen können. Wie im anschließenden Kapitel erörtert wird, definierten sie universitäre Bildung als die Fähigkeit, sich wissenschaftlich geleitet offenen Fragen zuzuwenden. Universitätsbildung als Problemlösungskapazität, erworben durch Einsicht in Forschung, jeder in seinem Fach. Dieser Bildungsbegriff, inhaltlich offen, auf die Beherrschung fachlicher Methoden ausgerichtet, war die Voraussetzung dafür, daß man die Universität nach dem deutschen Modell als eine Bildungsinstitution verstehen konnte, in der alle Fächer den gleichen Rang innehaben – weil sie forschen. Also bilden.

Die Universität als eine Bildungsinstitution der gleichrangigen Fächer. Dies bekundeten die Rektoren Jahr für Jahr aus Neue. Doch auch sie wußten selbstverständlich, daß naturwissenschaftliche Fächer die Entwicklung bestimmten, in der Wissenschaft wie außerhalb, und sie benötigten und erhielten erheblich mehr Geld. Dieses neue Ungleichgewicht bereitete den Rektoren Sorge. Zu spüren auch in der Rektoratsrede, die der Statistiker und Ökonom Georg von Mayr 1913 hielt: »Die Staatswissenschaften und ihr Standort im Universitätsunterricht«. Er ordnete sein Fach ausdrücklich ein in die *Universitas litterarum*, auf die es schon allein deshalb angewiesen sei, weil es als Glied der Staatswissenschaften den Gesamtbereich des ökonomischen und sozialen Lebens und auch »die soziologisch gearteten Disziplinen des Wissens vom Staat« einschließe (12). Jüngst seien etliche Untersuchungsfelder hinzugekommen wie Arbeitslosenversicherung, Arbeits- und Versicherungswissenschaft. Die Statistik galt ihm als ein Querschnittsfach, dessen Aufgabe er als die umfassende »Beobachtung sozialer Massen« bestimmte. In dieser anspruchsvollen Gestalt sah er es gefährdet durch eine Art Vernaturwissenschaftlichung der Staatswissenschaften. Sie würden aufgelöst in Teilbereiche, umfaßten nicht mehr das soziale und ökonomische Leben. Manche Statistiker seien dabei, durch Mathematisierung ihr großes »Wissensgebiet elendiglich zu verkleinern und zu verwüsten« (6), andere wollten »Werturteile« ausschließen und so »uns Nationalökonomien zu einer

9 In seiner Akademierede »Zur Feier des Geburtstags des Kaisers 20. März 1884, in: Sitzungsberichte d. K. P. Akad. d. Wiss. 1884, 245–253, 246. Mommsen nennt keinen Namen, zitiert aber das Bild mit den Kegelschnitten.

reinen Registrierungs- und Klassifizierungsarbeit [...] degradieren« (7). All das verbuchte er unter zu weitgehender »naturwissenschaftlicher Auffassung des Wirtschaftslebens« (7).

Mayr anerkannte die Berechtigung neuer Wissenschaftszweige in seinem Fachbereich, etwa die Arbeitswissenschaft, die gegenwärtig entstehe. Dieser »Neubildung von Wissenszweigen« durch »systematische Ausgliederung« und »Spezialisierung« billigte er eine »innere Entwicklungsnotwendigkeit« zu (10 f.). Doch wie läßt sich heute »Staatswissenschaften« definieren, fragte er, wenn auf ihrem bisherigen Fachgebiet eine Vielzahl neuer Wissenschaftsgebiete entstanden sind und künftig »das Fortschreiten der wissenschaftlichen Arbeitsteilung« (16) zu weiteren Ausgliederungen führen wird? Will man all diese Entwicklungen untereinander verbinden, was auch die Lehre erfordere, sei eine eigene Fakultät Staatswissenschaften notwendig, vielleicht, so meinte er, unter der »Zukunftsetikette ›sozialwissenschaftliche‹ Fakultät« (26).

Der Statistiker und Ökonom sah also in der fortschreitenden Arbeitsteilung und Spezialisierung einerseits die Gefahr des Übergriffs »naturwissenschaftlicher Auffassung« (7) auf gesellschaftswissenschaftliche Fächer, andererseits hoffte er, die neue Vielfalt in seinem Fachgebiet im Rahmen einer neuen Fakultät einzubinden. *Universitas litterarum*, zu der er sich bekannte, trat hier auf der Ebene der Universität als Störfaktor auf, wurde aber zugleich als Chance begriffen, in einer neuen Fakultät eine Art *Universitas* zweiten Grades zu erreichen. Zugespitzt: zweckmäßige *Universitas* in der Fakultät, problematische *Universitas* in der Universität als Gesamtheit.

Als der Physiker Wilhelm Wien 1925 und 1926 zweimal als Münchner Rektor sprach, hatte sich das Umfeld, in dem die Universitäten wirkten, gründlich verändert. Ganz überwiegend bewerteten die deutschen Hochschullehrer dies negativ. Der vertraute Immediatzugang der Universität zur Staatsführung schien vorbei, die meisten Professoren mißtrauten der neuen Staatsform, viele glaubten die Institution Hochschule, die sie kannten, gefährdet. Auch die Münchner Reden zeugen davon. Der erste Münchner Rektor in der Republik, ein Mediziner, sah in den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart eine Gefahr für die Universität und deren Verpflichtung zur empirischen Forschung. Er verurteilte das Synthese-Verlangen der Gegenwart, das auch sein Fach erfaßt habe. Die Universität müsse Forschungsstätte bleiben, mit Spezialisten als Lehrern, der Generalist sei »unakademisch«. ¹⁰ Er äußerte sich nicht dazu, was dies für die Universität als *Universitas* bedeute, doch er forderte ausdrücklich, keine »Zwangsvorlesungen«, sondern Beibehaltung des freien Studiums, dessen Erfolg erst im Abschluß-

10 Friedrich Müller: Konstitution und Individualität. Rektorat-Antrittsrede gehalten im Winter-Semester 1919 an der Universität München. München 1920, 14. Auch der nächster Mediziner im Rektoramt sprach über Synthese und Spezialisierung. Er betonte die Notwendigkeit enger Verbindung mit den Naturwissenschaft und forderte Kontakte auch zu den Geisteswissenschaften. Oswald Bumke: Eine Krisis der Medizin. Rede gehalten bei der Übernahme des Rektorats am 24. November 1928, München 1929.

examen nachzuweisen sei. Für ihn hieß das zeitbedingt vor allem, Abwehr des »Massenbetriebs«, den er drohen wähnte (15).

Während die nachfolgenden Münchner Rektoren sich damit begnügten, die Einheit der Universität im deutschen Modell gewährleistet zu sehen, solange sie als Volluniversität alle Fakultäten umfasse¹¹ oder alle Fächer gemeinsam nach Wahrheit¹² streben, wandte sich der Physiker Wien den Problemen und Erwartungen grundsätzlicher und systematischer zu. Zum Antritt seines Rektorats 1925 sprach er über »Universalität und Einzelforschung«, ein Jahr später zum Stiftungsfest über »Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Physik«.¹³

Wo bleibt die Universalität, die man von der Universität zu Recht erwarte, fragte er, wenn die Chemie heutzutage in fünf Fächer mit spezialisierten Professuren zerfalle – in organische, anorganische, pharmazeutische, physikalische und technische Chemie. In seiner Jugendzeit – Wien lebte 1864 bis 1928 – habe ein einzelner die gesamte Physik überschauen können, heute drohe sie »in zwei gesonderte Teile, die experimentelle und die theoretische, zu zerfallen« und weitere Gebiete, er nannte Mechanik, Röntgenstrahlen, drahtlose Telegraphie, seien dabei »abzusplintern« (Universalität, 3). Als er 1927 auf sein Berufsleben zurückblickte, konstatierte er, wie sehr sein Arbeitsgebiet im letzten Jahrzehnt »beschränkter« geworden sei. »Früher bewegte ich mich auf dem Felde der ganzen Physik und es machte mir Freude, bald theoretisch, bald experimentell zu arbeiten. Noch bis in den Krieg hinein konnte ich die Fortschritte der gesamten Physik verfolgen. Jetzt hat sich die Ausdehnung so vergrößert, daß es wohl kaum mehr möglich ist, daß ein Physiker noch die ganze Wissenschaft beherrscht. Die allgemeine Relativitätstheorie und die Quantentheorie haben sich fast als selbständige Zweige entwickelt, die von besonderen Spezialisten bearbeitet werden. Das Laboratorium und die dort gemachten Arbeiten nehmen meine Zeit jetzt vollständig in Anspruch.«¹⁴ Er müsse nun, anders als früher, im voraus die Erfolgchancen von Forschungsvorhaben kalkulieren, um die berufliche Zukunft seiner Mitarbeiter nicht zu gefährden.

11 Erich von Drygalski, Rektor an der Universität: Zeitfragen der Universität. Rede zum 450jährigen Jubiläum Ludwig-Maximilians-Universität München, gehalten in der Aula am 24. Juni 1922. München 1922, 25. Ähnlich auch in seiner Rektoratsrede, in der er die Kriegsniederlage und ihre Folgen, insbes. auch das Ende der Monarchie betrauerte. Erich von Drygalski, Professor der Geographie: Der Einfluss der Landesnatur auf die Entwicklung der Völker. Rede zum Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität München gehalten in der Aula am 26. November 1921, Berlin-Leipzig 1922.

12 Leopold Wenger: Von der Staatskunst der Römer. Rede gehalten beim Antritt des Rektorates am 29. November 1924. München 1925, 3.

13 Wilhelm Wien: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Physik. Rede gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 19. Juni 1926, München 1926; Wien, Universalität und Einzelforschung. In der heutigen Gestalt ist das Fach Physik erst im 19. Jahrhundert entstanden; s. *Stichweh*, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen.

14 Wilhelm Wien. Aus dem Leben und Wirken eines Physikers, Leipzig 1930, 25. (<http://www.zeno.org/Naturwissenschaften/M/Wien,+Wilhelm/Ein+R%C3%BCckblick>)

Mit Recht werde heute kritisch gefragt, ob es angesichts solcher Entwicklungen noch möglich sei, »den verknüpfenden Faden in der Hand zu behalten.« (Universalität, 4) Nur wenn das gelinge, könne sich die Universität weiterhin als eine Institution verstehen, aus deren Forschungsarbeit Kultur entstehe. Spezialisierende Ausdifferenzierung bleibe unverzichtbar, sie dürfe die Universitäten jedoch nicht in eine Ansammlung von Fachschulen auflösen. (6) Sie könne auch nicht wie die neuen Volkshochschulen »gemeinverständlich« – er setzte das Wort in Anführungsstriche – ein weites Publikum ansprechen (9). Was tun? Wien forderte Universalität als Leistung des Einzelnen, sich Anregungen aus fachfremden Gebieten zu holen. Er folgte also dem Marktmodell Universität. Aus ihren vielen Angeboten Universalität zu schöpfen, die Vielfalt in *Universitas* zu überführen, sah er als individuelle Aufgabe.

Wie schwer sie ist, erläuterte er 1926 eindrucksvoll in seiner Rede über den Weg seines Fachs bis in die unmittelbare Gegenwart. Nun versuchte er, was er ein Jahr zuvor schier unmöglich genannt hatte – das gesamte Fach Physik zu überblicken. Der Nobelpreisträger beschrieb die Fortschrittsgeschichte seines Fachs als einen ständigen Kampf um bessere Erklärungen zum physikalischen Verständnis der Natur. »Zuerst bildete die Mechanik die Grundlage der physikalischen Betrachtung. [...] Aber es gelang ihr nicht, Elektrizität und Magnetismus zu umspannen. Im Gegenteil drehte die Elektrizität den Speer um und zwang die Mechanik in die nachgeordnete Stellung. Wir sind jetzt gewöhnt, die Materie aus Elektrizität bestehend, anzunehmen. Dann versuchte die Quantentheorie die Wellenlehre des Lichts zu beseitigen. Aber diese [...] ging zum Gegenangriff über, um vielleicht die ganze physikalische Welt zu erobern.« (17)

Er griff zur Metapher des Krieges, um seinem Publikum begreiflich zu machen, daß es »um große Fragen der Menschheit« gehe, nämlich »ob die im Altertum begonnene, in der Neuzeit auf neuer Grundlage fortgeführte Einsicht in die kausalen Zusammenhänge des Naturgeschehens auch weiterhin möglich ist.« (18) Manche sprächen vom »Zusammenbruch der Naturwissenschaft« (18), er hingegen sei überzeugt, der Erkenntnisweg der Physik, den niemand vorhersehen konnte, ein Forschungsweg ins Offene und Ungewisse, werde weitergehen. Er schloß mit einem Vers aus Goethes Gedicht »Eins und Alles«:

»Weltseele komm uns zu durchdringen!
Denn mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unserer Kräfte Hochberuf.«

Goethe und Physik, damit signalisierte er seinem bildungsbürgerlichen Publikum die menschheitsgeschichtliche Bedeutung seines Fachs und warum jene Bildung, welche das deutsche Universitätsmodell versprach, auch weiterhin auf die *Universitas litterarum* angewiesen sei. Die Querverbindungen zwischen den sich immer weiter spezialisierenden Fächern herzustellen, um das Bildungspotential der Universität auszuschöpfen, wies Wien erneut dem Einzelnen zu.

Nur drei Jahre später, 1929, demonstrierte ein anderer Physiker, daß man aus der Geschichte dieses Fachs die geforderte *Universitas* auch anders begründen

konnte – immer wieder aufs Neue herzustellen im Forschungsprozeß. Dieser führt zwar notwendig in die Spezialisierung, doch dadurch ergäben sich vorher nicht gekannte Möglichkeiten der Kooperation zwischen Fächern. *Universitas litterarum* nicht als individuelle Syntheseleistung im Überblick zwischen Fächern, sondern erzeugt im fächerübergreifenden Forschungsprozeß. So 1929 Walther Kossel (1888–1956), an der TH München 1920 habilitiert, in seiner Kieler Rektoratsrede »Die Einheit der Naturwissenschaften«.¹⁵

Auch er stieg ein mit dem verbreiteten Gefühl, »die Gefahr allzu hoher Spezialisierung, des Auseinanderfallens in Fachbetriebe« bedrohe »unser ganzes kulturelles Leben« (3). Die »gemeinsame Nährmutter solcher Unruhe« sei die Naturwissenschaft (4). Wie steht es um deren innere Einheit? Das Fazit seiner Analyse der Entwicklungsschritte in den Naturwissenschaften lautete: »Es ist eines der reizvollsten Erlebnisse, die einem wieder und wieder in der Naturwissenschaft begegnen, daß ihre Gedanken sich vereinfachen können, während ihr Inhalt sich vermehrt. Wer in seinem Spezialfach rücksichtslos vordringt und allein die dafür geeigneten Begriffe ausbildet, so kann sich plötzlich in überraschender Berührung mit dem finden, der auf dem Nachbargebiet das Gleiche tat. So finden sich heute Physik, Chemie, Mineralogie nach langen selbständigen Arbeiten von Tag zu Tag enger zusammen, wobei jedes seine eigentümliche Arbeitsweise bestätigt findet. Alle drei bearbeiten die unorganische Materie und alle drei finden sich heute darin, daß sie zur atomistischen Deutung der Materie vorgedrungen sind.« (5) Der Gegenstand selbst, über den geforscht wird, führe die »Forschenden zur Einheit zurück und die Idee eines Kosmos bestätigt sich überraschend in Erfolgen der Arbeit selbst.« (5) Der Physiker begriff dies als »ein tiefes Zeugnis dafür, daß wir nicht nur Zuschauer des Weltgeschehens sind, sondern selbst ganz und gar hineingehören. Und darin liegt auch die Sicherheit, daß die Naturwissenschaft die Geschlossenheit des Ganzen der theoretischen Wissenschaften nicht sprengen, sondern sie nur bereichern wird.« (6)

Am ausführlichsten wandte sich Kossel der gegenwärtigen Phase der Physik zu, deren Beginn er um 1895 ansetzte, als mit Elektronik, Röntgenstrahlen und Radioaktivität Phänomene untersucht wurden, »die sich durchaus nicht in den Canon der klassischen Physik eingliedern lassen.« (10) Er führte in Grundzüge der Quantenphysik ein, erläuterte Heisenbergs »Ungenauigkeitsrelation« (18), ging auf das überraschende Phänomen der Anordnung der Elektronen im Atom ein – »ein neues physikalisches Prinzip«, dessen widerspruchsfreie Erklärung noch nicht gelungen sei. Hier baute er in seine Rektoratsrede eine Kontroverse mit einem Fachkollegen ein. Man habe etwas völlig Neues erkannt, daß sich nämlich »jedes Teilchen des Atoms [...] nach einer bestimmten Rücksicht auf das Ganze zu richten hat. Mit aller nötigen Vorsicht möchte ich die Vermutung aussprechen, daß an dieser Stelle der Punkt in der unorganischen Welt

15 Die Einheit der Naturwissenschaft. Rede beim Antritt des Rektorats der Christian-Albrechts-Universität am 5. März 1929 gehalten von Dr. Walther Kossel, Professor der Theoretischen Physik, Kiel 1929.

liegt, wo auch die Individualität der lebenden Wesen anzuschließen und damit auch die Biologie der schon zusammengeschlossenen Welt der anorganischen Erscheinungen zu verknüpfen ist.« (19f.)

Kossel bot eine Fachgeschichte der Physik, die dank der spezialisierten Forschung neue Synthesen erkennt, sich dabei mit den anorganischen Nachbarwissenschaften verbunden hat und hoffen lasse, daß diese Fächer auf dem Weg der fachlich getrennten Spezialisierung »auch mit Grundproblemen der Biologie zusammenfindet« (21). Daraus entstünden auch neue Aufgaben für die Erkenntnistheorie. »So dürfen wir sagen, daß die Entwicklung nicht ins Breite, sondern zur Einheit führt.« (21) Daß er seine Rede mit einem altgriechischen Text beschloß, in der Originalfassung ohne Übersetzung, fügte seine Fachrede schließlich in eine akademische Bildungswelt ein, die ihre elitäre Position gewahrt wissen wollte, auch wenn die Redner meist die »ganze Nation« aufriefen. So auch Kossel (22).

Diese Rede eines Physikers läßt beispielhaft erkennen, wie die Bedeutung von *Universitas litterarum* sich änderte. Sie wurde vom fachlichen Nebeneinander in der Universität verlagert in die fachliche Spezialforschung, die neue, zuvor nicht gekannte Brücken zwischen Fächern errichte: fächerübergreifende Synthesen, hervorgegangen aus Spezialforschung mit fachspezifischen Methoden. Kossel führte Fachgeschichte vor als einen offenen Forschungsweg, der denen, die auf diesem Weg zumindest rezeptiv folgen können, eine Bildung ermögliche, die vorbereite auf eine Berufswelt, die ebenfalls, wie die Forschung, vor unerwartete Herausforderungen stelle. Ein anspruchsvoller Bildungsweg, den das deutsche Universitätsmodell versprach mit seinem Imperativ der Einheit von Forschung und Lehre, der Lehre aus der Forschung heraus. Wie anspruchsvoll dieser Weg ist, führten die Rektoren in ihren Fachreden vor Augen. Die Rektoratsrede wurde für alle im Auditorium immer wieder aufs Neue eine Art Eignungstest, ob man zu Recht einen Platz in der Elite beanspruche.

Nach dem zweiten Weltkrieg führten die deutschen Universitäten diese Tradition ungebrochen fort. Wie Rektoren dies taten, soll an den vier Reden gezeigt werden, die Walther Gerlach, Professor für Experimentalphysik, zwischen 1948 und 1951 als Münchner Rektor gehalten hat. 1948 *Über das Licht*, ein Jahr später zwei Reden: *Physik und Natur* sowie *Die Akademische Provinz. Eine Goethe-Rede* (vom Physiker); und 1951 *Wege der Entwicklung*.¹⁶

16 Dr. rer. nat. Walther Gerlach, Professor für Experimentalphysik: *Über das Licht*. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität zu München am 16. Oktober 1948. München 1948; Ders.: *Physik und Natur*. Rektoratsrede verbunden mit dem Jahresbericht der Ludwig-Maximilians-Universität zu München [...] am 14. Dezember 1949, München 1950; Ders.: *Die Akademische Provinz. Eine Goethe-Rede*. München 1949 (das innere Titelblatt nennt den vollständigen Titel: *Die Akademische Provinz. Rede gehalten bei der Goethefeier der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Universität München, der Technischen Hochschule München der Landeshauptstadt München am Stiftungstag der Ludwig-Maximilians-Universität zu München am 26. Juni 1949 von Dr. rer. nat. Walther Gerlach, Professor für Experimentalphysik, h.t. Rektor der Universität*. München 1949); Ders.: *Wege der Entwicklung*. Jahresbericht und Rektoratsrede 17. Februar 1951, München 1952.

Auffällig und typisch für das Selbstbild der deutschen Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg ist ein markanter Unterschied zur Zeit davor: Man spricht seit damals (bis heute) nicht mehr vom deutschen Universitätsmodell und seiner Überlegenheit gegenüber dem französischen und dem britischen (zum Wettbewerb Kapitel 5). Diese Überlegenheit zu betonen, gehörte zum festen Bestandteil des Selbstbildes, wie es die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert Semester für Semester entworfen hatten. Damit war es nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft vorbei. Aber der Kern des alten Selbstbildes blieb intakt und wurde, wie im folgenden Kapitel dargestellt wird, in den Rektoratsreden weiterhin stets aufs Neue beschworen, ungebrochen bis zum vorläufigen Ende der Tradition der Rektoratsrede um 1968. Dieser Kern lautet: Die deutsche Universität ist eine Bildungsinstitution, *weil* sie forscht und aus der Forschung heraus lehrt, und sie soll, um die Fähigkeit zu bewahren, sich durch Forschung in nicht voraussehbarer Weise weiterzuentwickeln, eine *Universitas litterarum* bleiben.

So auch der Münchner Rektor Gerlach. Der Physiker bot eine Art Melange aus den Begründungen, die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert angeführt haben, um die *Universitas litterarum* als Gehäuse für die unverzichtbare Spezialisierung durch Forschung zum Kern der modernen Universität zu erklären und sie als Grundlage einer forschungsbasierten Wissensgesellschaft zu begreifen. Wie sich Forschung – »die Seele einer Universität«¹⁷ – entwickelt, wie durch Spezialisierung aus dem Forschungsprozeß heraus neue Synthesen entstehen, warum Altes neben dem Neuen gültig bleiben kann, die Mechanik neben der Quantenphysik, und warum solche Entwicklungen in den Wissenschaften nicht vorausgeplant werden können, erläuterte der Physiker an seinem Fach.

Er tat das mit großem fachlichen Selbstbewußtsein. »Alle Veränderungen, auch die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen gründen auf den Ergebnissen der Naturwissenschaften.« Mit der Physik als dem Zentrum; so ließ er 1949 in seiner Rede »Physik und Natur« sein Publikum wissen. Die »von Galilei und Kepler begründete Methode der exakten Naturforschung« sei »ausgebaut, aber grundsätzlich nicht mehr geändert« worden. (13 f.)

An der Entdeckung der »Lichtwellennatur der Röntgenstrahlen« und der »Materiewellen der Elektronen« erläuterte er 1951 die Bedeutung des Unvorhersehbaren auf dem Weg zur Atomphysik. Er nannte es den Zufall. Bis schließlich – ein wenig Lokalstolz durfte auch eine physikalische Leistungsbilanz internationaler Forschung enthalten – es »vor allem Sommerfeld und seine Münchener Schule« waren, »welche nun das gesamte Erfahrungsmaterial über die Spektren der Atome, die Abtrennungsarbeit der Elektronen vom Atom, den lichtelektrischen Effekt, die Röntgenstrahlen unter neuen wesentlich erweiterten quantentheoretischen Prinzipien zu einem ersten einheitlichen Gesamtbild der Physik der Atome unter Einbeziehung der Chemie der Moleküle vereinigte.« (21) Seine Resümee lautete: »Ich denke, daß unser Beispiel – eines für viele – zeigt,

17 Wege der Entwicklung, 12.

daß der Entwicklung eines Zweiges unserer Wissenschaft alles andere als eine enge gradlinige Bahn von der Entdeckung bis zur Aufklärung ist, daß man in keinem Augenblick sagen kann, wohin der Weg schließlich läuft – aber auch daß das Weltbild der Physik keineswegs als ein aus vielen Einzelergebnissen zusammengefügt Mosaik angesehen werden darf.« (22)

Spezialforschung als Bedingung für neue unvorhersehbare Synthesen, *Univervitas* auf der Grundlage von Spezialisierung in der Forschung, diese Einsicht wollte der Physiker Gerlach in seinen Rektoratsreden vermitteln. Und daraus leitete er Forderungen ab; wie seine Amtsvorgänger in München und in allen Universitäten des deutschen Universitätsmodells. Eine erste Hauptforderung lautete: »vollkommene Freiheit, keine von außen kommenden Vorschriften« in der Forschung (23). Eine zweite hieß: »nicht das Lehren eines im Examen abfragbaren Wortschatzes eines Faches sollte die erste Aufgabe einer Universität sein« (23), sondern die Studierenden vertraut machen mit den Methoden, wie man offene Fragen erkennt und sie zu lösen versucht, sie zur wissenschaftlichen »Denkweise« erziehen.¹⁸ Heute würde man wohl vom wissenschaftlichen Habitus sprechen, der im Studium erworben werden soll als Grundlage für das gesamte Berufsleben.

Der Physiker Gerlach übernahm hier bruchlos den Forschungsimperativ als Kern des deutschen Universitätsmodells – Bildung durch Forschung als Pflicht eines jeden Dozenten, notwendig verbunden mit Spezialisierung. Er gehörte aber zu denen, die sich mühten, das universitäre Bildungsverständnis nicht in einen Gegensatz zur humanistischen Bildungsidee geraten zu lassen. Der Physiker suchte seinen Bildungsbegriff, der auf die Methodik der Wissenserweiterung durch Forschung zielte, mit einem bildungsbürgerlichen Bildungsverständnis zu versöhnen. Das tat er in seiner Fachrede »Physik und Natur«, wenn er als ein »Kennzeichen der heutigen Naturforschung [...] eine besondere Verwandtschaft zu künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit« (21) sah, nämlich »das Elementar-Abstrakte« (22) zu erkennen. In seiner Fachrede »Über das Licht« schlug er den Bogen zur wichtigsten Gestalt im Heroenhimmel, zu Goethe. In Gerlachs Worten:

»Goethe stieß bei der Beschäftigung mit der Farbenlehre auch auf unser Problem. Seine herrlich dichterische Antwort

»Wär' nicht das Auge sonnenhaft,

Die Sonne könnt' es nie erblicken«

erhält eine reale physikalische Deutung; präziser, vielleicht weniger poetisch würde er jetzt sagen:

»Wär' nicht das Auge quantenhaft,

Der Sonne Quanten könnt' es nie erblicken.« (11)

In seiner Goethe-Rede »Die Akademische Provinz« suchte Gerlach die Bildungsinstitution Universität entlang des Bildungsromans Wilhelm Meister zu

18 Über das Licht, 3.

ergründen. Gespickt mit Goethe-Zitaten führte seine Rede zur Verteidigung des deutschen Universitätsmodells: »Das Prinzip unserer akademischen Provinz, an dem wir leidenschaftlich festhalten und festhalten wollen, ist die Universitas. Äußerlich gesehen ist es eine Vereinigung der verschiedenen Fakultäten in einem einheitlichen Rahmen«, der »zahllose Einzeldisziplinen« umspanne (14). Der Kern der Universitas sei jedoch, daß jedes Fach die Methodik des Forschens vermittele. Also bilde.

2.3. Rektoratsreden als *Studium Generale*

Wie trat das Bildungserlebnis der *Universitas litterarum*, das die Rektoren versprachen, den Studierenden entgegen, wenn sie während ihres Studiums Jahr für Jahr die Rektoratsreden als eine Art *Studium Generale* anhörten und sich mit ihnen auseinandersetzten, um sich über fremde Fachgebiete kundig zu machen? Um dies zu erkunden, werden nun für drei Universitäten im Zeitraum von jeweils vier Jahren bzw. acht Semestern die Rektoratsreden betrachtet: Würzburg 1906–1909, Berlin 1911–1914, Frankfurt am Main 1949–1953. Welchen Bildungskosmos entwarfen sie?

Würzburg: interdisziplinäres Gespräch und Abschottung

Wer an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg 1906 das Studium begann und dort acht Semester blieb, konnte einen Zoologen, einen Strafrechtler, einen Anatomen und einen Dogmatiker hören.¹⁹ Theodor Boveri (1862–1915), ein Wegbereiter zell- und entwicklungsbiologischer Forschung, stimmte seine Hörer 1906 gleich zu Beginn seiner Festrede darauf ein, er werde über das sprechen, was er in seiner »Wissenschaft am höchsten stellt«: »die Erkenntnis der Organismen als historischer Wesen« (3). Jeder wird sofort gewußt haben, der neue Rektor wird als Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie über Darwins Abstammungslehre sprechen. Mit ihr sei »die scheinbar konstante Spezies als blosser Durchgangspunkt in einer veränderlichen Formenreihe« (9) erwiesen worden. Keine »machina ex deo«, sondern evolutionsgeschichtliche Entwicklung zum Höheren (16f.). Boveri demonstrierte biologische Forschung mit

19 Dr. Theodor Boveri, o.ö. Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie: Die Organismen als historische Wesen, Würzburg 1906; Dr. Friedrich Oetker, o.ö. Professor des Strafrechts und Strafprozessrechts: Strafe und Lohn, Würzburg 1907; Dr. Philipp Stöhr, o.ö. Professor der Anatomie, der Histologie und der Embryologie: Die Beziehungen zwischen Universität und Julius-Spital, Würzburg 1908; Dr. phil et theol. Franz Xaver Kiefl, o.ö. Professor der Dogmatik und Christlichen Symbolik: Charles Darwin und die Theologie. Festrede zur Feier des Dreihundertsiebenundzwanzigjährigen Bestehens der Königl. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg gehalten am 11. Mai 1909, Würzburg 1909.

einer Vielzahl von Beispielen als einen unaufhörlichen Kampf um die bessere Erklärung in einem »Meer an Fragen« (29). Darwins »Zufallslehre« erkläre vieles und öffne zugleich neue Fragen. Die wichtigste, die ihn umtreibe, nannte er, dem Problem der »Aufspeicherung von Erfahrung« und damit der »Vererbung erworbener Eigenschaften« auf die Spur zu kommen (28). Boveri führte diese Frage zur Chromosomenforschung. Den Hörern vermittelte er an seinem Fach, was die Rektoren meinten, wenn sie die *Universitas litterarum* als unverzichtbar für das deutsche Universitätsmodell erklärten. Ohne daß er diesen Begriff verwendete.

Indem Boveri über Grundfragen seines Fachs sprach, überschritt er es ständig und suchte Analogien in anderen Fächern. Er führte nicht nur »die beiden Schwesterwissenschaften Botanik und Zoologie« in ihrem »Ziel, eine Theorie des Lebens« zu entwickeln, zusammen (32), sondern schlug auch eine Brücke von der »historischen Naturwissenschaft«, der er sein Fach zurechnete, zu den historischen Geisteswissenschaften und auch zur Psychologie (15). Erkenntniswege in der Forschung veranschaulichte er an konkreten Beispielen aus seinem Fachgebiet, etwa wie und warum sich ein Giftapparat bei der Kreuzotter entwickelt habe. Keine Erkenntnis ohne Hypothesen und Theorien. Nur so ließen sich empirischen Beobachtungen Einsichten abgewinnen, die aus dem »Nebel der vordarwinschen Zeit« (32) führten. Weiterkommen werde man künftig nur mit Experimenten, wie die »noch junge Wissenschaft der experimentellen Morphologie« (31) erkennen lasse.

Ausdifferenzierung durch Spezialisierung als Weg zu neuen Einsichten und neuen Synthesen. Boveri verband dies mit der Forderung nach einer Institution, die wie die 1887 gegründete Physikalisch-Technische Reichsanstalt in der Lage wäre, aufwendige biologische Forschungen über einen langen Zeitraum zu betreiben. Er pries zwar wie viele seiner Amtskollegen die »zusammenfassende geistige Kraft vereinzelter grosser Männer« in den Wissenschaften (10), doch in der nun erforderlichen experimentellen Forschung an Organismen sei »der Einzelne fast machtlos« (31). Boveri erkannte die Notwendigkeit von Großforschungseinrichtungen, zog aber für sich die Arbeit in der Universität vor, als ihm die Direktorenstelle am 1911 gegründeten biologischen Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft angeboten wurde.²⁰

Der »Entwicklungsgedanke in der Zoologie und Botanik«, so beschloß Rektor Boveri seine disziplinenübergreifende Fachrede, weise diesen Fächern ihre Stellung »in der Gesamtheit der Wissenschaften« zu, beteilige sie an der »Gestaltung unserer Weltanschauung« und lasse allen, die an irgendeiner Stelle versuchen, in das »Kausalgetriebe dieses Werdeprozesses einzudringen« und einen bescheidenen Beitrag zu leisten, einen »Hauch vom Urgrund der Dinge« verspüren (32 f.).

Boveri forderte in seiner Rektoratsrede das Gespräch mit anderen Fächern, die sich mit historischen Entwicklungen befassen. Er tat das ohne naturwissenschaftlichen Dominanzanspruch, mit dem der bereits erwähnte Physiologe Emil du Bois-Reymond auftrat, der Historiker belehrte, wie sie vorzugehen hätten, bei

20 Satzinger, Differenz und Vererbung, 154.

seinem Ausgreifen in die Geschichte jedoch in spekulativ deduzierte Geschichtsbilder abglitt.²¹ Er währte sie (natur)wissenschaftlich begründet, bekräftigte mit ihnen jedoch lediglich zeittypische Nationalstereotypen.

Am stärksten mußte sich innerhalb der Universität die Theologie von der naturwissenschaftlichen Evolutionsgeschichte, wie sie Boveri vertrat, herausgefordert fühlen. Eine Antwort bekamen Würzburger Studenten geboten, wenn sie 1909, drei Jahre nach Boveri, die Rektoratsrede des katholischen Theologen Franz Xaver Kiefl (1869–1928) über »Charles Darwin und die Theologie« hörten.²²

Schon 1582, als die Würzburger Universität erneut gegründet wurde, so begann Kiefl, sah sich die Theologie, damals »noch die mächtigste Pulsader im Geistesleben der abendländischen Völker«, durch Kopernikus in einen »Entscheidungskampf« gestellt, und sie beging einen Fehler, »den grössten und folgeschwersten ihrer Geschichte« (3). Dies dürfe sich nicht wiederholen. Der Dogmatiker wollte seine Hörer und insbesondere die »Jünger der theologischen Wissenschaft« von der »Harmonie zwischen Wissenschaft und Glauben« überzeugen (43). Deshalb erinnerte er zunächst daran, daß nicht erst die »Darwinische Selektionslehre«, sondern generell die Entwicklungsgeschichte »die moderne Welt in Widerspruch gegen alle traditionellen Grundlagen der Theologie« und des christlichen Glaubens gebracht habe (7). Diesen Widerspruch wollte der Dogmatiker auflösen. Er tat das, indem er theologisches Denken in die *Universitas litterarum*, wie er sie verstand, einordnete.

Die Botschaft seines Vortrags war eindeutig: Wer als Theologe wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit stehen will, müsse über die Fachgrenzen hinausschauen. Der Dogmatiker berief sich auf eine Vielzahl von Autoren aus den Natur- und Geisteswissenschaften, um zu zeigen, daß die Theologie im »modernen Geisteskampfe« bestehen könne, wenn sie erkenne, daß »der Darwinismus eher ein Bundesgenosse als ein Gegner der Theologie ist«. (36) Er sah sich mit Philosophen und Naturwissenschaftlern, und auch mit Darwin, einig darin, daß »Teleologie der einzige Schlüssel in die Rätsel der Entwicklungslehre sei.« (32) In der Einzelforschung werde Teleologie zu Recht ausgeschlossen, »bei der Beurteilung des grossen Weltzusammenhanges« (34) sei sie hingegen unverzichtbar. Er bilanzierte hier treffend den damaligen Wissensstand in der Biologie.²³ Als Theologe beharrte er zu Recht darauf, daß die naturwissenschaftliche Evolutionsgeschichte sich nicht auf den Schöpfungsakt beziehe, sondern auf die Zeit,

21 Vgl. dazu *Langewiesche*, Laien-Historiographie mit hohem Anspruch; *Leber/Nickelsen*, Wissenschaft im Glaubenskampf.

22 Weitere thematisch verwandte Studien (und auch die Rektoratsrede) in: *Kiefl*, Katholische Weltanschauung.

23 Vgl. dazu Reinhard Mock: Von Emil Du Bois-Reymond zu Gottlieb Haberlandt. Berliner Biologiegeschichte 1875–1933, in: [Universität Berlin] Band 5 Transformation der Wissensordnung. Hg. v. Heinz-Elmar Tenorth in Zusammenarbeit mit Volker Hess u. Dieter Hoffmann, Berlin 2010, 605–625, 607.

die ihm folgte und in die Zukunft offen ist, in der göttlichen Sabbatruhe, wie er unter Berufung auf Augustin argumentierte (25).

Wie Kiefl im einzelnen Darwin und andere Arten der Entwicklungslehre mit der Theologie und dem christlichen Glauben zu versöhnen suchte, muß hier nicht nachgezeichnet werden. Es geht darum, daß er den Hörern vor Augen führen wollte, die Debatte über Grundfragen des Weltverständnisses, der sich die Theologie stellen müsse, könne nicht innerhalb einzelner Wissenschaften geführt werden, sondern benötige eine Forschungs- und Bildungsgemeinschaft, wie sie Universität biete, wenn sie sich als *Universitas litterarum* verstehe. Dies hatte auch sein Münchener Kollege, der Kirchenhistoriker Alois Knöpfler (1847–1921) 1893 in seiner Rektoratsrede über »Werth und Bedeutung des Studiums der Kirchengeschichte«²⁴ beteuert. Als er sich zum Schluß an die Studenten der katholischen Theologie, die »Candidaten des Priesterthums« wandte, ermahnte er sie, als Diener einer Religion, die »wie keine andere für die universitas nationum bestimmt« sei, »bedürften Sie aber auch mehr als andere einer universitas litterarum, einer allseitigen, gründlichen geistigen und wissenschaftlichen Durchbildung.«

In dieser Überzeugung sprach 1907 auch der Jurist Friedrich Oetker. Der Strafrechtler pries gleich im ersten Satz die »Arbeitsgemeinschaft der Universität«, die das »Ganze der Wissenschaft, unerreichbar auch dem genialsten Einzelstreben,« in sich »vereinigt«. »In der Festrede des Rektors gibt die Einzelwissenschaft sich und dem Ganzen Rechenschaft über ihr Erstrebtes und Gewonnenes.« (3) An seinem Thema »Strafe und Lohn« wollte er zeigen, daß »eine gesunde Reform des Strafrechts« nur gelingen werde, wenn man »ganz im Gegensatz zu den hergebrachten Anschauungen der Strafrechtslehre« Strafe und Lohn zusammenführe (3). Er erläuterte die Grundregeln der Rechtsstrafe, ihren Zweck und ihre Begründung. Er bot eine Philosophie des Strafrechts, für die er den internationalen Vergleich, nicht aber das Gespräch mit anderen Fächern suchte. Am gegenwärtigen Streit über den Strafbegriff seien zwar auch Psychiater und Philosophen beteiligt, doch wenn Nichtjuristen sachverständig über eine Reform des Strafrechts mitdiskutieren wollen, müßten sie sich Klarheit verschaffen, was man im Recht unter Strafe versteht. Oetker umgrenzte also sein Fachgebiet eindeutig, um Übergriffe, die er als sachfremd und unwissenschaftlich empfand, abzuwehren.

Sein Vortrag begann mit einem Lobpreis auf die *Universitas*, doch dann bestellte der Strafrechtsexperte sein eigenes Feld, für das er Reformen forderte, die er aus seinem Fach heraus begründete. Hörer erfuhren, wie Juristen argumentieren und welche Bedeutung sie dem Strafrecht für das soziale Zusammenleben zumessen. Dies mit anderen Wissenschaftsdisziplinen zu verbinden, blieb den Hörern überlassen. Der Jurist präsentierte die Universität als einen Angebotsmarkt. Wege zwischen den Fächern erkundete er nicht.

24 Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität gehalten am 25. November 1893, München 1893, das folgende Zitat 33.

Die Rede des nächsten Rektors, des Mediziners Philipp Stöhr, diente vorrangig dazu, Ansprüche der medizinischen Fakultät auf die reich ausgestattete Stiftung Julius-Spital zu begründen. Es sei im Laufe seiner Geschichte immer stärker zu einem Krankenhaus geworden, das von Ärzten der Universität versorgt wurde und der studentischen Ausbildung diene. Die Hörer erfuhren, wie sich die medizinische Ausbildung in den vergangenen drei Jahrhunderten verändert hatte, welche Bedeutung dabei den Kliniken und der Spezialisierung zukam. 1820 entstand eine Kinderklinik, 1833 eine psychiatrische, 1855 eine gynäkologische Abteilung, 1872 eine Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Der Rektor präsentierte eine Erfolgsgeschichte der Medizin. Für die Wissenschaftlichkeit dieses Erfolgsweges stand die fachliche Spezialisierung. Warum die Medizin zur Universität gehören soll und was sie zu deren *Universitas* beitrage, erörterte der Rektor nicht. Er hielt eine Fachrede, mit der er anstehende staatliche Entscheidungen über die künftige Beziehung zwischen der medizinischen Fakultät und der vermögenden Stiftung beeinflussen wollte. Eine solche direkte Interessenvertretung blieb meist Aufgabe des scheidenden Rektors in seinem Rechenschaftsbericht vor der Rektoratsübergabe, doch gelegentlich war sie dem neuen Rektor so wichtig, daß er sie übernahm.

Der imaginierte Kreis von Studenten, der 1906 das Studium in Würzburg aufgenommen und dort im Laufe von acht Semestern die vier Rektoratsreden gehört hat, erhielt in unterschiedlicher Weise und auf unterschiedlichem Niveau Einführungen in die Biologie, die Rechtswissenschaft, die katholische Theologie und die Medizin. Alle Rektoren führten den Studenten vor Augen, wie stark sich ihre Fächer historisch verändert haben und wie enorm sich dieser Prozeß in der Gegenwart beschleunigt hat. Zwei Rektoren blickten kaum über ihre Fächer hinaus, zwei ordneten sie in ein interdisziplinäres Gespräch ein. Die Reden des Zoologen und des katholischen Theologen, die beide von Darwins Entwicklungslehre ausgingen, ließen anschaulich werden, warum die Rektoren die *Universitas litterarum* immer wieder zu einem Pfeiler des deutschen Universitätsmodells und seines Bildungsideals erklärten. Allen gemeinsam war, daß sie in ihren Fachreden Wissenschaft als einen ständigen Kampf inszenierten – Kampf um die bessere Erklärung, die leistungsfähigere Theorie, aber auch Kampf um Ressourcen. Wie dieses Bild, die Universität männlich codierte, wird im Kapitel 6 erörtert.

Berlin: gelebte *Universitas* und naturwissenschaftliche Übergriffe

Wie präsentierte sich die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin in ihren Festreden als Forschungs- und Bildungsinstitution, wenn man dort 1911 das Studium aufnahm und bis zum letzten Friedenssemester 1914 blieb? In der preußischen Zentraluniversität, die sich 1910 mit der großen Säkularfeier als international anerkannter deutscher Leuchtturm moderner Wissenschaft präsentiert hatte, hielten die Rektoren in ihrem Amtsjahr zwei Reden, mit denen sie sich an eine

elitäre Öffentlichkeit und stets ausdrücklich an die Studierenden wandten: eine zum Amtsantritt am 15. Oktober und eine zweite am 3. August des folgenden Jahres in Erinnerung an den Stifter der Universität König Friedrich Wilhelm III. Es sprachen ab Wintersemester 1911 der Mediziner Friedrich Kraus (1858–1936), der Historiker Max Lenz (1850–1932) – 1910 hatte er die ehrenvolle Aufgabe, zur Jahrhundertfeier zu reden²⁵ –, der evangelische Theologe Wolf Wilhelm Graf Baudissin (1847–1926) und der Physiker Max Planck (1858–1947).²⁶ Hinzu kamen drei Reden zum Geburtstags des Kaisers am 27. Januar, die nicht der Rektor, sondern ein anderer aus dem Kreis der Ordinarien gehalten hat: der Historiker Hans Delbrück (1848–1928), der Theologe Reinhold Seeberg (1859–1935) und der Philosoph Benno Erdmann (1851–1921).²⁷ Pflichtbewußte bildungswillige Studierende konnten also vom Wintersemester 1911 bis ins erste Kriegsjahr sieben Vorträge ihrer Rektoren und drei weitere offizielle Reden hören, wenn sie taten, was von ihnen erwartet wurde. Welcher wissenschaftlich begründete Bildungskosmos, welche Art von *Universitas litterarum* bot sich ihnen?

Die beiden Redner aus den Naturwissenschaften und der Medizin hätten die Bedeutung neuester Forschung in ihren Fächern für das Bildungswissen der Gegenwart kaum dissonanter begründen können. 1911 sprach auf der Gedächtnisfeier für den königlichen Gründer ausnahmsweise anstelle des Rektors Max Rubner sein Fachkollege, der Mediziner Friedrich Kraus, Klinikdirektor an der Charité und Ordinarius für Physiologie und Pathologie. Sein Vortragsthema »Über Tod und Sterben« ließ sich als Informations- und Gesprächsangebot über viele Fachgrenzen hinweg und für die Öffentlichkeit lesen. Als erstes zog er eine scharfe Scheidelinie zu allen nicht-wissenschaftlichen Versuchen, sich dem Thema zu nähern, sei es theosophisch oder was sonst noch »größtenteils aus Amerika, jetzt der Heimat belletristischer Philosophie«, die »kindische Gläubigkeit vieler Zeitgenossen« befeue (4). Diesen Laiendeutungen stellte er eine strikt naturwissenschaftliche Vorstellung von Tod und Leben entgegen. Das Bild, das er

25 Rede zur Jahrhundertfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten in der neuen Aula der Universität am 12. Oktober 1810 gehalten von D. Dr. Max Lenz, o. ö. Professor der Geschichte, Halle a.d. Saale 1910 (4. und 5. Tausend).

26 Friedrich Kraus: Über Tod und Sterben. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III. in der Aula am 3. August 1911, Berlin 1911; Max Lenz: Freiheit und Macht im Lichte der Entwicklung unserer Universität. Rede zum Antritt des Rektorates ... am 15. Oktober 1911, Berlin 1911; Lenz: Rankes biographische Kunst und die Aufgaben des Biographen. Rede zur Gedächtnisfeier ..., Berlin 1912; Wolf Wilhelm Graf Baudissin: Die alttestamentliche Wissenschaft und die Religionsgeschichte. Rede zum Antritt des Rektorates ... Berlin 1912; Baudissin: Nationalismus und Universalismus. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters ..., Berlin 1913; Max Planck: Neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis. Rede zum Antritt des Rektorates ... 1913, in: Deutsche Rundschau 57 (1913). 351–361; Planck: Dynamische und statistische Gesetzmäßigkeit. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters ..., Berlin 1914.

27 Hans Delbrück: Geist und Masse in der Geschichte, Berlin 1912; Reinhold Seeberg: Vom Sinn der Weltgeschichte, Berlin 1913; Benno Erdmann: Über den modernen Monismus, Berlin 1914.

entwarf, ging aus einer Vielzahl von naturwissenschaftlich-medizinischen, zum Teil kontroversen Forschungsansätzen hervor, die er präzise benannte. Doch in einem zweiten, ebenso ausführlichen Schritt blickte er in fachfremde Bereiche, in denen er ohne Forschungskontext sprach und dennoch apodiktisch urteilte. So griff er in Geschichte und Ethnologie aus, auch in die Psychologie, für die er sich als Physiologe aber vermutlich kompetent fühlte, wenn er mit Blick auf die menschliche Todesfurcht Persönlichkeitstypen entwarf und sie »eine Funktion der speziellen Gestaltung, ein natürliches Maß der Persönlichkeit in verschiedenen Zeitaltern, Rassen und Individuen« nannte (17). Von der naturwissenschaftlichen Bestimmung von Tod und Leben – hier sprach er als Experte – kam er zu Leib-Vorstellungen bei Menschen auf »besonders niedrigen Kulturstufen«, bei buddhistischen »Fernorientalen« und bei Juden (20 f.), in der Philosophie und im Glauben. Was Kraus als Beitrag zur *Universitas litterarum* bot, mündete in ein medizinisch grundiertes Weltbild, das keine Kriterien und keinerlei Vorsicht bei der Überschreitung fachwissenschaftlicher Grenzen erkennen läßt. Das Amt des Professors genügte ihm offensichtlich, um sich von der eingangs als unwissenschaftlich bespöttelten »belletristischen« Weltdeutung abzuheben.

Ganz anders Max Planck. Daß er sich der gesellschaftlichen Bedeutung seiner Antrittsrede über »Neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis« bewußt war, signalisiert auch der Druckort, die angesehene bildungsbürgerliche Zeitschrift »Deutsche Rundschau«. »Allenthalben werden alte, fest eingewurzelte Vorstellungen angegriffen, allgemein anerkannte Sätze umgestoßen und an ihre Stelle neue Hypothesen gesetzt, zum Teil von einer Kühnheit, die an die Fassungskraft auch der wissenschaftlich Gebildeten schier unerträgliche Ansprüche stellt« (352). Gleichwohl, in allen »Konflikten der neueren Zeit« haben »die großen allgemeinen physikalischen Prinzipien, so namentlich das Prinzip der Erhaltung der Energie, das Prinzip der Erhaltung der Bewegungsgröße, das Prinzip der kleinsten Wirkung, die Hauptsätze der Thermodynamik [...] ausnahmslos das Feld behauptet« (353). Als »unhaltbar oder wenigstens als höchst zweifelhaft« haben sich »nur gewohnheitsmäßige Annahmen und Vorstellungen« erwiesen, insbesondere über »die Unveränderlichkeit der Atome, die gegenseitige Abhängigkeit von Raum und Zeit, die Stetigkeit aller dynamischen Wirkungen.« (354) Planck erläutert dann, welche empirischen Beobachtungen es waren, die dazu zwangen, »abermals die Grundlagen der Theorie zu revidieren« (357).

Planck erklärte, was in der Physik Theorie und Hypothese bedeutet. Und warum auch »unbeweisbare Hypothesen« notwendig seien. Denn »selbst in der exaktesten aller Wissenschaften« sei es nicht möglich, »ganz ohne Weltanschauung, das will sagen, ganz ohne unbeweisbare Hypothesen, vorwärtszukommen. Auch in der Physik gilt der Satz, daß man nicht selig wird ohne den Glauben, zum mindesten den Glauben an eine gewisse Realität außer uns. Dieser zusehentliche Glaube ist es, der dem vorwärtsdrängenden Schaffenstrieb die Richtung weist« (360).

Planck bot hier etlichen Disziplinen Anknüpfungspunkte. Ebenso mit seiner Frage, ob die Vorstellungen des Menschen von der Außenwelt nur seine eigenen

Empfindungen widerspiegeln, und auch mit dem Vergleich der Arbeit im Laboratorium und im Archiv oder wenn er den »Fortschritt in der Wissenschaft« mit dem »zeitlichen Irrtum« notwendig verknüpft sah. Das interdisziplinäre Gesprächsangebot setzte er mit seiner zweiten Rede als Rektor zum Stiftungstag am 3. August 1914 fort. Er erörterte die Bedeutung der zwei »Arten von Gesetzmäßigkeit: der dynamischen, streng kausalen und der lediglich statistischen« (9). Wie kann man aus der Beobachtung von »Vorgängen, deren Verlauf im ganzen wie im einzelnen vollständig dem blinden Zufall überlassen bleibt, wirkliche Gesetze ableiten?« (7) Was in den »sozialen Wissenschaften« schon seit langem beachtet werde, Regeln jenseits der streng kausalen Wirkungen zu erkennen, werde in der gegenwärtigen theoretischen Physik immer wichtiger (7f.).

Des Physikers Fragen nach Gemeinsamkeiten in den Wissenschaften öffneten interdisziplinäre Gesprächsmöglichkeiten, in denen jedes Fach seine Eigenheit bewahrt, während der Mediziner zwei Jahre zuvor *Universitas litterarum* in einer übergreifenden Form, in der das Expertenwissen verloren ging, vorgeführt hatte. Wer hingegen im Januar 1914 dem Philosophen Benno Erdmann »Über den modernen Monismus« zuhörte, erhielt eine kulturwissenschaftliche Ergänzung zu Plancks Rede beim Antritt des Rektorats. Ähnliche Umwälzungen wie im »physikalisch-chemischen Weltbild« und in den biologischen Wissenschaften durch die »Selektions- und Sexualhypothese Darwins« hätten sich auch in den Kulturwissenschaften infolge der jüngeren Umbrüche in Gesellschaft, Wirtschaft und Staat vollzogen (6). Deshalb diagnostizierte er für die Gegenwart eine »Revolution der Denkart«, wie es sie seit der Französischen Revolution nicht gegeben habe (7f.). Er sprach vom »zersplitterten Epigonentum der Zeit« und »geistiger Anarchie« (9).

Was bedeutet das für die »Philosophie der Gegenwart« (8)? Dieser Herausforderung müsse sich sein Fach stellen, denn es sei von jeher und auch in Zukunft dessen Aufgabe, »eine wissenschaftlich begründete, also systematische Welt- und Lebensanschauung zu gewinnen« (26). Erdmann näherte sich dieser Aufgabe, indem er für eine Philosophie plädierte, welche die Erkenntnisgrenzen des Menschen analysiert. Aus dieser Perspektive kritisierte er den gegenwärtigen Monismus als eine »naturwissenschaftliche Philosophie« (10), in der sich ein verfehlter Glaube an die »Allmacht der Naturwissenschaft« (14) zeige.

In einer Vielzahl von Äußerungen Erdmanns werden aufmerksame Studenten, die ihr Studium 1911 in Berlin aufgenommen hatten, Bezüge zu den Reden der Rektoren, die sie zuvor gehört hatten, bemerkt haben. Sein Vortrag ließ sich als eine partielle Kritik an der Rede des Medizinerkollegen, vor allem an dessen naturwissenschaftlichem Überlegenheitsgestus, und auch an den beiden Reden des Historikers Lenz verstehen, wenn Erdmann forderte, angesichts der gewaltigen gesellschaftlichen Veränderungen müsse das »Verhältnis von individualistischer und kollektivistischer Geschichtsauffassung« überdacht werden (7f.). Man mußte als Hörer nicht die Sicht des Philosophen übernehmen, um zu erkennen, daß hier versucht wurde, das Postulat der *Universitas litterarum* im Austausch unter den Fächern mit Leben zu erfüllen. Erdmann meinte, dieses »Postulat der

Einheit« (28) müsse über Methoden und Hypothesen verwirklicht werden, um eine Gesprächsgrundlage zu schaffen, welche die Eigenheit eines jeden Fachs respektiere.

Die historischen Themen überwogen in dem Zeitraum 1911 bis 1914. Sechs der elf Berliner Reden waren der Geschichte gewidmet – angesichts des 100jährigen Bestehens der Universität verständlich. Max Lenz, der diese Folge eröffnete, sprach über »Freiheit und Macht im Lichte der Entwicklung unserer Universität« und über »Rankes biographische Kunst und die Aufgaben des Biographen«. Die Gestaltungsmacht in der Aufbauphase der Berliner Universität, führte er aus, lag im Ministerium, »eine Selbstergänzung des Lehrkörpers« (8) gab es nicht. Die deutschen Universitäten seien generell »Schöpfungen ihrer Staaten« und zugleich »unentbehrlich für deren Aufbau« gewesen (Freiheit, 15). Doch letztlich, so Lenz, wurde die Entwicklung der Wissenschaften durch die Forschungslogik bestimmt, durch »ihr eigenes Licht« (23), wie er es nannte. Deshalb sei es der Berliner theologischen Fakultät möglich geworden, »in das wissenschaftliche Gesamtleben der Universität« (21) zurückzukehren²⁸, und deshalb werde heute Leopold Ranke höher geschätzt als Historiker, die ihre Wissenschaft in den Dienst der Politik gestellt hatten. Rankes »Universalität« sei in »Philosophie und Religion« verankert. In seiner Ranke-Rede vertiefte er dies.

Lenz nutzte den Hinweis auf Rankes »Universalität«, um zu argumentieren, die »Entfaltung des Wissens« führe keineswegs »zur Isolierung seiner Teile«. »Heute hat die Fülle biologischer Probleme die Naturforschung in fast allen ihren Verzweigungen ganz durchdrungen und sie zu einer kaum unterscheidbaren Einheit verbunden; während der Siegeszug der historischen Anschauung sich die Geisteswissenschaften in den Gebieten dreier Fakultäten dienstbar gemacht hat.« (23) Der Historiker hielt ein emphatisches Plädoyer für die *Universitas litterarum*. Den Hörern konnte jedoch nicht verborgen bleiben, daß andere Redner ein Gegenwartsbild der Wissenschaften entwarfen, das erkennen ließ, wie außerordentlich anspruchsvoll und schwierig das Gespräch zwischen den Fächern geworden war. Darüber glitt Lenz hinweg.

Hans Delbrücks Rede über »Geist und Masse in der Geschichte«, gehalten nur wenige Monate nach Lenz' Antrittsrede als Rektor, nahm dessen Frage nach der Bedeutung der Wissenschaften für die Geschichte von Staaten und Völkern auf, verallgemeinerte und präzierte sie zugleich. Sein erster Satz wird ihm die Aufmerksamkeit seiner Hörer gesichert haben: »Als Kriegsstaat ist Preußen groß geworden.« Warum? Weil es gelungen sei, »Masse« durch »Geist« zu formen und zu lenken. Um zu zeigen, wie das in Kriegen geschah, bot Delbrück einen Einblick in die geschichtswissenschaftliche Methodik anhand der Kriegsgeschichte, die er vergeblich versuchte, in der Universitätshistorie zu etablieren.

28 Zu dem, was er hier vor Augen hatte, s. Wilhelm Gräb: Die Begründung der Theologie als Wissenschaft vom Christentum, in: Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–200. Band 4, 43–92.

Sieg im Krieg brauche Masse und die Fähigkeit, sie militärisch einzusetzen. Das ist an Voraussetzungen gebunden. Sie aufzudecken sei Aufgabe der Kriegsgeschichtsschreibung. Wie sie arbeitet und Analogieschlüsse zieht, um die Plausibilität von Zahlenangaben in Zeiten mit dürftigen Quellen oder die notorisch unzuverlässigen Angaben großer Heerführer wie Napoleon und Friedrich II. zu prüfen, erörterte Delbrück eingehend, um dann seine Erkenntnisse »geschichtsphilosophisch noch auf andere, kulturelle Gebiete des menschlichen Gemeinschaftslebens [...] hinüberleuchten zu lassen.« (3) »Was sind Geist und Masse in der Religion?« Welche Rolle kommt dem Volk für die Entstehung eines »Volksepos« oder »Volkslieds« zu? (19) Oder er suchte die Überlegenheit von »Kulturvölkern« über »barbarische Völker« darin zu bestimmen, daß ihnen das »Beweglichmachen der Massen« (16) gelinge.

Delbrück ging es darum, die Kriegsgeschichtsschreibung als eine wissenschaftliche Aufgabe zu bestimmen. Wie sie sich jedoch der *Universitas litterarum* einfüge, blieb bei ihm ebenso blaß wie bei seinem Kollegen Lenz, wenn er über die Geschichte der Berliner Universität und über Ranke sprach. Doch beide stimmten darin überein, daß die Geschichtswissenschaft sich dem Konkreten zuwende. Der »Teppich der Geschichte« müsse in seinen einzelnen Fäden betrachtet werde, betonte Delbrück, so wie er heute »die Bedeutung und das Wesen der Masse auf dem besonderen Gebiete des Heerwesens« untersucht habe (18).

Der nächste Festredner zum Geburtstag Wilhelms II., der konservative Theologe Reinhold Seeberg, entwarf ein krasses Gegenbild zu Delbrück. Seebergs generelle Neigung zur »hegelianisierenden Begrifflichkeit« (F. W. Graf)²⁹ durchzog auch seinen Vortrag »Vom Sinn der Weltgeschichte«. Der Dogmatiker wollte den »Teppich der Geschichte« nicht in Fäden aufdröseln, sondern ihn in seiner Gesamtheit in den Blick nehmen und daraus allgemeine Einsichten von hoher Abstraktion gewinnen. Er sprach von »Wirkungsgemeinschaften« und »Wirkungsgenossenschaft«, von der »Personalität«, »Sozialität« und »Historialität« des »Menschengeistes« (7 f.). Die »wissenschaftliche Darstellung der Geschichte« verpflichtete er darauf, »die Geschichte« – er vermochte sie im Singular zu denken – als »die Entwicklung des objektiven Geistes« zu erfassen (11). Dieser Geist »vergißt nicht«, deshalb sei das »Fortschreiten« gesichert (15). »Die Geschichte ist also die Entwicklung des menschlichen Geistes unter dem teleologischen Prinzip des Fortschrittes.« (17)

Die Suche des Theologen nach dem Sinn der Weltgeschichte mündete in eine Geschichtspredigt, die den »Gesamtverlauf der geschichtlichen Entwicklung« aufgehoben wußte im Gemeinschaftswerk von Mensch und Gott: »Produkt [...] vieler menschlicher Willen als auch [...] des einen göttlichen Willens« (25). Als Glied einer *Universitas litterarum* ließ sich diese Art von Weltgeschichte schwerlich verstehen, selbst wenn man an der »Herstellung jenes Reiches der Geister, das der letzte Zweck der Geschichte« (26) sei, alle Wissenschaften beteiligt gesehen hätte.

29 Graf, Der heilige Zeitgeist, 222.

Wie man Geschichte fachbezogen untersuchen, ihr gleichwohl Aussagen für die Gegenwart abgewinnen und zudem die Anregungskraft der Kooperation zwischen Fächern sichtbar machen kann, führte der Alttestamentler Wolf Wilhelm Graf Baudissin mit seinen zwei Reden als Rektor 1912 und 1913 vor Augen. Sie lagen zeitlich vor und nach Seebergs Vortrag, so daß der Kontrast zu seinem Kollegen in der theologischen Fakultät niemandem entgehen konnte.

Baudissin erörterte 1912, als er das Rektorat antrat, in eingehender Auseinandersetzung mit der Forschung »die Umwandlung der alttestamentlichen Theologie in Religionsgeschichte«, angestoßen durch »eine Wechselwirkung« mit den Altertumswissenschaften (8). Sein Fach präsentierte er als Ergebnis gelebter *Universitas litterarum*. So sei möglich geworden zu erkennen, »daß allein aus dem Schoße des Semitismus der Monotheismus der Volksreligion und zuletzt Universalreligion [...] in dreifacher Erscheinungsform« hervorgehen konnte: »als alttestamentliche Religion, als Christentum und als Islam« (13).

In seiner zweiten Rede über »Nationalismus und Universalismus« unternahm er den Versuch, seine »persönliche Lebensarbeit«, die »Geschichte des israelitischen Volkes« zu erforschen, nutzbar zu machen, um die gegenwärtig so heftig umstrittene Frage nach dem Verhältnis von »Nationalem und Universalem« zu erörtern (6). Er bezog auch eine klare Position in der strittigen Frage, wie das heutige Judentum zu verstehen sei – »nicht mehr ein Volk, sondern eine nur durch gemeinsame Abstammung begrenzte Religionsgemeinschaft« (5). Auf den Zionismus der Gegenwart ging er nicht ein.

Baudissin beschrieb die Geschichte des alttestamentlichen Judentums als eine Art Entnationalisierung des Gottes Israels. Zum »Gott der Menschheit« (11) sei er erst im Christentum geworden, vorgedacht jedoch von jüdischen Propheten, denn »es war die bestimmt jüdisch-national gefärbte Form des Glaubens an Gott und sein Reich, die in das Christentum herübergenommen wurde.« Und »bis auf den heutigen Tag ist nicht nur der Wortlaut sondern auch die Gedankengrundlage jüdisch, wenn die gesamte christliche Welt ihr Sehnen und Streben zusammenfaßt in die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes.« (16) Hier fügte er eine Kritik an Kant und die Vielen nach ihm ein, die aus dem »unverkennbaren Partikularismus des Alten Testaments eine der Fortbildung nicht fähige Form der Religion« des Judentums ableiteten (16).

Baudissin kritisierte energisch, wenn in »kirchlichen Erinnerungsfeiern« zu 1813 »nicht ganz selten das deutsche Volk« als ein von Gott Auserwähltes gepriesen werde. »Das ist eine vollständig unberechtigte Verpflanzung eines überwundenen Standpunktes auf ein ihm fremdes Gebiet.« (17) In der Religionsgeschichte sei »durch das Christentum [...] jene Art des israelitischen Nationalismus«, der in der jüdischen Geschichte überwunden worden sei, »zum Siege gelangt« (17), obwohl doch in der christliche Bitte um das Kommen des Reiches Gottes das National-Partikulare ins Universal-Menschliche verwandelt worden sei.

Schließlich übertrug Baudissin seine Beobachtungen über das Verhältnis des National-Partikularen zum Universalen aus der Religionsgeschichte ins

Allgemeine. Die »höchste Steigerung des Nationalen« führe zur »Karikatur des Menschlichen« (18). Die vergleichende Religionswissenschaft hingegen zeige, daß »kaum eines der Völker, die in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt haben,« Abstammungsgemeinschaften gewesen seien. Sie »repräsentieren« vielmehr »eine Mischung verschiedener Rassen, die zusammengehalten wird durch eine gemeinsame Geschichte. Die höchste Bildung der nationalen Individualität wird nur im Wechselverkehr mit der umgebenden Welt erlangt« (20).

Wie in den Rektoratsreden üblich, sprach Baudissin zum Abschluß die studentischen Hörer an. Es war ein Appell: »Unsere Universitäten haben die Aufgabe, der Verbindung des Nationalen mit dem Universalen zu dienen.« Das Wissen, das in den deutschen Universitäten entsteht, sei zwar »bekleidet mit der Gewandung deutscher Bildung«, doch an »keine nationale Grenze« gebunden und »von allgemein menschlicher Form« (25).

Wer in Berlin in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg studierte und die universitären Festreden hörte, konnte nachvollziehen, was Forschung ist und welche Wirkungen von ihr ausgehen konnten. Die Studierenden erfuhren, daß sie in einer Zeit lebten, in der die Forschung dabei war, Weltbilder zu verändern. Und zumindest einige Redner dachten darüber nach, was in diesen Umbrüchen, die durch Forschung erzwungen wurde, die ständig beschworene *Universitas litterarum* bedeutete und ob sich neue Wege der Zusammenarbeit abzeichneten. In allen Reden wurde die Internationalität der Forschung sichtbar, aus keiner ließ sich der Krieg erahnen, der auch die Internationale der Wissenschaft zerreißen würde. Zumindest zeitweise.

Frankfurt am Main – alter Geist in neuer Universität

Was erfuhren die Studentinnen und Studenten, die ab Wintersemester 1949 acht Semester an der jungen Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main studierten und die drei Rektoren bei der Amtsübergabe hörten? Sie hörten wieder Fachreden, wie ihre Kommilitonen ein knappes halbes Jahrhundert zuvor in Würzburg und Berlin, wieder erhielten sie einen Eindruck von der Vielfalt der Fächer, und wieder gingen die Redner höchst unterschiedlich vor, um zu vermitteln, wie in ihren Fächern geforscht wird und welche Bedeutung dieser Forschung für die Gesellschaft zukomme.

Boris Rajewsky (1893–1974), einer der Begründer der Biophysik, sprach zur Rektoratsübergabe am 2. November 1949 über »Das physikalische Weltbild in der Biologie«.³⁰ Ohne den Begriff *Universitas litterarum* zu bemühen, machte er einsichtig, daß die moderne Biologie ohne die moderne Physik nicht denkbar wäre. Mit darstellerischem Geschick führte er von der Quantenphysik, deren Grundlage er erläuterte, zur Umwandlung der Biologie aus einer der »beschreibenden Naturwissenschaften« in »den Bereich der exakten Wissenschaften« auf

30 Frankfurter Universitätsreden 4, Frankfurt/M 1952, 27–46.

experimenteller Grundlage (32). »Die biologische Forschung in ihrer heutigen Form ist infolgedessen eine Synthese fast aller naturwissenschaftlichen Disziplinen, vor allem der reinen Biologie, der Physik und der Chemie.« (33) An der experimentellen Genetik demonstrierte er, wie Veränderungen im »Mikrokosmos des Gewebes« zu makroskopischen Neuerungen führen können. Als wissenschaftliche Aufgabe seines Fachs, der Biophysik, bestimmte er: »die Grenzen und die Auswirkungen der physikalischen Gesetze im biologischen Geschehen zu erkennen und in das sich der wissenschaftlichen Erfassung darbietende Weltbild einzubauen.« (36)

Was Max Planck 1914 in seiner Berliner Rektoratsrede als Gesprächsangebot über die Grenzen der Naturwissenschaften hinweg angeboten hatte, die Bedeutung statistischer Gesetzmäßigkeiten neben den kausalen, erläuterte Rajewsky an den Verbindungen zwischen Atom- und Biophysik. Dabei blieb er nicht stehen. Er stellte dem Auditorium auch vor, an welchen ungelösten Problemen die internationale Forschung in seinem Bereich derzeit forscht, und er hob die »Besonderheit der biologischen Organisierung« gegenüber der anorganischen hervor: »die Autonomie der einzelnen Struktur-Einheiten« des Lebendigen (42). Der Molekularbiologie, gegenwärtig im »schnellen Aufbau«, diene das »physikalische Weltbild [...] als Rahmen, auf dem das biologische System gewebt ist.« (44) Dabei werde auch der »grundsätzliche Unterschied« zwischen beiden deutlich, da es die Biologie mit »Organismen als einer in sich geschlossenen Gesamtheit« zu tun hat (44f.).

Rajewsky schloß mit einer Werbung für sein Fach Biologie als »zweifelloos die umfassendste wissenschaftliche Disziplin unserer Zeit.« (46) Umfassend meinte hier eine zumindest partielle *Universitas*, begrenzt auf die Naturwissenschaften. Seine letzten Sätze deuteten eine Brücke an, die über diese Begrenzung hinausführe. Allerdings erläuterte er sie nicht weiter. Man nenne die Physik die »Königin der Naturwissenschaften«, neben der aber »in den letzten Dezennien eine mächtige, auf federalistischer Grundlage gebildete Republik der Biologie entstanden« sei, »in der die verschiedensten Disziplinen zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles koordiniert sind.« Der »Aufbau eines biologischen Weltbildes«, die »Hauptaufgabe der Biologie«, sei wohl »nur auf dieser federalistischen Grundlage möglich«. (46)

Rajewskys Amtsnachfolger versuchte nicht, diese Brücke zu anderen Disziplinen zu nutzen. Max Horkheimer (1895–1973), Professor der Philosophie und Soziologie, erklärte den Studierenden 1951 bei der Rektoratsübergabe, wie die Katastrophe, die sie überlebt hatten, entstehen konnte und was notwendig sei, sie dauerhaft zu überwinden. Und 1952/53 mahnte er sie in zwei Vorträgen zu den Immatrikulationsfeiern, wie jeder und jede einzelne von ihnen im Studium dazu beitragen könne, die Welt zu einer besseren zu machen. Der nächste Rektor, der Dermatologe Oscar Gans (1888–1983), hielt 1953 einen Vortrag, den er auch auf einem Fachkongreß hätte halten können, während Fritz Neumark (1900–1991), Professor der Wirtschaftlichen Staatswissenschaften, mit seinem Fachwissen moderne Romane befragte, welche Einsichten sie in frühere und gegenwärtige

»Wirtschaftsprobleme« bieten.³¹ Alle drei hatten als Juden bzw. wegen jüdischer Herkunft (Neumark) ihre Professuren an der Frankfurter Universität aufgeben und das nationalsozialistische Deutschland verlassen müssen. Im Nachkriegsdeutschland kehrten sie an ihre alte Universität zurück, Horkheimer aus den USA, Gans aus Indien und Neumark aus der Türkei. Sie standen mit ihrem Lebensweg für einen Neubeginn in der Universität und doch führten sie die Tradition der Rektoratsrede ungebrochen fort.

Horkheimers Fachrede »Zum Begriff der Vernunft« schöpfte, ohne dies zu sagen, aus der »Dialektik der Aufklärung«, dem berühmten Werk, das er 1944 gemeinsam mit Theodor W. Adorno veröffentlicht hatte. Im Siegeszug der instrumentellen, subjektiven Vernunft über die objektive drohe »der Vernunftbegriff der Selbsterhaltung in den der Selbstzerstörung überzugehen« (9). »Der Fortschritt läßt sich sozusagen selbst zurück.« (8) Horkheimer fügte in seine philosophische Krisendiagnose soziologische Beobachtungen ein – der selbständige Mittelstand weiche »einer Welt der Angestellten«, die Möglichkeit zur autonomen Persönlichkeit zu werden schwinde –, doch den eigentlichen Grund der radikalen »Krise der Vernunft« in der Gegenwart sah er im »geistigen Prozeß der Funktionalisierung der Vernunft«, zu erkennen in der Zersplitterung der Wissenschaft »nach dem Vorbild der mathematischen Physik, die eigentliche Domäne der subjektiven Vernunft, von der die Trennung theoretisch ausgeht, und die den Menschen ohne Richtschnur läßt.« (8–10) Was Max Planck 1913 Berliner Hörern als intellektuell herausfordernden Weg zu einem neuen physikalischen Weltbild vor Augen geführt hatte, wurde in Horkheimers Diagnose zum Sinnbild einer umfassenden Krise.

Läßt sie sich überwinden? Das ist in Horkheimers Rede schwer zu erkennen. Einerseits nannte er die »Scheidung und Neutralisierung der einzelnen Kultur- und Wertsphären« in Wissenschaft und Praxis »in sich berechtigt und unwiderlegbar«, andererseits bereite sie »die Gleichschaltung auch ans Schlechte vor« (11). Horkheimer entwarf eine eigene, aber traditionsbewußte Bildungstheorie (dazu Kapitel 3). Er endete in einem Appell zur grundlegenden Veränderung der Gesellschaft, um der Krise Herr zu werden: »Die Aufhebung der Entzweiung aber ist nicht einzig ein theoretische Prozeß. Erst wenn die Beziehung von Mensch zu Mensch und damit auch die von Mensch zu Natur anders gestaltet ist, als in der Periode der Herrschaft und Vereinzelung, wird die Spaltung von subjektiver und objektiver Vernunft in einer Einheit aufgehen. Dazu aber bedarf

31 Max Horkheimer: Zum Begriff der Vernunft. Festrede bei der Rektoratsübergabe der Johann Wolfgang Goethe-Universität am 20. November 1951, Frankfurt/ 1952; Horkheimer: Akademisches Studium. Immatrikulations-Rede Sommersemester 1952; Begriff der Bildung, beide in Frankfurter Universitätsreden Heft 8, Frankfurt/M 1953, 5–13; 14–23; zur Horkheimers Reden s. auch Kapitel 3. Oscar Gans: Die Struktur der Haut auf Grund neuerer Untersuchungsmethoden, Frankfurt/M 1954; Fritz Neumark: Wirtschaftsprobleme im Spiegel des modernen Romans. Festrede bei der Rektoratsübergabe der Johann Wolfgang Goethe-Universität am 11. November 1954. Frankfurt/ 1955. Vgl. zu Horkheimers Rede auch *Albrecht*, Universität als repräsentative Kultur.

es der Arbeit am gesellschaftlichen Ganzen, [...] Die Herstellung eines gesellschaftlichen Zustandes, in dem der eine dem anderen nicht zum Mittel wird, ist zugleich die Erfüllung des Begriffs der Vernunft, der in der Spaltung von objektiver Wahrheit und funktionellem Denken jetzt verloren zu gehen droht.« Dies zu verkünden und daran mitzuarbeiten »ist die Aufgabe des mit Soziologie sich verbindenden philosophischen Denkens.« (16)

Horkheimers Versuch, die zentrale Ursache für den »Gang der europäischen Gesellschaft« (5) in die Katastrophe zu erkennen, bot den deutschen Zeitgenossen der Katastrophe, die zu seinen Füßen saßen, individuelle und kollektive Entlastung. Denn es waren, ließ er sie wissen, die »totalitären Systeme jeder Richtung, in denen [...] subjektive Vernunft, nämlich rationale Beziehung der angewandten Mittel auf Zwecke, in den Dienst nicht bloß von unmenschlichen, sondern aberwitzigen Zielen tritt« (8f.).

Horkheimer wird es nicht bewußt gewesen sein, daß seine Argumentation fortführte, was die Rektoren stets gesagt hatten: Forschung oder deren Rezeption erzeuge eine Bildung, die dazu befähige, das im Fach erlernte Methodenarsenal zur Analyse jedweder Art von Problemen einzusetzen (dazu das folgende Kapitel). Auch in seinen beiden Reden zu den Immatrikulationsfeiern führte er diese Tradition fort. An der Universität, nicht an der »Fachschele«, so Horkheimer 1952, studiere die künftige Elite. Wer fähig ist, sich »der wissenschaftlichen Sache« »hinzugeben«, werde »seiner selbst mächtig« (9). Man müsse Experte werden und zugleich »über das eigene Fach hinausblicken« (12). Mit Blick auf die Schwerpunkte der Frankfurter Universität, hervorgegangen aus einer Handelsakademie, konkretisierte er seine Forderung. »Ich glaube, daß über die ernstesten Fragen der Philosophie, über die Totalität des Lebensprozesses, in welchem die Menschen nur ein Moment sind, nur der wirklich urteilen kann, der eine Bilanz zu lesen versteht. Dadurch wird aber nicht der Bilanzfachmann von selbst zum Erben der Philosophie.« (13) Wie man beides verbinde, müsse jeder selber herausfinden.

Horkheimer folgte also dem üblichen Konzept der *Universitas litterarum* als Angebotsmarkt. Immerhin, so schloß er 1952 seine Rede an die Erstsemester, wenn »Sie mit offenen Sinnen beobachten«, wie die Dozenten »an Probleme herangehen«, geht etwas von deren »Haltung zur Wahrheit in Sie über« (13). Diese Erwartung, die Rektoren immer wieder geäußert hatten, war für Horkheimer offensichtlich in der Erfahrung mit den deutschen Universitäten und ihren Professoren in der Zeit des Nationalsozialismus nicht untergegangen. Doch er betonte, wahre Bildung, »die man im akademischen Beruf in seiner Wissenschaft erwerben soll«, zeige sich darin, daß man bereit ist, sie »gegen den Zeitgeist auch in den öffentlichen Dingen tätig« anzuwenden (Begriff der Bildung, 21). Diese Argumentation war nicht neu in der Geschichte der Rektoratsreden, doch die Erfahrung mit dem Nationalsozialismus machte sie herausfordernder für den Einzelnen.

Während in Horkheimers Reden als Rektor philosophisches und soziologisches Fachwissen sich in der Erkenntnis der großen Probleme der Gegenwart

zu bewähren hatte, konfrontierte der nächste Rektor sein Auditorium mit der neuesten dermatologischen Forschung. Seine Rede bei der Übernahme des Rektorats 1953 inszenierte er als ein Expertengespräch, wenn er etwa ohne nähere Erläuterungen konstatierte: »Es wird heutzutage allgemein angenommen, daß die Hyaluronidase mit dem sogenannten ›spreading-factor‹ von Duran-Reynals identisch ist.« (35)

Auch wenn den Nicht-Medizinerinnen im Auditorium der Einblick in die vielen ungelösten Fragen, die Oscar Gans ansprach, verschlossen blieb, sie erfuhren, wie in der Dermatologie geforscht wurde, welche Hypothesen aufgestellt und überprüft wurden, und sie erlebten das Glück des Experten, wenn er in die »Geheimnisse« des »scheinbar so banalen Gewebes«, mit dem sich sein Fach beschäftige, eindringt, um die »Schleier« des noch Unbekannten zu heben (43). Daß er mit einem Goethe-Zitat schloß, war nicht nur eine Verbeugung vor dem Genius loci, sondern ordnete seine Fachrede in die Tradition der Rektoratsrede im deutschen Universitätsmodell ein. Gans hielt jedoch 1954 noch eine Rede speziell für die Neuimmatrikulierten. Das wurde in Frankfurt/Main und auch an anderen Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg üblich, während zuvor die Rektoratsrede sich stets auch an die Erstsemester gerichtet hatte. Sie forderte Gans auf, sich mit den NS-Verbrechen auseinanderzusetzen, nicht der »Masse« zu folgen, sich nicht mit einem bloßen Brotstudium zu begnügen und sich vor dem »Spezialistentum« zu hüten.³²

Während Horkheimer und Gans, so konträr sie ihre Rektoratsreden angelegt hatten, beide *Universitas litterarum* als Angebot konzipierten, aus dem sich die Studierenden selber zu bedienen haben, wollte der Ökonom Fritz Neumark vorführen, wie man das Wissen des eigenen Fachs nutzen kann, um sich in dem Gebiet einer anderen Disziplin zurecht zu finden. Er sprach die Gefahr, beim Überschreiten der Fachgrenze »zu einer Art von wissenschaftlichem Hochstapler« zu werden, ausdrücklich an und betonte, daß sein Versuch, moderne Romane wirtschaftswissenschaftlich zu befragen, keinen »rein wissenschaftlichen Charakter« beanspruchen könne (5). Am Ende seiner Rede hoffte er aber, gezeigt zu haben, daß »Wirtschaftsprobleme der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart« sich »im modernen Roman oft eindrucksvoller widerspiegeln, als in den abstrakt-unpersönlichen Untersuchungen der reinen Theorie.« (25). Wer seine Rektoratsrede liest, kann nachvollziehen, warum 1950, als er noch zögerte, den Ruf nach Frankfurt anzunehmen, Studenten ihn darum baten, und warum türkische Kollegen seine Lehrerfolge noch im Rückblick würdigten.³³

32 Gans: Immatrikulationsrede, gehalten am 17. Mai 1954, in: Frankfurter Universitätsreden, Heft 11, Frankfurt/M 1954, 10–20.

33 Neumark, Zuflucht am Bosphorus, 232 f. Er berichtet über seine Rückkehr und warum Horkheimer und Adorno sich von ihm zurückzogen, als er ihren politischen und weltanschaulichen Positionen nicht zustimmte (235–238). F. M. Andic/S. Andic, Fritz Neumark.

2.4. Bilanz und Ausblick in die Gegenwart

Universitas litterarum im »fabrikativen Großbetrieb«? Die Rektoren glaubten daran und hielten an ihrem Idealbild fest, sahen jedoch die Probleme. Viele suchten und fanden in der voranschreitenden Spezialisierung neue Wege zur Synthese, viele begnügten sich damit, von ihrem Publikum zu verlangen, die Angebote der Universität zu nutzen, um das im Fachstudium erworbene Expertenwissen zu überschreiten. Studierende, die bereit waren, die Rektoratsreden Jahr für Jahr als eine Art *Studium Generale* zu hören, erhielten einen breiten und zugleich intensiven Einblick in das Fächerspektrum der Universität, in die fachspezifischen Forschungsmethoden, in Forschungserfolge, Irrwege und offene Fragen. Sie erfuhren vieles über die Welt- und Gesellschaftsbilder ihrer Professoren, warum sie Forschung als ständigen Kampf um Wahrheit schilderten, und wenn sie kritisch zuhörten, erfuhren sie auch, wie schwer es ist, Fachwissen zur Analyse in anderen Bereichen zu nutzen. Oft mißlang es, doch sie trafen auch auf Redner, denen dies glückte. Doch auch sie dachten meist nicht darüber nach, was es bedeutet, wenn sie die Rolle des Experten aufgaben und sich zu Fragen äußerten, für die sie keine Fachkompetenz besaßen.³⁴

In der Gegenwart hat sich in der Projektforschung eine Form von *Universitas litterarum* ausgebildet, die das fortsetzt und ausbaut, was sich seit langem als Synthese durch fächerübergreifende Forschung vor allem in den Naturwissenschaften entwickelt hat. Die Forschung in Großprojekten wie Sonderforschungsbereichen oder Exzellenzclustern wird zwar viel kritisiert, doch man sollte nicht übersehen, daß in ihnen die Kooperation zwischen Fächern intensiviert und zumindest auf Zeit auch institutionalisiert wird. Daß diese Zusammenarbeit nicht mehr mit *Universitas litterarum* benannt wird, zeigt, wie sehr Grundlagen des deutschen Universitätsmodells in Vergessenheit geraten sind. Oder man hält sprachliche Distanz, um nicht als gestrig und reformverweigernd zu gelten. Der Mediziner Wolfgang Schareck (geb. 1953), langjähriger Rektor in Rostock (2009–2023), nannte bei seiner Investitur die »Verflechtung der Fachdisziplinen« das »zukunftsweisende Prinzip«³⁵. Man wird es als aktive, zeitgemäße *Universitas* verstehen dürfen.

Die heutige Form der Kooperation ist allerdings auf Forschung beschränkt, während früher *Universitas litterarum* die Lehre einbezogen hat. Da das deutsche Universitätsmodell die Forschungsuniversität als Bildungseinrichtung verstand, begriff sie es als ihren Kernauftrag, Forschung und Lehre zu verbinden.

34 Die Leiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina, unterscheidet sechs Stufen des Rollenwechsels vom Experten, der sich innerhalb seines Fachgebiets äußert, bis Äußerungen, die sich nicht mehr darauf beziehen. Wichmann, Expertise allein reicht nicht.

35 Rostocker Universitätsreden NF 22, Rostock 2009, 29–36, 32.

Deshalb bezog sich *Universitas litterarum* stets auf beides. Es ist anzunehmen, daß die heutige Projektforschung auch auf die Lehre ausstrahlt, doch in welchen Formen und wie intensiv dies geschieht – von der einzelnen Lehrveranstaltung im Fachcurriculum über fächerübergreifende oder kooperative Lehrangebote bis zu Ringvorlesungen – müßte erst noch erforscht werden. Unerforscht ist auch, ob der Wandel in der Forschungsorganisation, wie er sich in den Großprojekten fassen läßt, im Zusammenhang steht mit der Beobachtung, daß die enorme Ausweitung der Forschung einhergeht mit dem Rückgang großer Forschungsdurchbrüche³⁶, die in den Fachgeschichten, welche die Rektoren zu erzählen pflegten, stets eine bedeutende Rolle gespielt hatten.

36 Das wird nahegelegt von der empirischen Studie von *Park/Leahey/Funk*, *The decline of disruptive science*.

3. Forschen bildet – die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution

3.1. Forschen, Bilden, Ausbilden, Charakterbildung – Was bleibt, was verändert sich in den Wahrnehmungen?

»Mir hat die Physik eine Denkweise beigebracht. Eine Art, zu analysieren, zu strukturieren, Modell zu bilden. Das hat mir im Management sehr geholfen.«¹ So beschrieb 2020 der Vorstandsvorsitzende der Carl Zeiss AG, was die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert Jahr für Jahr ihrem Auditorium als den Vorzug des deutschen Universitätsmodells vor Augen gestellt hatten. Was der Manager Denkweise nannte, erlernt im Physikstudium in Jena, hatte der dortige Rektor 1948 in seiner Rede »Physik und allgemeine Bildung«² die »Formung einer wissenschaftlichen Haltung« (7) genannt. Im Physikstudium, wie auch in anderen Fächern, lerne man, wie »sichere Erkenntnis gewonnen wird und sich befestigt« (7). Offen sein für »die noch nicht bekannte Wirklichkeit«, Scheu vor »endgültigen Behauptungen« und schneller Synthese, diese »wissenschaftliche Haltung« entstehe im Forschungsprozeß (14). Deshalb war das deutsche Universitätsmodell darauf angelegt, Lehren und Forschen, Studieren und Forschen zu verbinden. Die Rektoren priesen diese Art des Studiums immer wieder aufs Neue als den besten Weg zur wissenschaftlichen Bildung, die sie zugleich als Charakterbildung, als Persönlichkeitsformung und auch als Vorbereitung auf qualifizierte Berufe in den unterschiedlichsten Bereichen begriffen.

Fachliche Ausbildung und allgemeine Bildung bezog der Jenaer Rektor, wie die meisten seiner Kollegen, aufeinander. Durch fachliche zur allgemeinen Bildung, sofern fachwissenschaftliche Erkenntnis dazu beitrage, daß der Einzelne und die »Gesamtheit« (6) erfahren, wie Erkenntnis von Wirklichkeit auf wissenschaftlicher Grundlage gelingt. Die Physik arbeite daran mit, indem sie das Wirklichkeitsbild des Menschen von der Natur her formt. Ein veränderungsreiches Bild, wie der Jenaer Rektor an der Entwicklung seines Fachs zeigte, indem er den langen Weg von einem »mechanistischen Naturbild« (8) zur Quantenphysik nachzeichnete. Mit der Quantentheorie, seinem Hauptforschungsgebiet,

1 Prof. Dr. sc. nat. Michael Kaschke, Vorstandschef der Carl Zeiss AG im Gespräch mit Simone Dürmuth und Alexander Bogelein in: Schwäbisches Tagblatt 28.3.2020. Zu Kaschkes Vita als Wissenschaftler, Wissenschaftspolitiker und Unternehmer <https://www.zeiss.de/content/dam/Corporate/fwv/downloads/biography/german/vita-kaschke-de.pdf>

2 Friedrich Hund: Physik und allgemeine Bildung. Rede zur Jahresfeier der Friedrich-Schiller-Universität Jena am 26. Juni 1948 gehalten, Jena 1949; auch in: *Hund, Das Naturbild der Physik*, 215–226. Zu seinem Lebensweg und seiner wissenschaftlichen Bedeutung *Schroeder* (Hg.), Hundert Jahre Friedrich Hund..

»vollzieht sich eine Selbstbegrenzung der bisherigen Physik« (16). »Vollendete Theorien« (12) wie in der Mechanik und Elektrodynamik gelten weiterhin, aber die Grenzen ihrer Gültigkeit werden sichtbar. Die Physik entwerfe Modelle von Wirklichkeit, doch das Verhältnis zwischen beiden bleibe immer offen für neue Erkenntnisse, die zu neuen Modellen führen können.³ Weil die Physik lehrt, wie Erkenntnis von Wirklichkeit geschieht und warum sie nie endgültig sein kann, nannte Friedrich Hund (1896–1997) sie in seiner Jenaer Rektoratsrede von 1948 eine Bildungsmacht.

»Bildung« ist im Deutschen stets vieldeutig geblieben. Heinz-Elmar Tenorth hat die Bedeutungsvielfalt und ihren geschichtlichen Wandel eingehend untersucht. Sein Fazit lautet: »Bildung ist ein deutscher Mythos, ist pädagogisches Programm, politische Losung, philosophische Kategorie, Mechanismus gesellschaftlicher Distinktion, Schlüsselwort öffentlicher Debatten, Thema interdisziplinärer Forschung und Ideologie des Bürgertums zugleich.«⁴ Dies alles spielt auch in das universitäre Bildungsprogramm hinein, doch im Kern bestimmten die Rektoren Bildung im deutschen Universitätsmodell eindeutig als den Weg zur Weiterkenntnis durch Forschung. Deshalb verstanden sie die Forschungsuniversität immer auch als Bildungsuniversität, deshalb galt ihnen die universitäre Praxis – Forschung und die aus ihr hervorgehende Lehre – zugleich als Medium der Bildung. Und dies unabhängig davon, was in den einzelnen Fächern geforscht und gelehrt wurde. Nur so, ohne fachspezifische inhaltliche Füllung, ließen sich alle Fächer, die in der Universität versammelt waren, als gleichwertig im Bildungsauftrag verstehen. Die Rektoren folgten also nicht einem humanistischen Bildungsideal.

Forschen bildet, so das Credo, das die Rektoren Jahr für Jahr erneut verkündeten. Die Hochschule, wie sie das deutsche Modell vorsah, war eine Forschungsuniversität und deshalb, so die Überzeugung, zugleich eine Bildungsinstitution. Forschen bildet, so erklärten es die Rektoren immer wieder, weil es in der Forschung darum geht, Neues zu erkunden, offene Probleme zu erkennen und methodisch geschult Wege zu ihrer Lösung zu finden, jedes Fach mit den je eigenen Methoden und in unterschiedlichen Gebieten, doch alle forschen. Wer forscht, so war man überzeugt, entwickelt sich zum »Typus des wissenschaftlichen Menschen«⁵ mit einem wissenschaftlich geschulten Habitus, im Studium erlernt und lebenslang internalisiert und deshalb in allen anspruchsvollen Berufen zu nutzen. Bildung durch Forschung galt mithin zugleich als Ausbildung für die unterschiedlichsten akademischen Berufsfelder. Erziehung zu einer Denkweise, wie es der Zeiss-Vorstandschef 2020 aus seiner Berufserfahrung formuliert hat.

3 Zum heutigen Stand *Borelli*, Auf der Suche nach dem Unbekannten.

4 Tenorth, Die Rede von Bildung, 5.

5 So der Theologe und Religionswissenschaftler Rudolf Otto (1896–1937) als Marburger Rektor: Sinn und Aufgabe moderne Universität. Rede zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Philippina zu Marburg (Marburger Akademische Schriften 45), Marburg 1927, 10.

In diesem Programm, wie es die Rektoren jedes Jahr erneut verkündeten und meist an ihrem Fach ausführten, wird auch reflektiert, wie solche Bildung in der Praxis der Universität möglich werden kann, wie man die Studierenden an die Forschung heranzuführen, sie zumindest zum verstehenden Nachvollzug der Forschung, möglichst aber zur eigenen Forschung zu befähigen vermag. Deshalb galt vielen Rektoren die Doktorarbeit als der angemessene Abschluß des Studiums. Alle verlangten, die Lehre müsse aus Forschung erwachsen und mit ihrer Arbeitsweise vertraut machen. Freiheit der Forschung, der Lehre und des Studiums, diese Trias bildete das Fundament des deutschen Universitätsmodells, weil es wissenschaftliche Bildung, Persönlichkeitsbildung und Ausbildung für den anspruchsvollen Beruf aus Forschung hervorgehen sah. Dieses Modell lag den Fachreden der Rektoren zugrunde, es bildete ihr Fundament. Es blieb konstant bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Doch es gab auch Veränderungen. Unverändert blieb die Grundüberzeugung ›Forschen bildet‹, verändert hat sich das Vertrauen in die Struktur der Universität und in die Leistungsfähigkeit der Disziplinen. Die Rektoren dachten darüber nach, was die zunehmende Spezialisierung für die Lehre und generell für ihr Ideal der *Universitas litterarum* bedeutet (Kapitel 2). Und auch für die Persönlichkeitsbildung, die man in der Forschungserfahrung angelegt sah. Schließlich wurde bereits im 19. Jahrhundert »politische Bildung« zum kontroversen Thema. Diskutiert wurde auch die Gleichwertigkeit der Fächer, die dem deutschen Universitätsmodell zugrunde lag, und man dachte darüber nach, wie man mit den Fachreden, die ›Forschen bildet‹ anschaulich machen sollten, eine Öffentlichkeit von fachlichen Laien erreichen kann, auf die hin der Bildungsanspruch erhoben wurde. Zum Abschluß wird an den Rektoratsreden untersucht, wie das Wissen um den Kern dieses deutschen Universitätsmodells im späteren 20. Jahrhundert verloren ging und dennoch Teile davon in den Neukonzeptionen überlebten.

Der folgende Abschnitt beginnt mit generellen Überlegungen eines Philosophen, doch dann werden Fachreden im Mittelpunkt stehen. In ihnen wollten die Rektoren dem Auditorium nahebringen, wie in ihrem jeweiligen Fach geforscht wird und warum aus dieser Forschung oder deren Nachvollzug wissenschaftliche Bildung hervorgehe. Die Rektoren erwarteten von ihren Hörern, sich auf Bereiche einzulassen, die ihnen fremd waren. Forschen stellten sie als ein intellektuelles Wagnis mit offenem Ausgang dar, voller Irrtümer, die zum Erkenntnisweg gehören. Diese Forschungen anderer nachzuverfolgen, ist anstrengend und verlangt eine Wissensgrundlage, die viele ausschließt. Auch das gehörte zur Botschaft der Rektoratsreden: sie richteten sich an die künftige Elite, Universitätsbildung als Elitenbildung. Wer nicht fähig ist, den Forschungsweg in einem fremden Fach zu verstehen, gehört nicht auf die Universität. Diese Überzeugung verkündete jede Fachrede eines Rektors, auch wenn er dies nicht ausdrücklich sagte. Die Fachrede vermittelt wissenschaftliche Bildung, indem sie Forschung vorstellt und deshalb ist sie anspruchsvoll. Damals für das Auditorium und heute für die Leserinnen und Leser. Dies gehörte zum Selbstbild des deutschen Universitätsmodells. Deshalb stehen in diesem Kapitel die Fachreden

im Zentrum. Es geht um wissenschaftliche Bildung als Praxis – das Prinzip ›forschen bildet‹ in der Forschungserzählung von Rektoren aus dem expandierenden Fächerspektrum der Hochschulen.

3.2. »Über akademisches Lehren und Lernen« – Überlegungen eines Philosophen

Als der vielgeehrte Philosoph Eduard Zeller (1814–1908) in Berlin 1879 als Rektor »Ueber akademisches Lehren und Lernen«⁶ sprach, unternahm er eine grundsätzliche Erörterung des »deutschen Universitätswesens« (86). Anders als die meisten seiner Kollegen erörterte er das Thema nicht an seinem Fach, sondern er faßte »die deutschen oder nach deutscher Art eingerichteten Hochschulen« insgesamt in den Blick. Sie verbinden, so charakterisierte er das deutsche Universitätsmodell, »wissenschaftliche Freiheit« in der Forschung, der Lehre und dem Studium mit der »organischen Verbindung aller Fächer zu einem wissenschaftlichen Ganzen« (101). Warum letzteres, die *Universitas litterarum*, wie man damals meist sagte, als unverzichtbar galt, wurde bereits im vorigen Kapitel erörtert.

Als erstes begründete Zeller, warum wissenschaftliche Bildung nicht auf Ausbildung von Wissenschaftlern verengt werden könne. Die meisten Studenten suchen »Vorbildung für einen praktischen Beruf«, deshalb sind Universitäten »nicht bloß Pflanzschulen für Gelehrte und wissenschaftliche Forscher« (85). Sie müssen vielmehr beiden Gruppen gerecht werden, den Wenigen, die in die Wissenschaft gehen, und den Vielen, die Lehrer an höheren Schulen, Pfarrer, Ärzte, Juristen oder Beamte in der Staatsverwaltung werden wollen. Künftige Praktiker und Wissenschaftler gemeinsam studieren zu lassen, sei »nur dann kein Widerspruch, wenn vorausgesetzt wird«, daß in beiden Berufsfeldern »im wesentlichen dieselbe wissenschaftliche Ausbildung« verlangt werde (85). Auf dieser Voraussetzung beruht »unser deutsches Universitätswesen« (86). Damit wird es für die Akademisierung aller anspruchsvollen Berufe geöffnet, auch wenn der Philosoph damals eine wissenschaftliche Ausbildung für Berufe in der Wirtschaft offensichtlich nicht für erforderlich hielt. Die Notwendigkeit einer Universitätsausbildung beginne dort, wo »die bloße Fertigkeit in der Anwendung überlieferter Lehren und Regeln« (86) nicht genüge, sondern die Fähigkeit gefragt sei, methodisch gesichert eigene Problemlösungen zu finden. Die »Wissengesellschaft« der Zukunft hatte Zeller noch nicht vor Augen, doch in ihr würde eine Universität, geformt nach dem deutschen Modell, wie er es pries,

6 Rede zur Gedächtnisfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, gehalten am 3. August 1879. Berlin 1879. Zit. n. Eduard Zeller: Vorträge und Abhandlungen. Dritte Sammlung, Leipzig 1984, 84–107.

ihren zentralen Ort im Ausbildungssystem behaupten. Denn sie ist angelegt, eine Bildung zu vermitteln, die den einzelnen befähigt zu erkennen, wie Wissen entsteht und daß dieses Wissen nie abgeschlossen sein kann.

Die Rektoren sprachen meist von der künftigen Elite, die an den Hochschulen heranwachse. Dieses Wort vermied Zeller, doch die Berufe, die er nannte, signalisieren, daß an den Hochschulen die geistige Elite von morgen studiert. Darin waren sich alle einig, Ausbildung an einer Universität ist Elitenbildung und müsse es sein. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein hieß das, die Universität ist die Bildungsstätte der Wenigen. Sich auf die Universität der Vielen einzustellen, bereitete große Probleme. Wie die Rektoren damit umgingen, lange wehrten sie sich gegen die »Massenuniversität«, wird noch zu betrachten sein. Der Philosoph Zeller beschied sich 1879 damit, eine »genügende Vorbildung« (96) zu fordern, um an der Universität in die Fähigkeit zur Forschung eingeübt zu werden. Denn im Universitätsstudium gehe es »nicht blos um ein Wissen, sondern um ein Können« (98).

Was verstand Zeller – wie die meisten Rektoren vor und lange nach ihm – unter der geforderten »durchgreifenden wissenschaftlichen Bildung« (90), die mehr sein müsse als bloßer Fachunterricht? Die Universität dürfe nicht zur Fachschule für bestimmte Berufsbereiche herabsinken, lautete eine Dauerforderung der Rektoren, unverändert bis in die Gegenwart. Zeller verwies auf einen der Großen seines Fachs. »Was Kant in einer Ankündigung seiner Vorlesungen seinen Zuhörern verheißt: sie sollen bei ihm nicht Philosophie lernen, sondern philosophiren lernen, das lässt sich auf jeden wissenschaftlichen Unterricht anwenden. Eine wissenschaftliche Ueberzeugung ist nur die, welche man nach klar erkannten Gründen sich selbst gebildet hat« (93). Das Universitätsstudium müsse zu dieser Fähigkeit anleiten und sie geduldig einüben. »Eine wirkliche wissenschaftliche Ausbildung erlangt man [...] nur durch eigene Arbeit« (98). Im Universitätsstudium »soll die Sicherheit des Verfahrens und des Urtheils erworben werden, auf der die wissenschaftliche Mündigkeit beruht. Dazu führt aber nur die Uebung der Kräfte durch selbständige Bearbeitung wissenschaftlicher Aufgaben.« (98)

Um wissenschaftliches Arbeiten zu erlernen und darin sicher zu werden, empfahl er für alle Fächer Praxis-Übungen, wie sie in der Medizin und den Naturwissenschaften schon üblich geworden waren.⁷ Das organisatorische Gehäuse dafür böten die Seminare, die zunehmend eingerichtet wurden, unterstützt durch »jüngere Männer«, die »sich ganz der Studienleitung zu widmen hätten«. Auf das Frauenstudium, über damals gestritten wurde und noch einige Jahrzehnte umstritten blieb, ging er nicht ein. Die Universität blieb für ihn männlich (dazu Kapitel 6). Um sie in ihrer Struktur bewahren zu können, wollte er das Studium stärker formalisieren und das Lehrpersonal um eine neue Gruppe unterhalb der Professorenschaft ergänzen. Heute würde man vom

7 Dazu aufschlußreich die Berliner Rektoratsrede des Botanikers Simon Schwendener: Über Richtungen und Ziele der mikroskopisch-botanischen Forschung, Berlin 1887.

»Mittelbau« und von studienbegleitenden Prüfungen sprechen, ohne jedoch das Endexamen zu ersetzen. Er riet dazu, wie in der Medizin schon während des Studiums Prüfungen abzuhalten, um den Studienerfolg früh einschätzen zu können und die Entscheidung, ob man für das Studium oder für das jeweilige Fach geeignet ist, nicht bis zum abschließenden Staatsexamen aufzuschieben. Doch Studienfreiheit und anspruchsvolles Examen gehören zusammen, argumentierte er. Die Lehrverfassung sollte also besser als bisher auf das forschende Studium abgestimmt werden.

»Der letzte Zweck alles Wissens und aller wissenschaftlichen Arbeit ist aber die Bildung des Geistes.« (99) Dazu bekannten sich die Rektoren in abgewandelten Formulierungen immer wieder. Darin sollte man keine romantisierende Idealisierung des deutschen Universitätsmodells sehen, wie im Rückblick auf die sogenannte Humboldtsche Universität oft behauptet worden ist. »Bildung des Geistes« konkretisierte Zeller in zweifacher Weise: fähig werden zur wissenschaftlich begründeten Einsicht, zur »wissenschaftlichen Selbständigkeit« (89), und dadurch seinen Charakter festigen. Wissenschaftliche Bildung, also die Fähigkeit, selbständig zu denken und zu forschen, als Charakterbildung. Wer im Studium »eine Ahnung vom Glück des Erkennens« (94) gewonnen habe und wissenschaftlich mündig geworden ist, sei zum selbständigen Charakter gereift. Denn wer forscht, verpflichte sich zur Suche nach »Wahrheit«, wisse um die Grenzen des eigenen Erkennens, werde deshalb »fremde Ueberzeugungen verstehen und achten« (86) und sich auf keinem Gebiet dem Neuem verschließen. Kritische Zukunftsoffenheit, indem man bereit und fähig ist, das Neue eigenständig zu prüfen, selbst wenn damit persönliche Nachteile verbunden sein sollten. Zellers Hörer werden gewußt haben, daß er auf seinem Berufsweg von Bern über Marburg nach Berlin auf halbem Wege von der Theologieprofessur zur philosophischen wechseln mußte, weil er seine theologischen Überzeugungen nicht aufgeben wollte und ihm deshalb die Zugehörigkeit zur theologischen Fakultät in Marburg verwehrt worden war. »Freiheit der Selbstbestimmung« (104), die er selber gelebt hatte, forderte er für Lehrende wie für Studierende und er forderte sie von ihnen.

Die Bilanz seines Blicks auf die Universitäten nach dem deutschen Modell lautete 1879: reformbedürftig und der Reform wert, denn sie haben sich »ohne Verläugnung ihres Grundcharakters dem Fortschritt der Zeit und den aus ihm entspringenden Bedürfnissen« geöffnet. Solange ihnen das gelingt, indem sie eine »wissenschaftliche Bildung« vermitteln, welche die jeweilige Zeit braucht, werden sie, so schloß er seine Rektoratsrede, »im Mittelpunkt unseres geistigen Lebens, an der Spitze des wissenschaftlichen Fortschritts« stehen (107).

3.3. Die Fachrede des Rektors als Einblick in ›Forschen bildet‹

Mit ihrer Fachrede wollten die Rektoren dem Auditorium zeigen, wie in ihrem Fach geforscht wird, wie sich ihr Fach entwickelt hat, welche Forschungsprobleme heute im Mittelpunkt stehen, auch welche Irrwege es gegeben hat. Viele bemühten sich, ihr Thema so abzuhandeln, daß es auch für fachliche Laien interessant ist, viele nahmen darauf aber keine Rücksicht. Sie durften davon ausgehen, ihre Zuhörer würden das nicht als rücksichtslos oder arrogant einstufen, sondern als Bemühen, ihnen einen Einblick in die Forschungswerkstatt und damit in den Bildungswert des Fachs zu bieten. Forschen bildet – diese Überzeugung lag jeder Fachrede zugrunde und diese Überzeugung teilten Redner und Auditorium. Darin lag ihre Rechtfertigung. Nur deshalb konnten Rektoren ihr Amt mit einer Rede über Forschungen in ihrem Fach antreten, und nicht selten sprachen sie über Probleme, die sich Laien schwer erschlossen. Sie taten das, weil sie und ihr Publikum überzeugt waren, forschen bildet.

Im späteren 19. Jahrhundert wurde sichtbar, welche Herausforderungen mit dieser Art der Bildungsvermittlung verbunden waren. Rektoren äußerten Kritik am Zustand der Universitäten, die dem deutschen Modell folgten. Doch auch wenn diese Kritik weitaus drängender formuliert wurde, als es der Philosoph Zeller getan hatte, so hielten die Redner doch am Kern fest: die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution. Erst im späteren 20. Jahrhundert löste sich die Vorstellung ›forschen bildet‹ auf, weil »wissenschaftliche Bildung« nicht mehr in Symbiose mit Forschung gedacht wurde, wenngleich weiterhin darauf bestanden wird, die universitäre Lehre müsse in Forschung gründen. Auf diese Kritik und auf den Abschied vom bisherigen Modell gehen die späteren Abschnitte ein. Zunächst einige Fachreden, die von ihrem Bildungswert durchdrungen waren.

Als Richard Wachsmuth (1868–1941) sein Amt als letzter Rektor der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt am Main 1913 antrat – im folgenden Jahr wurde er Rektor der Universität Frankfurt, in die die Akademie aufging – sprach er über »Physik vor hundert Jahren«.⁸ Er erinnerte zunächst an die »Zeit des Befreiungskrieges von 1813« (19), doch er hielt nicht eine der vielen Jubelreden, die in diesem Jahr zu hören waren. Und er stimmte auch nicht in den üblichen Stolz der Naturwissenschaftler auf ihre Leistungen für die Nation ein. Im »Reiche der Wissenschaft« wisse »man nichts von den Stürmen des Krieges, und die Forschung kennt keine politischen Grenzen.« Die deutsche Forschung habe zwar unter den damaligen Kriegen in Europa gelitten, doch die französische und die englische blühten »um so reicher«. (20) Der Kontrast zur preußisch-nationalen Heldenerzählung, mit der nahezu jeder Berliner Rektor anzuheben pflegte – die Gründung der Universität zu Berlin im Augenblick der höchsten Not, als das napoleonische Frankreich zu triumphieren drohte –,

8 Rektorswechsel an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt am Main am 5. Nov. 1913, Jena 1914, 17–36.

konnte krasser nicht sein. Der Frankfurter Rektor entzog sich dem nationalpolitischen Führungsanspruch der preußischen Hauptuniversität (dazu Kapitel 4.1), ohne es offen auszusprechen, doch die Kundigen dürften seinen Widerspruch entschlüsselt haben. Er blickte nicht auf die vermeintliche Erweckung der deutschen Nation durch Preußen, als das alte Europa in den napoleonischen Kriegen unterging, sondern er ließ in dieser Zeit das »Jahrhundert der Naturwissenschaften« (20) beginnen – in Frankreich und England, Physiker an deutschen Universitäten traten erst in den nächsten Jahrzehnten hinzu.

Wachsmuth bietet das Musterbeispiel einer Rektoratsrede, die nicht über die Fachkompetenz des Redners hinausgriff und gerade deshalb den Bildungsanspruch des deutschen Universitätsmodells beglaubigte. Das Wort Bildung fiel ebenso wenig wie *Universitas litterarum*, doch er führte dem Auditorium vor Augen, warum die Einsicht in die Wege zur modernen Physik bildet und dazu anregt, nach Zusammenhängen über Fachgrenzen hinweg und auch zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften zu suchen. Wachsmuth entwarf das Bild einer von der Physik geprägten naturwissenschaftlichen »Sattelzeit« um 1800, in der sich »gänzlich neue Anschauungen bilden, [...] die größtenteils auch noch heute die unsrigen sind.« (20) Er erläuterte dies detailreich an der Wärme- und der Elektrizitätslehre. Warum, so fragte er, konnte es zu dieser »fast unvermittelt einsetzenden Entwicklung« (33) kommen? Seine Antwort: »Der tiefere Grund des Fortschrittes liegt in dem neuen Geist des Jahrhunderts, in der Loslösung der Physik von der spekulativen Philosophie und in der für die Physik erst damals einsetzenden fruchtbaren Vereinigung von Theorie und Experiment, d. h. in der Einführung der Mathematik in die physikalischen Disziplinen.« (33) Die Mathematisierung der Naturwissenschaften und insbesondere der Physik thematisierten viele Rektoren.

Einen Zugang zum Bildungsauftrag der Universität bot der Frankfurter Rektor auch, indem er die Fortschritte in der Forschung zwar mit Namen belegte, aber betonte, »daß große Entdeckungen nicht nur einem einzelnen Kopf entspringen, sondern daß die Zeit reif wird für sie und die gleichen Gedanken in mehreren Forschern auftreten.« (30) Forschung als ein kollektiver Prozeß, in den viele eingebunden sind, nicht nur die Wenigen, deren Namen für das Neue einstehen. An diesem Prozeß teilhaben zu können, zumindest rezeptiv, wollte die Universität nach dem deutschen Modell alle Studenten befähigen. Das sprach der neue Rektor nicht ausdrücklich an, doch der scheidende hatte es unmittelbar zuvor mit seiner Leistungsbilanz dargelegt, in der auch die Erfolge der Akademie als »Fortbildungshochschule« (11) gewürdigt wurden.

Die Vorstellung von einer *Universitas litterarum* rief der Frankfurter Rektor nicht nur auf, indem er die Bedeutung der Mathematik für die neue Physik würdigte, sondern er setzte grundsätzlicher an. Mit Blick auf die »modernen Atomistik«, wie sie von John Dalton und William Prout entwickelt worden ist (25), meinte er, es sei »schwer zu sagen, wo bei solchen Ideengängen die Grenze zwischen Philosophie und Naturwissenschaft zu ziehen ist. Der Theoretiker ist eigentlich immer ein Philosoph, andererseits haben unsere modernen Philo-

sophen erkannt, daß sie auf der Erfahrung, d. h. auf Naturwissenschaften ihren logischen Aufbau begründen müssen.« (26) Er fragte, ob »nicht vielleicht die ganze Gegenüberstellung von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften veraltet« sei (27). Und er dachte darüber nach, ob man alle Fächer, die sich »mit der Erforschung der geistigen Äußerungen des Menschenlebens« befassen, als »Kulturwissenschaften« zusammenfassen sollte (27). Sie von den Naturwissenschaften abzugrenzen, sei aber problematisch, weil wir nur »in uns Bilder der Außenwelt [...] besitzen«, erzeugt »durch Vermittlung unserer Sinne« (28).

Wachsmuth knüpfte jedoch nicht an die damaligen philosophischen Meinungsführer in den wissenschaftstheoretischen Diskussionen über Natur- und Geisteswissenschaften an, wie Wilhelm Dilthey oder Wilhelm Windelband⁹, sondern er blieb im eigenen Kompetenzfeld. Er berief sich auf den Mathematiker Leo Koenigsberger, der von der »Einheitlichkeit aller Wissenschaften« überzeugt war und sie zu »einer großen und umfassenden Kulturwissenschaft« zusammenwachsen sah. Für die Mathematik, die er »in eminentem Sinne eine philosophische Wissenschaft« nannte, forderte er das »Bürgerrecht im Reiche der Geistes- und Kulturwissenschaften«. Koenigsberger bezog sich auf den bedeutenden französischen Mathematiker Henri Poincaré, und Wachsmuth folgte ihm auch darin.¹⁰ Das geforderte Gespräch über die Grenzen der Wissenschaften hinweg blieb seitens des Frankfurter Rektors also begrenzt. Seine Gewährsleute waren Mathematiker und Physiker. Diesen fachlichen Raum verließ er nicht, als er an der Entwicklung seines Fachs Physik darüber nachdachte, was Natur- und Geisteswissenschaften einen könnte.

Ähnlich verfuhr der Mathematiker Adolf Kneser (1862–1930), als er 1911 in seiner Breslauer Rektoratsrede das »Verhältnis der Mathematik zur wirklichen Welt«¹¹ und zur »mathematischen Naturwissenschaft« (4) erhellen wollte. In seinem fachlich anspruchsvollen Blick auf »einige große Wendepunkte der wissenschaftlichen Arbeit« (4), der bis zur »Relativitätstheorie von Lorentz und Einstein«¹² (11) führte, kam er zu dem Schluß: »Das Begreifliche in der Natur,

9 Er hat das Thema auch in einer Straßburger Rektoratsrede und einer Heidelberger (Pro) Rektoratsrede behandelt: Wilhelm Windelband: Geschichte und Naturwissenschaft. In: Das Stiftungsfest der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg am 1. Mai 1894, Strassburg 1894; Ders.: Der Wille zur Wahrheit, Heidelberg 1909.

10 Wachsmuth, 26, 36; Leo Koenigsberger: Die Mathematik eine Geistes- oder Naturwissenschaft? Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Heidelberg 1913, alle Zitate 13, 15. Wachsmuth und Koenigsberger schrieben ohne Anmerkungen. Sie bezogen sich vermutlich auf Poincaré, Der Wert der Wissenschaft, insbes. 197 ff. (§ 6 Die Objektivität der Wissenschaft).

11 Rede zum Antritt des Rektorats der Breslauer Universität in der Aula Leopoldina am 15. Oktober 1911, Breslau [o. J.].

12 Der niederländische Physiker Hendrik Antoon Lorentz gehörte zu denen, die Einsteins Relativitätstheorie vorbereiteten. Anders als Kneser sprach er aber vom Einsteinschen Relativitätsprinzip; Lorentz, Das Relativitätsprinzip, 1.

dessen Gebiet die Physik, Astronomie, Technik immer mehr auszudehnen sucht, ist eben im wesentlichen das mathematisch Formulierbare, und so ist ein Fortschritt der Naturwissenschaft undenkbar, ohne daß immer neue mathematische Hilfsmittel eine naturwissenschaftliche Existenz gewinnen.« (13 f.) Er endete in dem »Glauben«, daß die »prästabilisierte Harmonie« zwischen Natur und Mathematik (4), die sich auf die »Geschichte von Jahrtausenden« stützen kann, auch in Zukunft gelten werde: »was immer gesund und entwicklungsfähig in der Mathematik ist,« werde »früher oder später, mittelbar oder unmittelbar in der Natur sich offenbaren« (14).

Rektoren wie Wachsmuth und Kneser sprachen in ihren Reden nicht von wissenschaftlicher Bildung, doch was man an Universitäten, die dem deutschen Modell folgten, darunter verstand, führten sie ihrem Auditorium vor. Sie zeichneten an ihren Fächern Physik und Mathematik die Wege und Irrwege zum gegenwärtigen Forschungsstand nach, besprachen offene Fragen und trugen hypothetische Antworten vor. Sie öffneten den Hörern und zunehmend auch Hörerinnen einen Zugang zur wissenschaftlichen Bildung, indem sie ihnen vor Augen führten, wie in ihren Fächern geforscht wird. Nach diesem universitären Selbstverständnis mußten die Vorträge anspruchsvoll sein. Im Hörsaal saßen zwar überwiegend fachliche Laien, doch sie studierten oder hatten studiert. Deshalb gingen die Rektoren davon aus, daß sie in der Lage waren, den Forschungsprozeß, über den berichtet wurde, nachzuvollziehen. Das fachliche Niveau, auf dem der Frankfurter und der Breslauer Rektor ihre Antrittsreden hielten, ließ keinen Zweifel aufkommen, Universitätsbildung wurde als Elitenbildung verstanden. Das mußte man nicht ausdrücklich sagen.

Mitunter fragten Rektoren, ob die Hörer ihrem Fachvortrag wohl folgen können. So der Mathematiker Martin Krause (1851–1920) in seinem Vortrag »Über die Entwicklung der höheren Analysis«, als er 1894 das Rektorat der Technischen Hochschule Dresden antrat.¹³ Er skizzierte zunächst, wie sich dieses Fachgebiet seit Gottfried Wilhelm Leibniz, Isaac Newton und vor allem Leonhard Euler als »selbständige Wissenschaft« (21) etablierte, doch sie »in gesicherter Weise zu begründen« sei erst dem französischen Mathematiker Augustin Cauchy im 19. Jahrhundert gelungen (22). In dessen Werk fänden sich Definitionen, »die voraussichtlich die Zeiten überdauern werden, wie es die Euklidischen Sätze getan haben.« Die weitere Entwicklung der Analysis führte er bis zu Carl Weierstrass in Berlin. Erst ihm gelang es, »den Unendlichkeitsbegriff in völliger Schärfe« zu definieren. »Damit war das sichere Fundament gefunden,

13 Bericht über die Königl. Sächs. Technische Hochschule für das Jahr 1893/94. Hg. v. Rektor und Senat. Dresden 1894, 20–27. Unter den Hörern und »Zuhörern« (keine eingeschriebenen Studenten) sind keine Frauen ausgewiesen (7–9). In breiterer Perspektive behandelte das Thema Immanuel Lazarus Fuchs: Über einige Thatsachen in der mathematischen Forschung des neunzehnten Jahrhunderts. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität 3. August 1900, Berlin 1900. Zu Fuchs s. Anm. 19.

denn der Grenzbegriff ist das Alpha und Omega, der Anfang und das Ende der höheren Analysis, die ganze Differential- und Integralrechnung bestehe in einer beständigen Untersuchung derselben.« (22)

Warum sollten sich angehende Ingenieure und Techniker mit einer solchen »Metaphysik der Mathematik«, eine »Art Metamathematik« (22) auseinandersetzen, obwohl doch die Ausbildung an technischen Hochschulen für die berufliche Praxis vorbereitet? Der Rektor rechtfertigte dies mit der Besonderheit des deutschen Hochschulwesens. In ihm habe auch »der junger Techniker [...] ein Recht darauf, dass ihm eine rein mathematische Lehre entwickelt werde«. (24) Das unterscheide die deutschen technischen Hochschulen, die ein Niveau erreicht hätten, daß »eine Verschmelzung mit den Universitäten in absehbarer Zeit zu erwarten ist« (25), von den USA, wo »die Mathematik an technischen Lehranstalten von Technikern gelehrt« werde (24). Dort ausgebildete Ingenieure könnten seinen Vortrag über die höhere Analysis nur »in Ausnahmefällen« (25) verstehen. Ihnen fehle die mathematische Grundlage, über die jeder wissenschaftlich gebildete Ingenieur verfügen sollte, um allen Problemen, die im Berufe zu lösen sein werden, gewachsen zu sein. »Das mathematische Denken und nicht die Formel ist für den Techniker die Grundlage seiner Bildung, die er auch da braucht, wo es sich nicht um speziell mathematische Probleme handelt.« (25) Deshalb müsse die Mathematik auch an Technischen Hochschulen von Mathematikern, also Forschern, gelehrt werden, damit die Studenten mit mathematischem Denken vertraut gemacht werden, das sie benötigen, um den Problemen, vor denen sie in ihrem Beruf später stehen werden, gewachsen zu sein.

Der Dresdener Rektor nannte die Fähigkeit, mathematisch zu denken, Bildung. So sprachen alle Rektoren über ihr Fach, ganz gleich welches sie vertraten: wissenschaftliche Bildung als eine Denkweise, die aus der Fähigkeit zur Forschung oder zu deren Rezeption entsteht und in die Lage versetzt, neue Probleme auf gesicherter methodischer Grundlage eigenständig zu lösen. Nicht um gesichertes Wissen gehe es, sondern um die Fähigkeit, sich offenen Fragen zu stellen. Die Mathematik bewege sich ständig weiter. Manches, was sich aus der Differential- und Integralrechnung entwickelt habe, insbesondere die Funktionstheorie, stecke »noch in den Kinderschuhen« (25). Zudem führen die Naturwissenschaften der Mathematik »immer neue und neue Probleme zu« (25), die der Lösung harren und deshalb ins Aufgabenfeld der Technischen Hochschulen gehören. In diesem ständigen Wandel, der sich zunehmend beschleunige, schaffe nur die wissenschaftliche Bildung eine sichere Grundlage, denn sie befähige, dem Wandel zu folgen und ihn auch zu gestalten. Ohne dies ausdrücklich zu sagen, beanspruchte der Mathematiker auch für sein Fach, daß es den Charakter bilde. Denn er schilderte die Geschichte der höheren Analysis als einen beständigen Prozeß der wissenschaftlichen Selbstkorrektur durch Forschung. Irrtum und Kontroverse, betonte Martin Krause, »spielen auch in der Geschichte der Mathematik eine gewaltige Rolle.« (25)

Auch angehende Techniker müssen wissenschaftlich gebildet werden, diese Forderung durchzog die Rektoratsreden an den Technischen Hochschulen. Als

1932 in Aachen Paul Röntgen¹⁴ (1881–1965) über den gegenwärtigen Forschungsstand in der »Metallurgie der sog. Nichteisenmetalle« (4) und über die künftigen Entwicklungen sprach, fragte er, wie soll der »angehende Metallurge« ausgebildet werden, wenn sich dieses Fachgebiet so schnell wandelt und »in Zukunft noch größere Umwälzungen bestimmt zu erwarten sind«? Seine Antwort: Nicht den »Spezialisten« ausbilden, sondern Ingenieure, die wissenschaftlich gebildet sind und deshalb die neuen Herausforderungen eigenständig analysieren und innovativ bearbeiten können. Das sei nur möglich, wenn man Forschungserfahrung mitbringt. Deshalb empfahl er, »den Studierenden sofort mit Beginn des eigentlichen Fachstudiums mit kleineren Forschungsarbeiten zu beschäftigen.« Das setze die »gute Tradition« seines Vorgängers, des »Altmeisters der Metallhüttenkunde«, fort. (15 f.) Als drei Jahrzehnte später, 1960, sein Aachener Amts- und Fachkollege darüber nachdachte, wie »Der Verlust der Einheit von Lehre und Forschung an den deutschen wissenschaftlichen Hochschulen«¹⁵ aufgehalten werden könnte, empfahl er etliche Maßnahmen, um sie wieder konkurrenzfähig zur Forschung in der Industrie und der Max-Planck-Gesellschaft zu machen. Dazu gehörte die Einrichtung dauerhafter Forschungsgruppen an Hochschulinstitutionen, die als »Meisterklassen« wirken sollten, in denen »Meisterschüler« in die Forschung eingeführt werden (14). Wie auch immer die »Hochschulreform« aussehen mag, »dem einen ein Alptraum, dem andern ein Wunschtraum«, die Mathematik, »Basis der exakten Wissenschaften«, müsse darin »den ihr gebührenden Platz« erhalten (15).

Nun soll es um einen anderen Blick auf die Universität gehen. Während Mathematiker und Rektoren, deren Fächer auf Mathematik angewiesen waren, sich Gedanken gemacht haben, warum ein Fach, das sie selbst als schwierig einschätzten, in Hochschulen nach dem deutschen Modell nicht fehlen dürfe, forderte der bekannte Nationalökonom Karl Bücher (1847–1930) eine grundsätzliche Erweiterung des Fächerspektrums. In seiner Rede »Über alte und neue Aufgaben der deutschen Universitäten«, mit der er sich 1903 als Rektor der Universität Leipzig der Öffentlichkeit vorstellte,¹⁶ erläuterte er an seinem Fach, warum die Universität neue Entwicklungen im Wirtschaftsleben aufnehmen müsse, um ihren Wert für die Gesellschaft nicht einzubüßen. Die Universität charakterisierte er als ein »wirtschaftliches Gebilde«, das sich mit der »Gesellschaftsordnung ihrer Zeit« wandelt (16). Die »moderne nationalstaatliche Universität« (16), die als dritter Typus der mittelalterlichen und der territorialstaatlichen folgte, sei in Deutschland in der napoleonischen Ära zu einer »Nationalinstitution« geworden, die auf

14 Paul Röntgen: Das Metallhüttenwesen in Technik und Forschung. Rede gehalten bei Übernahme des Rektorats der Technischen Hochschule Aachen am 2. Juli 1932, Aachen 1934

15 Festansprache gehalten an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen anlässlich der Immatrikulationsfeier am 22. Juni 1960 von Dr.-Ing. Helmut Winterhager [1911–2002], ordentl. Professor der Metallhüttenkunde und Elektrometallurgie, Essen 1961. Winterhager (1911–2002) war Assistent bei Paul Röntgen gewesen

16 Rektoratswechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1903, Leipzig 1903, 15–33. Zugänglich auch in: Leipziger Rektoratsreden 1871–1933, Band 1, 827–837.

der »Einheit des wissenschaftlichen Gedankens« beruhe, auf den »die gesamte von der Universität vermittelte höhere Berufsbildung nunmehr gestellt ist.« (18) Daraus habe sich »jene fruchtbare Verbindung von Forschung und Lehre« entwickelt, »wie sie kein anderes Land in gleicher Vollendung aufweist.« (19) Er blickte, das war üblich, vergleichend auf England und Frankreich. Doch auch das als vorbildlich gewürdigte deutsche Universitätsmodell habe das »Bedürfnis der Nation nach wissenschaftlicher Berufsbildung« nicht mehr erfüllen können, so daß »ein Kranz von Hochschulen« entstand, die sich den Universitäten zunehmend anglichen, indem sie deren »Lebensprinzip: die Verbindung selbständiger wissenschaftlicher Forschung mit der Anleitung zum wissenschaftlichen Arbeiten,« übernahmen (21 f.) Neben den technischen Hochschulen nannte er die forst- und landwirtschaftlichen und als jüngste Neuerung die Handelshochschulen. »Alle wollen wissenschaftlich begründetes Fachwissen lehren zum Zwecke praktischer Anwendung in grossen Privatunternehmungen oder im Dienste des Staates.« Sie erfordern »eine ähnliche geistige Reife« wie die Universitäten. »Ihr theoretischer Gehalt fußt halb auf den Naturwissenschaften, halb auf der Wirtschaftswissenschaft. Denn alle Technik ist blind und wertlos, die sich nicht dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit unterwirft.« (22)

An diesen Hochschulen trat neben die »allgemeine Volkswirtschaftslehre« eine »privatwirtschaftliche«, deren Aufgabe es sei, »zu erforschen und systematisch darzulegen«, wie Wirtschaftsunternehmungen effizient arbeiten (22). Bücher forderte in seiner Rektoratsrede, in der Öffnung der Universität für Disziplinen, die das Wirtschaftsleben erforschen, nicht das Eindringen von »Banau- sementum« zu sehen, wie ein Kollege aus »einer der alten Universitäts-Wissenschaften in heller Verzweiflung« gerufen habe.¹⁷ (23) Er stellte die neuen Fächer in eine Traditionslinie zur Kameralwissenschaft, die ihre Absolventen für eine leitende Tätigkeit in allen staatlichen Aufgabenbereichen, einschließlich der wirtschaftlichen, vorbereiten sollte.

Über kurz oder lang, so prognostizierte er, werden die neuen Fachhochschulen in die Universität aufgehen. Was in der »modernen Volkswirtschaft« sich entwickelt, müsse die Universität aufnehmen, wenn sie sich »auf der Höhe ihrer Aufgabe halten will«. (30) Sie dürfe »nicht durch spröde Exklusivität« diejenigen zurückweisen, die in der Wirtschaft Leitungsaufgaben anstreben und dafür eine höhere »Berufsbildung« suchen. Sie wollen »aufsteigen in die Geistesaristokratie der Nation; sie wollen einer ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende sozial und politische Stellung und Wertschätzung.« (32) Die Universität müsse sich öffnen, um »die Ausbildung der dirigierenden Klassen der Nation« weiterhin in

17 Wie empfindlich die Handelshochschulen auf Kritik reagierten, zeigte sich an Max Webers Äußerungen auf dem Hochschullehrertag 1911 zu Dresden, obwohl er zu bedauern schien, daß die Aufgaben dieser Fachhochschulen nicht in die Universität integriert worden sind. Er wandte sich aber auch gegen eine zunehmende Akademisierung von Berufen. Max Weber Gesamtausgabe. I/13, Einleitung 19–21. Webers Denkschrift an die Handelshochschulen, ebd. 365–377.

sich zu vereinen und so die gesamte Elite von morgen »mit dem gleichen Geiste strenger Wissenschaftlichkeit zu erfüllen und sie insgesamt zu einem edleren Menschentum zu erziehen.« (32) Zum Schluß sprach Bücher die Kommilitonen an und forderte sie auf, nicht »die traurige Botschaft von der Herrenmoral« (32), die heute überall zu hören sei, anzunehmen. Jede Aristokratie, »auch die Geistesaristokratie, muss unrettbar sinken,« wenn sie sich nicht dem »sozialen Gesamtinteresse« einfüge (33).

Der Nationalökonom wollte die Universitäten um die »angewandten Wissenschaften« der Fachhochschulen erweitern, um sie als die einzige Ausbildungsstätte für die künftige Elite in allen Berufsbereichen erhalten zu können. Blüchers Rede steht für eine breite Diskussion, die damals über Universitäten und Technische Hochschulen geführt worden ist. In Berlin hatte nur fünf Jahre zuvor ein Anatom in seiner Rektoratsrede diese Frage angesprochen und sich mit den Schriften von Kollegen auseinandergesetzt. Er hielt daran fest, die »praktische Seite der Ausbildung« gehöre nicht an die Universität, sie entlasse niemanden »berufsfähig«, sondern ermögliche »für alle gelehrte Berufe die grundlegende wissenschaftliche Vorbildung«.¹⁸ Sein Amtsnachfolger, der Mathematiker Immanuel Lazarus Fuchs (1833–1902) widersprach in seiner Berliner Rektoratsrede »Über das Verhältnis der exacten Naturwissenschaft zur Praxis«.¹⁹ Anstöße zur naturwissenschaftlichen Forschung kamen vielfach aus der Praxis und wirkten auf sie zurück. Ein »feindlicher Gegensatz zwischen der reinen Wissenschaft und der Technik« bestehe nicht.

Ganz gleich welche Haltung die Rektoren in diesem Streit einnahmen, auch für sie entstand wissenschaftliche Bildung aus Forschung. Dies betonte 1912 auch der Jurist und Rechtshistoriker Rudolf Hübner (1864–1945) in seiner Rostocker Rektoratsrede »Einige Gedanken über unsere Universitäten«.²⁰ Doch bei ihm stand die Sorge im Vordergrund, die »ungeheure Ausdehnung aller Forschungsgebiete« und »das in manchen Fächern zu einem wahren Unglück sich auswachsende Anschwellen der Literatur« würden es dem Gelehrten immer schwerer machen, »sich die geistige Herrschaft über die von ihm zu lehrenden Fächer in der hierfür nötigen Ausdehnung zu sichern.« (9) Er forderte deshalb Parallelprofessuren, um sich auch in der Lehre spezialisieren zu können. Für die

18 Wilhelm Waldeyer (1836–1921): Ueber Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des deutschen Reiches. Rede zum Antritt des Rectorates der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin gehalten in der Aula am 15. Oktober 1898, Berlin 1898, 7 f. Er diskutiert die Schriften von Alois Riedler und Fritz Klein. Vgl. *Manegold*, Universität, Technische Hochschule und Industrie.

19 Berlin 1899. Zit. n. Abdruck in: *Fuchs*, Gesammelte mathematische Werke, 398–408, das folg. Zitat 406. Fuchs stammte aus einer jüdischen Familie und konvertierte trotz schwerer Bedenken 1860 zum Protestantismus: Vgl. den biographischen Artikel zu Fuchs von J. J. O'Connor/E. F. Robertson in *MacTutor History of Mathematics*.

20 Rudolf Hübner: Einige Gedanken über unsere Universitäten. Ansprache beim Antritt des Rektorats der Universität Rostock gehalten am 1. Juli 1912. Rostock 1912.

Studierenden hatte er nur den Rat: »Selbständig soll das Universitätsstudium Sie machen« (13). Er stand offensichtlich dem Wandel der Universität zur Großinstitution in Forschung und Lehre hilflos gegenüber. Bei ihm deutete sich früh an, was sich erst im Laufe des 20. Jahrhunderts durchsetzte: Wilhelm von Humboldts berühmte Denkschrift »Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« (1809/10), die erstmals 1896 in Auszügen und 1903 ungekürzt veröffentlicht worden war²¹, wurde zum Schlüsseltext für ein Universitätsmodell, an das sich auch diejenigen klammerten, die nicht mehr wußten, wie es in der Gegenwart verwirklicht werden könnte.

Ein Musterbeispiel für diese Ratlosigkeit bietet die Rektoratsrede des klassischen Philologen Ernst Maass (1856–1929) in Marburg 1909. Zum Auftakt raunte er dem Auditorium wehevoll Sicherheit zu: »Die Universität, dies unentbehrliche Glied in der Reihe von Einrichtungen, auf denen die Existenz der Staaten beruht, stellt selber einen Staat dar und also ein Heiliges. Eine jede Wissenschaft ist, da sie höchste Werte des Lebens irgendwie zu behandeln hat, Arbeit am Ewigen und also Gottesdienst.«²² Er klagte über »die fast technische Kleinarbeit, die Mechanisierung also der Wissenschaft« (5), die auch in seinem Fach sich ausbreite. Der »Andrang zum akademischen Studium« überborde, die »Wissenschaft, eine Einheit einst, ist auseinandergeflohn. Das war notwendig. Aber das Fliehn dauert fort.« »Sonderwissenschaften« entstehen unaufhörlich. (4) Rückkehr zur antiken Einheit, lautete seine Botschaft. Sein Vortrag endete: »Auf attischer Erde, vor den Toren Athens, an der heiligen Stätte der Akademie, dort ist der Herd, wo alle Wissenschaften – mögen sie auch weltenweit jetzt auseinanderstreben – als echte Schwestern ihre Heimat haben und ihre Einheit.« (19)

Knapp zwei Jahrzehnte zuvor, 1890, hatte sein Fachkollege Wilhelm von Hartel (1839–1907) in Wien ganz anders »Über Aufgaben und Ziele der klassischen Philologie« gesprochen.²³ Voller Fortschrittszuversicht präsentierte er sein Fach als eine Grundlagenwissenschaft im gegenwärtigen »Grossbetriebe der Wissenschaft« (24). Er schilderte den enormen Zuwachs an Texten, den Aufschwung im wissenschaftlichen Edieren, pries die Spezialisierung, die neue Fächer schuf, etwa die Paläographie. Alle anderen Philologien und »alle historische Forschung, welche von literarischer Ueberlieferung abhängt«, habe die Methode, die in der klassischen Philologie entwickelt worden ist, übernommen (32). Vergleichende Sprachwissenschaft und Linguistik traten hinzu, alle »Zweige der Alterthumswissenschaft« (46) wirken zusammen, Philologie und Archäologie ergänzen sich, die internationale Kooperation sei selbstverständlich geworden.

21 Gebhardt (Hg.), Wilhelm von Humboldts Politische Denkschriften, 250–260. Grundlegend zur Rezeptionsgeschichte, die um 1900 einsetzt: *Paletschek*, Erfindung der Humboldtschen Universität.

22 Ernst Maass: Der Genius der Wissenschaft. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 17. Oktober 1909, Marburg 1909, 3.

23 Inaugurationsrede gehalten am 13. Oktober 1890 im Festsale der Universität, Wien 1890.

»Der Wettbewerb um die höchsten Güter der Menschheit hat, während laut vergnügt Volk und Völkchen das goldenen Kalb ihrer Nationalität umtanzen, die engen Schranken der Nationen und Staaten durchbrochen. Die nationalen Unterschiede haben sich zu einer internationalen Wissenschaft aufgelöst.« (52) Der Wiener Rektor feierte am »Beispiele der classischen Philologie [...] die fortschrittliche Bewegung der Wissenschaft« (51). Ihn ängstigte nicht, daß auch sein Fach an der neuen Form der »Grosswissenschaft« (49) Anteil hatte. Als Minister für Kultus und Unterricht (1900–1905) und schon zuvor als Sektionschef für die Hoch- und Mittelschulen wurde er zum Wissenschaftspolitiker. Er hatte ein anderes Weltbild und eine andere Vorstellung von moderner Universität als sein Marburger Fachkollege. Doch in der Überzeugung, wissenschaftliche Bildung erwachse aus Forschung stimmten sie überein, den universitären Bildungsauftrag verteidigten beide.

Sein ängstlicher Kollege in Marburg hatte in der Spezialisierung, zu der Forschung notwendig führt, ein zentrales Problem für das Einheitsideal des deutschen Universitätsmodells erkannt, ohne eine Lösung anbieten zu können. Andere wie der Mathematiker Alfred Krazer (1858–1926) entzogen sich der Probe auf die Gesprächsfähigkeit zwischen spezialisierten Experten, indem sie unerbittlich Fachreden hielten, ohne jeden Laienrabatt. Krazer sprach 1908 als neuer Rektor der Technischen Hochschule Karlsruhe »Zur Geschichte des Umkehrproblems der Integrale«.²⁴ Er hat den Vortrag offensichtlich für den Druck stark erweitert und mit Anmerkungen versehen. Ob er die vielen mathematischen Formeln während des Vortrags angeschrieben hatte, ist nicht bekannt. Es mag seine Hörer getröstet haben, von ihm zu erfahren, daß die Lösung des Umkehrproblems durch das »Genie« Bernhard Riemann zunächst auch für die Experten »schwer verständlich« (37) gewesen ist. Den Studierenden riet er, nicht zu fragen, was sie mit seinem Vortrag anfangen könnten. Es gelte für jeden von ihnen, »die Kräfte seines Geistes zu schärfen«, damit man nicht später »an Problemen scheitert, deren Lösung sein Beruf von ihm verlangt.« (39) Bildung durch Forschung oder Einsicht in die Forschung anderer als Vorbereitung für anspruchsvolle Berufe aller Art, vorgetragen allerdings in einer Form, welche die fachlichen Laien im Auditorium wohl überforderte. Der Mathematiker verlangte Ehrfurcht vor Forschern, die »in der Entdeckung neuer Wahrheiten oder neuer Wege« (39) nicht nach deren Nutzen fragen.

Sein Fachkollege Carl Runge (1856–1927), Professor für angewandte Mathematik in Göttingen, sprach 1915 in seiner Rektoratsrede »Mathematik und Bildung« behutsamer die Schwierigkeit an, Laien das eigene Fach verständlich zu machen.²⁵ Er suchte dessen Kulturwert vor Augen zu führen, indem er erläu-

24 Feierlichkeit anlässlich der Übergabe des Rektorates an der Grossh. Technischen Hochschule »Friderician« zu Karlsruhe. Karlsruhe [o. J.], 17–51.

25 Festrede im Namen der Georg-August-Universität zur Jahresfeier der Universität am 9. Juni 1915, Göttingen 1915.

terte, wie ein »erheblicher Bestandteil von Resultaten mathematischen Denkens [...] in jede gebildete Sprache aufgenommen« werde, ohne daß die Sprecher es erkennen (4). Er erklärte dies am Dezimalsystem und der »mathematischen Methode der Zahlwörterbildung« (6), und auch an den »sogenannten arabischen Ziffern«, die »ebenfalls eine mathematische Leistung ersten Ranges dar[stellen], ohne die der heutige Zustand der menschlichen Kultur nicht denkbar wäre.« (6) An einigen Begriffen – rechts, links, veränderlich – führte er vor, wie schwierig es ist, mathematische Präzision in die Alltagssprache zu übertragen. Schließlich erläuterte er anhand von Meßverfahren die Bedeutung der Mathematik für viele Wissenschaftsbereiche und deren praktischer Anwendung. »So schreitet die Erkenntnis unausgesetzt fort. Wir lernen die Dinge immer weiter in den Bereich der Mathematik zu ziehen.« (19) Ihre »größte Bedeutung [...] für die menschliche Kultur« bestehe darin, »daß sie ein gedankliches Handwerkszeug bildet, um die Wirklichkeit zu erfassen, zu verstehen und darzustellen.« (12) Er zeigte sich überzeugt: »Mit der fortschreitenden Aufnahme der mathematischen Denkweise werden die grundlegenden mathematischen Begriffe, die für die quantitative Auffassung und Beschreibung der Dinge notwendig sind, allmählich in die Sprache aufgenommen und gehen in den Besitz aller Gebildeten über.« (11) Dieser Fachrede mußten die Hörer nicht in allen Verästelungen folgen können, um dennoch den Bildungswert der Mathematik und die Bedeutung der mathematischen Denkweise für akademische Berufe zu erkennen.

3.4. Gleichwertig im Bildungsauftrag – zwei Rektoren kündigen den Konsens

Zum Kern der Bildungsinstitution Universität, wie sie das deutsche Modell vorsah, gehörte die Gleichwertigkeit aller Fächer im Bildungsauftrag. In allen forschen die Lehrenden, die Studierenden lernen Forschung kennen und werden so wissenschaftlich gebildet und charakterlich gefestigt. Diesen Konsens, der die Einheit der Universität trotz voranschreitender Spezialisierung verbürgen sollte, kündigten im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zwei Rektoren in Wien und Berlin. Das Aufsehen, das sie erregten, war groß. Rektoren anderer Universitäten distanzierten sich in ihren Reden, in Wien erschien die Gegenschrift eines bekannten Philosophen.²⁶ Die Rede, die Adolf Exner (1841–1894), ein Jurist, Mitglied des österreichischen Reichsgerichts und des Herrenhauses, im Oktober 1891 als neuer Wiener Rektor »Über politische Bildung« gehalten hat, erschien

26 Brentano, Ueber die Zukunft der Philosophie. Er widersprach Exner vor allem in dessen Einschätzung der Philosophie.

im folgenden Jahr bereits in dritter Auflage.²⁷ Der Pathologe Rudolf Virchow (1821–1902), einer der prominentesten deutschen Wissenschaftler, der auch als Politiker und als Anthropologe hervorgetreten war, übernahm im Oktober 1892 das Rektorat in Berlin mit einer Rede über »Lernen und Forschen«.²⁸ Im folgenden Jahr erneuerte und verallgemeinerte er als Rektor seinen Kampf, die Dominanz der Naturwissenschaften anzuerkennen und die höheren Schulen entsprechend auszurichten.²⁹

Zunächst werden Virchows Reden betrachtet, denn den Anspruch, den Naturwissenschaftler wie er erhoben, verdammt sein Wiener Amtskollege. Virchows Berliner Reden konnte er noch nicht kennen, doch deren Kernforderungen hatte er zuvor schon mehrfach öffentlich erhoben.³⁰ Virchow feierte, was Exner als die »communis opinio unseres Zeitalters« (1) verdammt. Gegen sie richtete er mit polemischer Lust sein »wissenschaftliches Glaubensbekenntnis«, wie er seine Rede nannte (1).

In seiner Berliner Rektoratsrede von 1892 rief Virchow das Zeitalter der Naturwissenschaften aus (21). Er war nicht der erste³¹, aber der wohl prominenteste. Ein Jahr später wiederholte er seinen Kampf, als er die Gründung der Berliner Universität nicht nur mit der Befreiung vom »Joch der Fremdherrschaft« (10) durch die Franzosen kurzschloß. Damit folgte er dem Selbstbild, aus dem die Berliner Universität ihren nationalpolitischen Vorrang ableitete (dazu Kap. 4.1). Mit ihrer Gründung ließ Virchow trotz eines naturphilosophischen Nachhalls, den er bedauerte, in Berlin »die Zeit der Philosophie« (18) enden und den »definitiven Uebergang in die naturwissenschaftliche Zeit« (21) anheben.

27 Die erste Auflage 1891 in Wien im »Selbstverlag des Verfassers«. Das Vorwort zur dritten Ausgabe, abgeschlossen im September 1892 geht auf Zustimmungen und Widersprüche ein. Adolf Exner: Über politische Bildung. Rede gehalten bei Übernahme der Rektorswürde an der Wiener Universität. Dritte Ausgabe, Leipzig 1892. Im Folgenden wird nach der 3. Ausgabe zitiert. Exner war nicht der erste Rektor in Wien, der mangelndes politischen Wissen der Studenten als Versäumnis der Universität beklagte. Das tat auch Ottokar Lorenz: Die Politik als historische Wissenschaft. Inaugurations-Rede gehalten am 16. Oktober 1880, Wien 1880.

28 Rede beim Antritt des Rektorats an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten am 15. Oktober 1892, Berlin 1892.

29 Rudolf Virchow: Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Rede am 3. August 1893 in der Aula der der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin 1893.

30 S. etwa Rudolf Virchow: Ueber die nationale Entwicklung und Bedeutung der Naturwissenschaften. Rede gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hannover am 20. September 1865, Berlin 1865; Ders.: Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Rede gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu München am 22. September 1877, Berlin 2. Auflage 1877.

31 In Berlin u. a. Gustav Heinrich Magnus (1802–1870): Festrede auf der Universität zu Berlin am 3. August 1862, Berlin 1862, 10.

Heute, sagte er 1892, stehen wir mitten in dieser Bewegung. »Schon jetzt nennt man unsere Zeit die Zeit der Naturwissenschaften. Keine der sogenannten Geisteswissenschaften hat sich diesem Einflusse entziehen können.« (21) Selbst die katholische Kirche, er nannte sie im kulturkämpferischen Nachklang die römische, habe sich schließlich einfügen müssen. »In Wahrheit ist die moderne Weltanschauung ganz und gar auf dem Boden der Naturwissenschaft erbaut.« (21) Er forderte zwar, die Universität müsse das Ideal der *Universitas litterarum* verwirklichen, doch er entwarf es nicht als ein Miteinander methodisch eigenständiger Fächer, sondern die gemeinsame Grundlage müsse die naturwissenschaftliche Forschungsmethode bilden, die sich als überlegen erwiesen habe. Um auch auf seiten der Studenten die Universität nicht in ein »Nebeneinander von Fachschulen« aufzulösen, müsse »ein allgemein-wissenschaftliches Studium« das »Fachstudium« ergänzen (24). Für eine »blosse Fachbildung [...] wären die Universitäten überflüssig. Dann könnte man, wie in Frankreich, getrennte *Écoles*, oder, wie in England, besondere Colleges oder, wie in der römischen Kirche, abgeschiedenen Convikte einrichten.« (24)

Anders als der bereits erwähnte Philosoph Zeller, der nur wenige Korrekturen im Studium anregte – Mentoren für die Studenten und Prüfungen schon während des Studiums –, verlangte Virchow in seiner Rektoratsrede 1892 eine grundlegende Reform des Bildungswesens von den höheren Schulen bis zu den Hochschulen. Wie viele Rektoren aus den Naturwissenschaften kritisierte er vor allem die Gymnasien, die nicht mehr angemessen auf das Universitätsstudium vorbereiten würden, doch er forderte auch von den Hochschulen, daß sie die naturwissenschaftliche Forschungsmethode als Kern ihrer Bildungsarbeit anerkennen.

Die Ausführungsmängel, die Virchow an den deutschen Universitäten konstatierte, lastete er vornehmlich der »Mangelhaftigkeit der Vorbildung« (24) der Studenten an. Deshalb forderte er eine grundlegende Reform vor allem der Gymnasien. Sein Reformplädoyer lief darauf hinaus, die Dominanz der klassischen Sprachen im Gymnasialunterricht durch »Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften« zu ersetzen, da nur in ihnen die »notwendigen Methoden« ausgebildet seien, um bereits die Schüler zum selbständigen Denken zu erziehen (16). »Wenn die klassischen Sprachen nicht mehr im Stande sind, das einigende Band herzustellen, welches alle die verschiedenen Richtungen der gelehrten Bildung zusammenhält, so ist ein Ersatz dafür nur zu finden in jener goldenen Trias von Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften, auf deren Entwicklung die gesamte abendländische Cultur beruht.« (19) Daß er mit Philosophie nicht die »Naturphilosophie« meinte, die in Berlin mit Hegel und seinem »Generalstab geschulter Jünger« (15) bis auf die Medizin und die Naturwissenschaften alle Fächer in »aprioristischer Weise umgestaltete« (14), stellte er 1893 in seiner Rektoratsrede den Zuhörern polemisch vor Augen.

Virchow anerkannte in seiner Rede von 1892, daß die Fakultäten unterschiedliche Ansprüche an die »Vorbildung der Abiturienten« (19) stellen, doch man müsse verlangen, »dass ein junger Mann, dem man die Selbständigkeit

zutraut, von der akademischen Lernfreiheit guten Gebrauch zu machen, in der Lage sei, die Hauptergebnisse der Astronomie und der Biologie in sich aufzunehmen.« (21) Vor allem brauche er Mathematik. Die »Physik ist allmählich eine mathematische Wissenschaft geworden«, Chemie und Physiologie sind auf dem Wege (22).

Doch so sehr Virchow eine neue Rangordnung der Fächer verlangte, mit den Naturwissenschaften an der Spitze, so traditionell blieb seine Begründung, worin er den Kern des deutschen Universitätsmodells sah: wissenschaftliche und charakterliche Bildung durch Forschung als Grundlage für alle anspruchsvollen Berufe und für ein verantwortungsvolles Verhalten in Politik und Gesellschaft. »Weder Lehrer noch Lernende dürfen vergessen, dass das Ziel des Universitätsstudiums ein sehr hohes ist: allgemeine wissenschaftliche und ethische Bildung und volle Kenntnis der Fachwissenschaft. Wenigstens einmal im Leben, und zwar am Schlusse seiner Universitätszeit, sollte der gebildete junge Mann soweit vorgerückt sein, dass sein Wissen dem mittleren Stand der wissenschaftlichen Forschung, zumal in seinem Fache, entspricht. Gelingt ihm das bis dahin nicht, so ist wenig Hoffnung, dass er jemals im Kreise seiner Genossen ein ebenbürtiger Fachmann sein wird. Er hat alle Aussicht, sein Lebenlang ein Stümper zu bleiben.« (1892, 8 f.)

1893 ergänzte Virchow seine Erwartungen an die Absolventen gesellschaftspolitisch. Wer sich durch »strenge empirische Arbeit« (28) daran gewöhnt habe, spekulativen Lehren wie dem »thierischen Magnetismus«, dem »Spiritismus« oder der Homöopathie zu mißtrauen, werde auch dem gegenwärtig so wirkmächtigen Antisemitismus widerstehen (27). »Unsere Zeit, die in ihrem wissenschaftlichen Gefühl so sicher und siegesfroh ist, übersieht eben so leicht, wie die frühere, die Stärke der mystischen Regungen, welche von einzelnen Abenteurern in die Volksseele getragen werden. Noch steht sie rathlos vor dem Räthsel des Antisemitismus, von dem niemand weiss, was er eigentlich in dieser Zeit der Rechtsgleichheit will, und der trotzdem, vielleicht auch deshalb, faszinierend selbst auf die gebildete Jugend wirkt.« (27) Sogar »antisemitische Professoren« soll es schon geben (28). Er nannte keinen Namen, doch in Berlin wird jeder an Heinrich von Treitschke und den Antisemitismusstreit, den er ausgelöst hatte, gedacht haben. Sich so offen von einem berühmten Universitätskollegen zu distanzieren – er lebte noch; wenige Jahre zuvor war er in die Friedensklasse des Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste aufgenommen worden –, war in Rektoratsreden unüblich. Sie zielten in aller Regel auf Gemeinsamkeiten. Virchow entzog sich als Rektor dieser Erwartung. Seine Reden waren auf Kampf gestimmt – Kampf für eine Universität, deren Forschung den naturwissenschaftlichen Methoden folgt, Kampf für eine Universität, die charakterlich bildet, weil sie die Studenten forschen lehrt. Gegen seinen Kampfruf zugunsten der Naturwissenschaften bezogen etliche Rektoren Stellung. In Berlin tat es sein Amtsnachfolger, der Philologe Karl Weinhold (1823–1901). Er ironisierte in seiner Rektoratsrede die »lebensstrotzenden Naturwissenschaften«, die »begehren, dass eine Uebertragung naturwissenschaftlichen Blütenstaubes auf philolo-

gische Stempel geschehe«. »Die Universität darf kein naturwissenschaftliches und kein philosophisches Zeitalter scheiden, weil sie auf der Continuität des gesamten wissenschaftlichen Lebens beruht.«³²

Kämpferisch war auch die Rede von Virchows Wiener Amtskollegen Exner aus dem Jahr 1891. Schon die ersten Sätze stimmten die Hörer auf ein »wissenschaftliches Glaubensbekenntnis« gegen den naturwissenschaftlich geprägten Zeitgeist ein. Die Hochschulen, so werde oft gefordert, sollen Patriotismus unter den Studenten fördern. Was heißt das konkret, fragte er? »Wir sollen durch unsere berufliche Tätigkeit beitragen zur Erzeugung eines der edelsten Güter in dem immateriellen Besitzstand gesitteter Völker, eines der wirksamsten Machtfaktoren im Staatsleben« (2). Doch »Patriotismus ist [...] ein habituell gewordenes Gefühl; das Gefühl engster Anhänglichkeit an unser Gemeinwesen«. Gefühle können Universitätslehrer nicht hervorrufen, sie entspringen »Quellen, die nicht lehrbar sind.« (3) Sie künstlich zu erzeugen, bewirke nur einen »erheuchelten Patriotismus« (7). »Freude am Staat« entstehe aus anderen Quellen. Eine von ihnen sei der überwältigende Anblick der Hauptstadt des habsburgischen Reiches und in ihr die Universität, eine der »Kulturwerkstätten des Staates«, »wohnhaft in einem der schönsten Paläste« Wiens (8). Hier trete den »Auserwählten« (8), den Studenten, »der Staat gleichsam körperlich entgegen« (9).

»Freilich gebildet sein heißt nicht patriotisch sein« (9). Die Universität kann »Staatsgefühl und Vaterlandsliebe nicht erzeugen, aber sie kann beiden den Boden bereiten durch politische Bildung.« Diese stehe im »Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Bildung und der von dieser getragenen Weltanschauung, welche die Gegenwart beherrscht und weiten Gebieten auch des socialen Lebens [...] ihren Stempel aufgedrückt hat.« (10).

Nicht nur der Widerspruch gegen jeden Dominanzanspruch naturwissenschaftlicher Weltsicht mußte erregen. Exner widersprach dem Kern des deutschen Universitätsmodells, nämlich der Vorstellung einer allen universitären Fächern gemeinsamen Form von Bildung, weil in allen geforscht wird. Es gebe so viele »Bildungen« wie es »Ausschnitte aus der Welt« gibt (11). Deshalb unterschied er »scharf zwischen künstlerischer, litterarischer, philosophischer, juristischer, naturwissenschaftlicher, linguistischer Bildung u.s.w.« (11). Höchst selten, daß jemand dies alles in sich vereine. Gegen »naturwissenschaftliche Unbildung« sei die Gegenwart besonders empfindlich (11). Doch »es stellt eben jede Zeit ihre Ansprüche an den »gebildeten Mann«, und der Gebildete von heute« wird wohl der Nachwelt nur »ein lehrreiches Beweisstück abgeben zur Kulturgeschichte seines Zeitalters.« (12)

32 Karl Weinhold: Rede bei Antritt des Rektors gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1893, Berlin 1893, Zitate 4f. Sogar in seine Begrüßung der Gäste zur Jahrhundertfeier 1910 flocht Rektor Erich Schmidt (1853–1913), ein Literaturwissenschaftler, die Bemerkung ein, »Wir führen keinen Rangstreit der Disziplinen, mußten aber Proklamationen eines naturwissenschaftlichen Zeitalters trotz Darwin und anderen Bahnbrechern als einseitig ablehnen«; Jahrhundertfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 10.–12. Oktobe3 1910, Berlin 1911, 33.

Wie läßt sich im weiten Bildungsspektrum, das Exner entwarf, politische Bildung bestimmen? Läßt sie sich lehren? Politische Bildung bedeute, fähig zu sein, »die innere Struktur politischer Körper« zu erkennen und geistig zu verarbeiten. Wie in jeder anderen Form von Bildung, auch der naturwissenschaftlichen, gehe es um methodisch geschulte Einsicht in »die Wirkungsweise« der Bewegungskräfte. Wie überall müssen »Kausalzusammenhänge« methodisch analysiert werden. (14) Zur politischen gehöre notwendig historische Bildung, doch diese schütze nicht, so die Erfahrung, vor »Beschränktheit und Verbohrtheit des politischen Blickes.« (15)

Der politisch Gebildete wird mit Werturteilen über die Zustände vergangener Zeiten zurückhaltend sein, etwa zur »Sklaverei und despotische[n] Familienverfassung des Altertums«, zu Christen- oder Ketzerverfolgungen, Adelsprivilegien, Zunftzwang, Zölibat, Mönchswesen (16). Politische Bildung befähige, »der Vergangenheit gerecht zu werden«, ihre Logik zu erkennen (17). Wichtiger aber sei die »der Zukunft zugewendete Seite« des durch politische »Bildung geschliffenen Geistes. Er besitze Einsicht und Begriff für »politische Notwendigkeiten« und deren Gegenteil »politische Unmöglichkeiten.« (17) Auch die politische Welt werde von »Kausalzusammenhängen« beherrscht, doch in ihr sind anders als im Untersuchungsbereich der Naturwissenschaften nur Wahrscheinlichkeiten zu prognostizieren. Sie zu erkennen und zu handhaben verlange »praktische Staatskunst« (18).

Wie steht es »in unserem Zeitalter mit der Verbreitung der politischen Bildung«? Exners Antwort: »Unsere Zeit [...] fällt in eine Periode blühender naturwissenschaftlicher (neben herabgekommener ästhetischer) Bildung; kümmerlich und zurückgeblieben aber ist der Geist des Jahrhunderts in Bezug auf politische Bildung.« (19) Das 19. Jahrhundert sei einseitig befangen in »naturwissenschaftlichen Denkformen« (20). Er spottete über die vielen populären Vorlesungen zu »Gegenständen der exakten Naturforschung« in der Art von »Die bürgerliche Hausfrau und die Spektralanalyse« (20). Selbst in der »Intelligenz« zeige sich ein Hauptkennzeichen »politischer Unbildung«, nämlich die Vorstellung »unsere Zeit sei Gipfel und Krone der Weltgeschichte, das Zeitalter der Erfüllung«, weil sie in »einseitiger Verblendung« den »Maßstab der Kulturhöhe allein in dem Umfang menschlicher Herrschaft über die sogenannten Naturkräfte« sehe (22). Auch die »Höhen der wissenschaftlichen Welt« seien nicht »bewahrt geblieben von jener gefährlichen Verkehrtheit, welche die menschlich-socialen Probleme durch die Kategorien einer mechanischen Weltansicht begreifen will« (24). Exner sprach von der »Invasion naturwissenschaftlicher Denkformen« in Wissenschaftsbereiche, die andere Methoden benötigen (24). Er verwies (wie Virchow, aber konträr wertend) auf die »moderne Sprachvergleichung«, die sich als Naturwissenschaft ausbebe, auf Versuche in der Ziviljurisprudenz und der Staatswissenschaft physiologisch zu verfahren, um »die allein seligmachende naturwissenschaftliche Methode« zu befolgen (26).

Der »landläufigen naturwissenschaftlichen Weltansicht«, nach der die »Geschichte der Menschheit wesentlich zusammenfallen soll mit der Geschichte der

Naturbewältigung« (26), stellte er seinen Blick auf das Römische Reich entgegen. Weder in der Kunst, noch in der Mathematik und der Naturanalyse sei es hervorgetreten, aber es habe einen »Staat aufgebaut, der die Welt des Altertums zusammengefaßt, beherrscht, verjüngt und ihren Kulturinhalt auf uns gebracht« hat (27). Bürgergesinnung, bürgerliche »Civilisation« gehören zur »geistigen Hinterlassenschaft des Altertums, und zwar vor allem der Römer.« Darauf beruhe die »politische Überlegenheit des kleinen, geographisch und moralisch vielfach gespaltenen Europa über alle anderen Stücke der bewohnten Erde.« »Unsere Civilisation ist es, die überall siegt, und wir durch sie«. (28)

Es war jedoch keine europäische Erfolgs- und Siegesgeschichte, die der Wiener Rektor erzählte. Der Höhepunkt der »exakten Naturwissenschaften« falle zusammen mit dem »tiefsten Stand jenes politischen Elends« der »Kulturländer Mitteleuropas« seit dem dreißigjährigen Krieg. Die »öffentliche Meinung« sei »nahezu blind (...) für die sociale Hälfte der Welt und ihre besonderen Lebensbedingungen« (29). Darauf habe man in naturwissenschaftlicher Art reagiert und eine »atomistische Gesellschaftslehre« entwickelt, die den Einzelnen als Selbstzweck sehe. Als Folge diagnostizierte er, »Fortschritt der Technik« geht einher mit »Versumpfung der staatlichen Zustände« und einem »Tiefstand der politischen Bildung«. (30) Er sah jedoch Hoffnung. »In der wissenschaftlichen Welt tritt die historisch-politische Richtung wieder mutiger hervor.« (30) Die politische Bildung steige in der »großen bürgerlichen Gesellschaft des Kontinents«. Heute liege der »Durchschnittsgrad politischer Reife« höher als 1848 »von der Paulskirche bis zur Dorfschenke« (31).

Das 20. Jahrhundert werde »ein politisches Jahrhundert sein, Wer ihm gewachsen sein will, wird politischer Bildung bedürfen.« (32) Darauf müssen sich die Universitäten einstellen, indem sie dem »immer noch in der Luft liegenden naturwissenschaftlichen Chauvinismus« absagen (32). Er verlangte (erneut konträr zur Virchow), festzuhalten am Gymnasium als der klassischen Grundlage der schulischen »Vorbildung« und dem »einzigen Zugang zur Universität« (32). Schließlich forderte er eine erneuerte *Universitas litterarum*, damit der »Thron«, von dem die Philosophie herabgestiegen ist, nicht leer bleibe. Verbürgt sah er diese neue Einheit in »historisch-politischen Darlegungen über allgemeine Probleme des staatlichen Lebens« (34). Auch der angehende Pfarrer und Arzt als die »beiden Augen«, durch die das »Volk in seiner großen Masse« die Welt wahrnehme, müssen in dieser politischen Bildung geschult werden (35). Die »geistigen Spitzen der künftigen Gesellschaft aus der herrschenden Einseitigkeit zu befreien, sie zum Staate und zu einer politischen Weltanschauung zurückzuführen, sie zu waffnen für den ihrer harrenden socialen Kampf« – mit diesem Aufruf endete Exner (35).

Die Erregung, die er in der akademische Welt mit seiner Rektoratsrede hervorrief, kann nicht überraschen. Naturwissenschaftler beschwerten sich, er geringschätze die Leistungen ihrer Fächer, Philosophen meinten, er verkenne, daß auch ihr Fach sich ausdifferenzieren müsse. Exner fühlte sich seinerseits mißverstanden. Sein Fachkollege, der Jurist Fritz van Calker (1864–1957), hatte 1898 in

seiner Straßburger Rektoratsrede »Politik als Wissenschaft« einen behutsameren Weg genommen, um politische Bildung zu erklären und die Studenten zu befähigen, sich »im öffentlichen Leben bewähren zu können« – als »ganze Männer«, die eine »selbständige Auffassung der Welt und ihrer Erscheinungen« im Studium erwerben.³³ Auch er grenzte sich von anderen Fächern ab, insbesondere von der Soziologie, die nach »socialen Gesetzen« suche, und der Biologie, die ihr Bild von der »Entwicklung aller Lebewesen« auf das soziale Leben der Menschen übertrage (11). Van Calker bestimmte die Aufgabe der Politik als Wissenschaft, alles staatliches Handeln am Ziel der »Vervollkommnung Aller« (23) zu messen und diesen formalen Begriff mit den »ethischen Anschauungen einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes in Beziehung« zu setzen (18). Er konkretisierte dies an seinem Fach, indem er auf die damaligen Debatten über die Reform des Strafrechts einging, aber auch an der »Weltpolitik«, deren Aufgabe er als »ein friedliches Zusammenwirken der Staaten zu gegenseitiger Förderung und Vervollkommnung« bestimmte (42).

Während van Calker sich in der üblichen Form von anderen Positionen und anderen Fächer abgrenzte, ging sein Wiener Fach- und Amtskollege auf Konfrontation zu seinen Gegnern. Zu ihnen gehörte Emil du Bois-Reymond (1818–1896), die Verkörperung des naturwissenschaftlichen Dominanzanspruchs im deutschen Sprachraum, hochgeehrt auch im Ausland. Der experimentelle Physiologe kannte keine Hemmung, zu fachfremden Gebieten sich entschieden zu äußern. So legte er öffentlich dar, wie eine naturwissenschaftlich aufgeklärte Geschichtsschreibung auszusehen habe oder wie Nationalgefühl wirke. Als Berliner Rektor sprach der Mediziner 1882 über »Goethe und keine Ende«. In seinem ersten Berliner Rektorat, 1870, während des deutsch-französischen Krieges, hatte er sich als extremer Nationalist profiliert. Diese Rektoratsrede machte ihn berühmt.³⁴ Im Hochgefühl des Naturwissenschaftlers wähnte er sich bei jedem Thema auf sicherem methodischen Fundament.³⁵ Was Exner »naturwissenschaftlichen Chauvinismus« nannte, lebte du Bois-Reymond in extremer Form (dazu Kapitel 4). Doch am Ideal der Forschungsuniversität zweifelte auch er nicht. Die Idee der Gleichwertigkeit aller Fächer in der Bildungsuniversität hatte er allerdings aufgegeben. Er war durchdrungen von der Überlegenheit naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden. Wo deren Grenze verlief, sah er auch die Grenze menschlicher Erkenntnismöglichkeit. Wissenschaftlich gebildet sein, hieß für ihn, naturwissenschaftlich zu denken. Wie man die Naturwissenschaften »Signatur unseres Zeitalters« und die »Bekanntheit« mit ihnen einen »nothwen-

33 Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers am 27. Januar 1848 in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg, Strassburg 1898, 4.

34 Emil du Bois-Reymond: Der deutsche Krieg. In der Aula der Berliner Universität am 3. August 1870 gehaltene Rectoratsrede, erneut in: Reden von Emil du Bois-Reymond. Litteratur, Philosophie, Zeitgeschichte. Erste Folge, Leipzig 1886, 65–94. Seine Rede über Goethe ist auch zugänglich in: *Engelhardt*, Goethe als Naturforscher, 94–113.

35 *Finkelstein*, Emil du Bois-Reymond; *Langewiesche*, Laien-Historiographie mit hohem Anspruch.

digen und wesentlichen Bestandtheil der allgemeinen Bildung« nennen konnte, ohne zu provozieren, führte der Physiker Eugen Lommel (1837–1899) in Erlangen vor Augen.³⁶

3.5. Kritik an der Praxis, Kontinuität im Bildungsanspruch, Abschied von ›Forschen bildet‹

Kritische Stimmen wie die Exners, Virchows oder du Bois-Reymonds mehrten sich im 20. Jahrhundert, doch den Kern des deutschen Universitätsmodells, Bildung durch Forschung, behielten sie bei. Das erkannten die Kritiker meist nicht, so sehr hatten sie das Ideal der Forschungsuniversität als Bildungsinstitution verinnerlicht. Ein Beispiel bietet die Karlsruher Rektoratsrede, die Rudolf Plank (1886–1973), Professor für Technische Thermodynamik und Kältetechnik, 1930 über »Die Technische Hochschule als Einheit« gehalten hat.³⁷ Er setzte sich gegen den Dominanzanspruch der Universitäten zur Wehr, indem er die Technische Hochschule zu deren legitimen Erbe erklärte. Von ihr erwartete er, ein »Kulturi-deal« zu entwickeln, das mit der »modernen Technik vereinbar« ist (12). Die Universitäten hingegen seien, mit Ausnahme der naturwissenschaftlichen Fächer, »vielfach retrospektiv eingestellt«, indem sie sich mit »den Kulturwerten der Vergangenheit befassen«. Die »Allgemeinbildung« werde »von vielen immer noch im Sinne der alten Kulturwerte zu einseitig verstanden«, und man preise sie als »Allheilmittel der Rückkehr zum Universitätsideal« einer vergangenen Zeit (8). »Dagegen erblicken die Technischen Hochschulen in der Vergangenheit nur das festgefügte Fundament der Gegenwart, auf dem sie das stolze Gebäude der Zukunft errichten wollen.« (9) Er forderte die »Versöhnung der Geisteswissenschaften mit den Naturwissenschaften und mit der Technik« (13). In den Technischen Hochschulen sah er das »Forum« für diese Zukunftsaufgabe, an der Geistes- und Naturwissenschaften zusammenarbeiten müssten. Im Zentrum dieser Aufgabe stand auch für ihn »Bildung« (14). Als er nach dem Zweiten Weltkrieg erneut das Rektorat übernahm, bekräftigte er seine Überzeugung: »Das vornehmste Ziel der Hochschule ist nicht die Formation einseitig hochgezuchteter Spezialisten, sondern die Ausbildung der Studierenden in Lehre und Forschung zu allgemein gebildeten Fachleuten.«³⁸ Damit fügte er sich, ohne es zu wissen, dem Ideal des deutschen Universitätsmodells ein, das seine Vorgänger im Amt des Rektors Jahr für Jahr verkündet hatten: die Hochschule als zukunftsgestaltende Bildungsinstitution, weil sie forschend das noch Unbekannte zu erkunden sucht und in der

36 Lommel: Über Universitätsbildung. Rede beim Antritt des Prorektorats [...], Erlangen 1881, 7f.

37 Karlsruhe 1930 (Karlsruher Akad. Reden 8).

38 Geleitwort Planks zu: Alfred Neff: Über Psychologie des Schaffens und die produktive Geistestätigkeit (Karlsruher Akad. Reden. Neue Folge 1), Karlsruhe 1946.

Lehre vermittelt, wie geforscht wird. Daß damit Charakterbildung einhergehe, gehörte ebenfalls zu den Gemeinsamkeiten.

Knapp drei Jahrzehnte später, 1958, griff ein Karlsruher Rektor auf die Rede Planks von 1930 zurück. Hans Leussing (1912–2008), Professor für Bodenmechanik und Grundbau und auf dem Weg zum Wissenschaftspolitiker, bestätigte den Verdacht, Geisteswissenschaftler würden den Bildungswert der Technik verkennen, und er bekräftigte den Erziehungsanspruch der Technikwissenschaften.³⁹ Doch er trennte nun Allgemeinbildung, die von der Höheren Schule zu vermitteln sei, von der Erziehung zum »wissenschaftlichen Ingenieur«, der »mindestens an irgendeiner Stelle an die Quelle der Wissenschaft, [...] an die Forschung herangeführt werden muß« (13). Darin sah er, wie alle seine Vorgänger, die Voraussetzung zum wissenschaftlichen Denken. Den Bildungsbegriff verengte er jedoch auf eine Grundausrüstung mit Schulwissen (17).

Geblichen war auch, wie die Rektoren den hohen finanziellen Aufwand für die wissenschaftliche (Aus)Bildung rechtfertigten. Leussing hob auf die technologische Wettbewerbsfähigkeit ab, indem er auf die enormen Ingenieurszahlen in Rußland verwies, die nur durch überlegene Qualität wettgemacht werden könnten. Lange hatten die Rektoren mit der Nation argumentiert, deren Stärke sie mit der Leistungskraft der Hochschulen und des Fachs, das sie vertraten, koppelten (dazu Kapitel 4 und 5). Als Alois Lode (1866–1950) als Rektor in Innsbruck 1911 über »Hygienische Bildung« dozierte, klang seine medizinische Fortschrittsgeschichte – »der Menschheit den Weg zur höchsten Blüte gesunder Entfaltung zu weisen« (73) – in den Appell aus, die »hygienische Kultur der Massen« zu heben, um das Überleben von Staat und Nation zu sichern: Es gehe um das Wohl aller, um »die Lebensdauer des Staaten, der Nationen. Im modernen Kampfe der Völker um ihre Existenz ist die mächtigste Waffe: Hygienische Bildung.«⁴⁰

Nicht jeder konnte den gesellschaftlichen Wert seiner Professur so eng fachbezogen begründen wie der Innsbrucker Hygieniker. Der Volkswirt Reinhard Blum (geb. 1933) rechtfertigte 1991 in seiner Augsburger Rektoratsrede »Das Bildungssystem Universität und seine Leistungen« den Kern des deutschen Universitätsmodells wettbewerbspolitisch.⁴¹ Den stärkeren beruflichen Praxisbezug, der vielfach gefordert wurde, delegitierte er mit dem Hinweis auf die Universitäten in der untergegangenen DDR. Im »Wettbewerb mit dem Sozialismus« habe sich »das Prinzip der Freiheit von Forschung und Lehre« als eine »wichtige

39 Prof. Dr.-Ing. H[ans] Leussing: Gedanken zur Erziehung des wissenschaftlichen Ingenieurs (Karlsruher Akad. Reden. Neue Folge 16). Karlsruhe 1959. Er wurde 1969 Bundesminister für Wissenschaft und Forschung; zuvor war er Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz und Vorsitzender des Wissenschaftsrates gewesen.

40 Hygienische Bildung. Entwurf einer Rektoratsrede von Alois Lode, derzeit Rektor der K. K. Leopold-Franzens-Universität, in: Bericht über das Studienjahr 1910/11, Innsbruck 1912, 69–86.

41 Rektoratsrede anlässlich der feierlichen Rektoratsübergabe am 13. November 1991, in: Jahrbuch der Universität Augsburg, Augsburg 1992, 24–37, 32.

Grundlage für die Leistung eines freien Wirtschafts- und Gesellschaftssystems« erwiesen (32 f.). Er plädierte für eine Entspezialisierung des Studiums, um eine zweckfreie Bildung im Studium weiterhin zu ermöglichen. Bildung und Ausbildung wollte er trennen, um die Universität von letzterer zu entlasten. Wie »Bildung durch Wissenschaft an den Universitäten« (33) entstehen kann, suchte er nicht zu bestimmen. Er diagnostizierte »nicht ein Problem von einem Zuviel an Bildung, sondern von einem Zuviel an Ausbildung«. »Nur dieser Überschuß an spezifischer Ausbildung stellt – ökonomisch betrachtet – eine Fehlinvestition ins Humankapital und eine Verschwendung volkswirtschaftlicher Ressourcen dar.« (33)

Der Ökonom verlangte eine neue Bildungsuniversität, ohne zu erkennen, daß er sich damit nahtlos dem Ideal des deutschen Universitätsmodells einfügte. Das Wissen um dieses Modell war offensichtlich verschwunden in den vielen Untergangsszenarien, in denen die sogenannte Humboldtsche Universität als gestrig-überholt in den Geschichtsmüll verwiesen wurde. Der Augsburger Rektor nannte es eine »revolutionäre Einsicht«, daß »es genau die vom deutschen Bildungssystem vermittelten Schlüsselqualifikationen sind, die unserer modernen Industriegesellschaft ein Humankapital zur Verfügung stellen, mit dem seit Jahrzehnten die internationale Wettbewerbsfähigkeit und das hohe technologische Niveau Deutschlands garantiert werden« (33). Was er »Problemlösungskapazität« (36), sein Mannheimer Fachkollege⁴² »Schlüsselqualifikationen« nannte, die an den Universität erlernt werden sollten, hatten ihre Amtsvorgänger seit dem 19. Jahrhundert beharrlich als Bildung durch Forschung gepriesen. Daß es die Eigenheit des Forschens sei, die wissenschaftlich bilde, war in der Rede von 1991 nur noch indirekt in der Formel »Bildung durch Wissenschaft« präsent. Die Symbiose von Forschen und Bilden ging hier im universitären Selbstbild verloren, und damit auch die systematische Begründung, warum die Bildungsuniversität ihre Studierenden mit Forschung vertraut machen müsse, also Forschung und Lehre zusammengehören.

3.6. Charakterbildung, Politische Bildung – Zweifel an der Leistungskraft universitärer Bildung

Das hier an wenigen Reden skizzierte Auseinandertreten von Forschen und Bilden im Selbstverständnis der Universitäten in den deutschsprachigen Staaten verlief nicht als ein stetiger Prozeß. In den verschiedenen Facetten der Vorstellung von »wissenschaftlicher Bildung« gab es unterschiedlich zu datierende Einschnitte. Früh kamen Zweifel auf, ob Forschen und Charakterbildung zusammenfallen. Was sie mit Charakterbildung konkret meinten, ließen auch die

42 Heinz König (1927–2002): Zukunftsaufgaben und -probleme der Universität. Festvortrag des neuen Rektors.

vielen Rektoren im unklaren, die sich überzeugt zeigten, wer forscht oder im Studium Forschung zumindest kennengelernt hat, sei in allen Bereichen urteilsfähig, übernehme in der Suche nach »Wahrheit« nicht vorgefundene Meinungen, anerkenne die Grenzen eigener Einsicht und begründete Ansichten anderer. Der im Forschungsprozeß gefestigte Charakter macht mündig, auch politisch, beteuerten viele, wenn sie als Rektoren vor die Öffentlichkeit traten. Recht präzise formulierte es 1906 in Berlin der evangelische Theologe Julius Wilhelm Martin Kaftan (1848–1926), was seine vielen Amtskollegen meinten, wenn sie dem akademischen Studium Charakterbildung zuschrieben. Jede Arbeit, so der Theologe, besitze einen »besonderen Wert für die Erziehung des sittlichen Charakters«. Die »wissenschaftliche Arbeit« rage aus drei Gründen heraus: (1.) von ihr gehe »eine immer sich wiederholende Nötigung zur Wahrhaftigkeit im Verkehr mit den Dingen aus«; (2.) sie erziehe »zur Geduld und Zurückhaltung« und (3.) zu einem »langen Denken«, das »über die Gegenwart in die Zukunft« reiche. Deshalb nannte er die »innere Berührung mit der Wissenschaft« für die Bildung der Elite »unentbehrlich«. ⁴³

Der Wiener Rektor Exner hatte jedoch bestritten, daß an der Universität politische Bildung vermittelt werde. Er machte dafür die Dominanz der Naturwissenschaften verantwortlich, während Rudolf Virchow nicht daran zweifelte, daß das Studium charakterlich bilde, vor allem das naturwissenschaftliche. Doch diese Charakterbildung verhinderte nicht, daß der Antisemitismus, den Virchow als aus der Zeit gefallen verurteilte, auch von Professoren und Studenten geteilt wurde. Wenn man zu den Aufgaben politischer Bildung rechnete, Verstöße gegen die Verfassungsnorm der Rechtsgleichheit zu erkennen und ihnen entgegenzutreten, stellte der Antisemitismus unter Akademikern und die Barrieren, die Juden den Zugang zu Professuren verwehrten oder doch erheblich erschwerten, der universitären Bildung, einschließlich der Charakterbildung, ein schlechtes Zeugnis aus. Der Theologe Kaftan urteilte in der zitierten Berliner Rektoratsrede über den ethischen Wert der Wissenschaft realistischer. Wissenschaft sei zwar stets kulturell bedeutsam, aber nicht sittlich, denn nur der Einzelne vermag zur sittlichen Persönlichkeit zu werden. Auch der Physiker Max Planck hatte als Rektor 1914 daran erinnert, auf die Frage »Wie soll ich handeln?« gibt die Wissenschaft keine Antwort. Sie sei nur in des Einzelnen »sittlichen Gesinnung« zu erhalten. ⁴⁴

Das Thema politische Bildung blieb in den Universitäten umstritten. Es in der Endphase der Weimarer Republik in einer Rektoratsrede zu besprechen, war riskant. In Frankfurt wagte es am 5. November 1932 Wilhelm Gerloff (1880–1954), Professor der Wirtschaftlichen Staatswissenschaft. Der Finanzexperte sprach

43 Der ethische Wert der Wissenschaft. Rede zum Antritt des Rektorats der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin gehalten in der Aula am 15. Oktober 1906 von Julius Kaftan. In: Ders.: Drei akademische Reden. Tübingen 1908. 25–47, Zitate 44–46.

44 Planck, Dynamische und statistische Gesetzmäßigkeit, 26. Zu Plancks Berliner Rektoratsreden s. Kap. 2.3.

über »Wirtschaftswissenschaft und Politische Bildung«.⁴⁵ Obwohl er zunächst unterschiedliche Vorstellungen von Bildung in Gegenwart und Vergangenheit betrachtete, kehrte er dann doch zurück zum Bildungsbegriff, der dem deutschen Universitätsmodell zugrunde lag: wissenschaftliche Bildung entsteht aus Forschung. Zur Grundlage einer zeitgemäßen politischen Bildung, die aus fachlicher Expertise hervorgeht, bestimmte er drei nicht-naturwissenschaftliche Disziplinen – Exners Wiener Rektoratsrede kannte er, ohne dessen Polemik zu übernehmen –: Staatslehre, Geschichte und Wirtschaftswissenschaft.

Politische Bildung definierte er als den Versuch, »die Postulate der Ethik und der Oekonomie in der Politik zur Geltung [zu] bringen. Der Weg der Demokratie ist der Weg zur Politisierung aller Lebensgebiete, vor allem der Wirtschaft.« Darin gründe »der Anspruch der Wirtschaftswissenschaft für die politische Bildung unserer Zeit«, (9).

Um diesen Anspruch zu konkretisieren und zu zeigen, wie sein Fach zur politischen Bildung beitragen könne, ging er zunächst auf die gegenwärtigen Gegensätze in der Nationalökonomie ein. Man könnte meinen, es gebe mehrere. Doch »fragwürdig [...] sind nicht die Ergebnisse der Nationalökonomie, sondern die Wertungen des ökonomischen und sozialen Geschehens.« (10) Die »Krisis in der Volkswirtschaftslehre«, von der man gesprochen hat, sei »vielmehr eine Krise unserer Wirtschaftsgesinnung als der Wirtschaftswissenschaft.« (11) Sie leiste einen wesentlichen Beitrag zur wissenschaftlichen Bildung, weil sie über wirtschaftliche Entwicklungen und deren Verbindungen mit Gesellschaft und Politik forscht. Zur politischen Bildung werde diese Forschung, weil sie eine »Zucht des Denkens über wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Dinge« erzeuge, eine »geistige Haltung«, die »einen besonderen sittlich praktischen Wert« besitze (11). Damit übertrug der Finanzwissenschaftler das universitäre Bildungsideal in seine Zeit: Weil wirtschaftswissenschaftliche Forschung Einsicht in gesellschaftliche und politische Zusammenhänge öffnet, bilde sie politisch und ethisch.

Gerloff hob scharf die Wirkungsgrenzen wissenschaftlicher Bildung hervor. Wertfragen kann sie nicht klären, zwischen den Ordnungsvorstellungen von Liberalismus, Sozialismus oder Nationalismus nicht schlichten (14 f.). Doch »den Werturteilen der Politik in wirtschaftlichen Dingen durch die Erkenntnisurteile der Wirtschaftswissenschaft das sichere Fundament zu geben, das ist ihr bescheidener Beitrag zur politischen Bildung.« (16) Nicht wenig in einer Zeit, meinte er, die so leidenschaftlich um »das Verhältnis von Staat und Wirtschaft, Gesellschaft und Klasse, Kapital und Arbeit« streitet und so verzerrte Vorstellungen davon besitze. (16) Keine Wissenschaft kann zu der »neuen großen Synthese« führen, nach der die Gegenwart suche. Doch die Wirtschaftswissenschaft wirke daran mit und versuche zu objektivieren.

Gerloff verstand diese Suche nach einer neuen Synthese als Suche nach einem neuen »Bildungsideal« (22). Daran zeigt sich, daß der Kern des deutschen Universitätsmodells – wissenschaftliche Bildung aus Forschung – auch innerhalb

45 Frankfurter Akademische Reden 2, Frankfurt a. M. 1932.

der Hochschule seine Kraft zu verlieren begann. Für den Ökonomen erwuchs der Beitrag seines Fachs zur politischen Bildung zwar aus Forschung. Darin folgte er der vertrauten Leitlinie »forschen bildet«. Doch diese wissenschaftliche Bildung, wie sie die Wirtschaftswissenschaft erzeugt, stehe im Ringen um die neue Synthese »gleichberechtigt neben den höchsten geistigen Bildungsmitteln unserer Zeit« (22). Das hätten seine Amtsvorgänger im Kaiserreich nicht gesagt. Für sie standen die Universitäten dank der wissenschaftliche Bildung, die in ihnen erzeugt wurde, fraglos an der Spitze aller Bildungsinstitutionen. Welche »höchsten geistigen Bildungsmittel« es nun neben der wissenschaftlichen Bildung gibt, erläuterte Gerloff in seiner Rektoratsrede 1932 nicht. Doch in seinem Bild von der Gegenwart besaß die Universität keinen Bildungsvorrang mehr vor anderen gesellschaftsprägenden Institutionen.

Diese Relativierung des eigenen Anspruchs war aber noch nicht die Regel. Die meisten Rektoren blieben nach dem Ersten Weltkrieg bei der vertrauten Erzählung – Forschen bildet umfassend, auch die Persönlichkeit. Doch das Wertfreiheitspostulat, das Max Weber als Hochschullehrer und Hochschulpolitiker öffentlich eingefordert und als Voraussetzung für die staatlich garantierte Lehrfreiheit begründet hat,⁴⁶ erhielt nun in den Rektoratsreden mehr Zuspruch als zuvor, ohne daß man den Superioritätsanspruch wissenschaftlicher Bildung angezweifelt hätte. Beispiele bieten die Reden der beiden Vorgänger Gerloffs als Rektoren in Frankfurt am Main. 1931 hielt der theoretische Physiker Erwin Madelung (1881–1972) einen anspruchsvollen wissenschaftstheoretischen Vortrag, in dem er die drei Charakteristika der Physik den Gemeinsamkeiten aller Wissenschaften zuordnete: Experimentieren als »methodisches Häufen« von Erfahrungen; Messen als eine Bezeichnungs- und zugleich Zuordnungsmethodik; Verwendung mathematischer Methoden als Instrument zur Modell-Bildung. Auch das Vermeiden von Werturteilen in ihren Erklärungsversuchen sei allen Wissenschaften aufgegeben, nicht nur den Geisteswissenschaften.⁴⁷

Auch sein Amtsvorgänger Bernhard Fischer-Wasels (1877–1941), Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie, folgte zum Antritt seines Rektorats 1930 der Tradition. Er hielt ein streng fachliche Rede über »Deskriptive und experimentelle Morphologie«.⁴⁸ Er diskutierte die »Grenzen und Fehlerquellen der anatomischen Morphologie« (19), kritisierte die in seiner Sicht ergebnisverfälschende »Verkennung der methodischen Grundlagen« in seinem Fach (20), trug ein scharfe fachliche Auseinandersetzung mit Kollegen aus und forderte, daß seine methodische Grundlagenkritik »zum Allgemeinut der Morphologie werden muß« (31). Er demonstrierte also, worin, so Max

46 Eine konzise Zusammenfassung bietet die Einleitung in Max Weber Gesamtausgabe I 13, 5–22.

47 E[rwin] Madelung: Die Bedeutung der Wissenschaften im Rahmen unserer Kultur. Rede anlässlich der Übernahme des Rektorates (Frankfurter Universitätsreden XXXIX, 1931), Frankfurt 1932.

48 Frankfurter Universitätsreden XXXV, 1930, Frankfurt/M 1931, 12–34.

Weber, »der erziehlche Charakter« der Kontroverse liege: »daß sich das Individuum zu behaupten lernen muß in einer Umgebung, die scharf und rücksichtslos kritisiert.«⁴⁹ Indem Fischer-Wasels den Weg zur Molekularpathologie, die noch in den Anfängen stecke (14), nachzeichnete, schlug er Brücken in die gesamte theoretische Medizin und auch in die »Allgemeine Naturwissenschaft« (12).

Der Pathologe tat 1930 das, was die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert in ihren Rektoratsreden zu tun pflegten: Er zeigte, wie sich sein Fach in eine zumindest sektorale *Universitas litterarum* einfügte. Vor allem aber demonstrierte er, wie geforscht wird, wie methodische Grundlagenkritik zu neuen Einsichten führt und warum Forschung stets ein offener Prozeß bleiben wird, dessen Ergebnisse auch die Forscher überraschen kann (27). Der Redner sagte dies nicht ausdrücklich, aber es war ein Gemeinplatz in den Rektoratsreden, davon auszugehen, daß die Fähigkeit, sich an diesem Forschungsprozeß zu beteiligen oder ihn zumindest nachvollziehen zu können, den Charakter bilde. Im folgenden Jahr bestätigte der Pathologe diese Überzeugung, als er als Rektor zur Verfassungsfeier und zur Enthüllung zweier Büsten über »Mittel und Wege zur Förderung der Wissenschaft« sprach.⁵⁰

Fischer-Wasels mutete dem Festpublikum eine Grundsatzrede über Staat, Nation und Wissenschaft zu, in der er scharfe Kritik an der mangelnden Finanzierung wissenschaftlicher Einrichtungen, insbesondere der Universitäten, und der Bürokratisierung übte, die der notwendigen Gestaltungsfreiheit in Forschung und auch Lehre zuwider laufe. Er erklärte wie so viele Rektoren vor ihm, nun aber unter dem Druck der wirtschaftlichen Krise, die Eigenheit des deutschen Universitätsmodells. Das »ganze Geheimnis der Blüte und des internationalen Ansehens der deutschen Universitäten und Hochschulen [liege] in der engen, untrennbaren Verbindung von Forschung und Lehre« (9). Diese Symbiose führe zu einer Charakterbildung, die auf »Wahrhaftigkeit« und »Bescheidenheit«, auf Leistungswillen und Leistungsfähigkeit im anspruchsvollen Beruf ausrichte. Anders als die Schule habe die Hochschule »keine unmittelbaren erzieherischen Aufgaben«. Der »Weg zur wissenschaftlichen Ausbildung« bestehe darin, daß die Studierenden durch »das Beispiel ihrer Lehrer den sittlichen und menschlichen Wert des Strebens nach Objektivität und Wahrheit lernen.« (13).

Daran hielt trotz der Erfahrung, wie sich deutsche Professoren während des Nationalsozialismus verhalten haben, der aus dem Exil zurückgekehrte Max Horkheimer als Frankfurter Rektor 1952/53 in Reden an die Studentinnen und Studenten über »Akademisches Studium«, »Begriff der Bildung« und »Fragen des Hochschulunterrichts« fest.⁵¹ Die Grundlinie der Argumentation, mit der

49 Max-Weber-Gesamtausgabe I/13, 793. Aus Webers Diskussionsbeitrag über deutsche und nordamerikanische Hochschulen auf dem 4. Deutschen Hochschullehrertag 1911. Weber sprach hier über studentische Verbindungen.

50 Rede zur Verfassungsfeier der Universität Frankfurt und zur Enthüllung der Büsten von Joh. Christ. Senckenberg und Paul Ehrlich, gehalten am 25. Juli 1931 (Frankfurter Universitätsreden XXXVIII), Frankfurt/M 1931, 1–32.

51 Vgl. dazu die Analyse der Horkheimer Reden im folgenden Kapitel 3.7.

die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert die Forschungsuniversität nach dem deutschen Modell als Bildungsinstitution begründeten, blieb also ungebrochen trotz der Kritik, die nach den Umbrüchen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunahm.⁵²

Für Zeit des Nationalsozialismus sind die Rektoratsreden, wie in der Einleitung bereits erläutert, keine geeignete Quelle, wenngleich auch in ihnen »Bildung« vielfach einen gewichtigen Platz behielt. Doch die »Führerrektoren« hatten meist lange Amtszeiten, so daß die jährliche Rektoratsrede alten Stils entfiel, und Redner aus den nationalsozialistischen Machtinstitutionen traten nach vorne.⁵³ In Frankfurt am Main sprach am 23. Mai 1933 Ernst Kriek (1882–1947), Professor für Philosophie und Pädagogik, über »Die Erneuerung der Universität«.⁵⁴ In der Gegenwart besitze die Hochschule keine »tragende Idee«, sie sei deshalb auf »ein Nebengleis der Geschichte geraten« und beharre innerlich gelähmt starr auf »Autonomie und Autarkie« (7). Er propagiert die »völkisch-politische Universität«, deren Aufgabe »nationale Willensbildung und Charakterbildung« sei (8). Kriek wechselte 1934 nach Heidelberg. Sein Einfluß auf nationalsozialistische Hochschulpolitik blieb begrenzt. Nach ihm wurde der Historiker Walter Platzhoff (1881–1969) in Frankfurt zum langjährigen Rektor ernannt. In seiner ungedruckten Rede, mit der er 1934 das Rektorat antrat, feierte er vor allem, daß die drohende Auflösung der Frankfurter Universität abgewendet werden konnte. Er verpflichtete sie, zum »Bollwerk völkisch-politischer Erziehung« zu werden, warnte aber »vor unbesonnenen Überstürzungen«, nachdem »wohl an keiner anderen Universität« die »Säuberung« von Repräsentanten des »marxistisch-jüdischen Geistes« »so radikal« erfolgt sei.⁵⁵

Die Frankfurter Nachkriegsrektoren (im vorherigen Kapitel *Universitas litterarum* sind einige zu Wort gekommen) setzten die Tradition der Fachrede fort: Forschen bildet. Doch nach den Erfahrungen mit den Hochschulen im Nationalsozialismus setzte in den Nachkriegsjahren eine intensive Diskussion ein, die auf eine Erneuerung der Bildungsinstitution Universität zielte, ohne mit der Tradition brechen zu wollen. Das wurde eingehend erforscht, auch anhand der

52 Ein weiteres Beispiel bietet der Physiker Walter Gerlach in seinen Münchener Rektoratsreden 1948/49. Vgl. dazu das folgende Kapitel 3.7. und *Langewiesche*, *Bildung in der Universität als Einüben einer Lebensform*; *Schwartz*, *Tradition mit Innovation*..

53 *Langewiesche*, *Selbstbilder der deutschen Universität in Rektoratsreden*. Jena. Zu den »Führerrektoren« und den Amtszeiten *Grüttner*, *Talar und Hakenkreuz*, 212 ff. Welche Aussagekraft rektoralen Fachreden auch im Nationalsozialismus abgewonnen werden kann, zeigt vorzüglich *Winthrop-Young*, *The Social Politics of Karl Escherich's 1933 Inaugural Presidential Lecture*.

54 *Frankfurter Akademische Reden 5*, Frankfurt/M 1933. Vgl. zu ihm Jürgen Schriewer: Kriek, Ernst. In: *Neue Deutsche Biographie*. Band 13, Berlin 1982, 36–38 (Online); *Grüttner*, 371 ff. u. ö.

55 Rede gehalten von Dr. phil. Walter Platzhoff, o.ö. Professor der Geschichte, bei der feierlichen Übernahme des Rektorats in der Aula der Universität Frankfurt am 14. November 1934.

Rektorsreden.⁵⁶ Es wird hier nicht aufgenommen, sondern es soll an einigen Reden bis in die Gegenwart verfolgt werden, welche Bedeutung für das universitäre Selbstbild »Bildung« weiterhin behielt und wie sich die Vorstellung von wissenschaftlicher bzw. universitärer Bildung wandelte.

3.7. »Bildung« im universitären Selbstbild seit dem II. Weltkrieg: Kontinuität und Bruch

Zunächst weitere Frankfurter Rektorsreden, um an dieser Universität, die zuvor schon betrachtet wurde, die Entwicklungslinien zu verlängern. Als 1951 Max Horkheimer (1895–1973) das Rektorat übernahm – 1949 war er aus dem Exil in den USA zurückgekehrt – führte er in seiner Antrittsrede und in seinen zwei Immatrikulationsreden die Tradition der Rektorsrede ungebrochen fort. Als Professor für Philosophie und Soziologie hielt er die übliche Fachrede, er sprach »Zum Begriff der Vernunft«⁵⁷, und die beiden Immatrikulationsreden fielen thematisch auch in sein Fachgebiet: »Akademisches Studium« (1952) und »Begriff der Bildung« (1952/52).⁵⁸ Hier geht um sein Verständnis von Bildung. Im Kapitel *Universitas litterarum* werden weitere Aspekte seiner drei Reden betrachtet.

Wenngleich er von einer umfassenden gesellschaftlichen Krise ausging, die zuvörderst eine »Krise der Vernunft« sei (1951, 8), bestimmte er die Universität als den Ort, der die Möglichkeit bietet, »der Welt, wie sie ist, Widerstand leisten zu können«, weil sie zum »denkenden, aktiven Menschen« erziehe. Und dies durch Forschung. Er forderte die Studenten auf, »aus freien Stücken [...] der wissenschaftlichen Sache gerecht zu werden«. Daraus erwachse Bildung als »Wille, seiner selbst mächtig zu werden«, der »Entschluß zum unnachgiebigen Denken«. (1952, 9)

Die Rektoren vor ihm hatten es anders formuliert, aber nicht weniger hochgestimmt. Jede Zeit entwickelt ihr eigenes sprachliches Pathos. Die Universität als Ort der Wissenschaft, also der Forschung, mithin keine Fachschule, nicht den »Fachmann heranziehen«, sondern die Elite bilden (1952, 4), die im Studium befähigt wird, der »Massenkultur« zu widerstehen – durch Forschung. Horkheimer nannte, was er den Studierenden auftrug, nicht Forschung. Er umschrieb das Prinzip des forschenden Lernens, das die Rektoren zum Kern des deutschen Universitätsmodells zählten, so: »Vielmehr wird im akademischen Studium erfordert, daß der Stoff, die Menge der Kenntnisse, die Methoden, kurz das All-

56 Wolbring, Trümmerfeld der bürgerlichen Welt; Schwartz: Tradition mit Innovation.

57 Festrede bei der Rektoratsübergabe der Johann Wolfgang Goethe-Universität am 20. November 1951. Frankfurter Universitätsreden 7, Frankfurt/M 1951.

58 Frankfurter Universitätsreden 8, Frankfurt/M 1953. Dieses Heft enthält zudem seine Rede Juli 1952 auf der Rektorenkonferenz in Kiel zu »Fragen des Hochschulunterrichts«.

gemeine, vom besonderen Subjekt, von jedem Studenten mit dessen eigensten Interessen durchdrungen und begriffen werden.« (1952, 7).

Wie seine vielen Amtsvorgänger trennte auch Horkheimer nicht zwischen Bildung und Ausbildung. »Die Universität wird Ihnen Elemente zu Ihren künftigen Berufen liefern«, versprach er 1952 den Studierenden auf der Immatrikulationsfeier, »Aber Sie sollen nicht dem Willen zum Fortkommen sich stur überlassen«. Dem Universitätsstudium würden sie nur gerecht, wenn sie »Sinn für ein an Wahrheit orientiertes Leben gewinnen«. (1952, 12) Das hatten die Rektoren vor ihm wissenschaftliche Bildung und die von ihr ermöglichte Persönlichkeitsbildung genannt.

Im folgenden Jahr, in seiner Immatrikulationsrede 1952/53 forderte Horkheimer allerdings ein neues Verständnis von Bildung. Deren überkommene Bedeutung, ausgerichtet, die auf Naturbeherrschung durch den Menschen, löse sich auf, wenn der »industrielle Prozeß«, der die Unterwerfung der Natur ermöglicht, »zugleich auch ein neues und vielleicht ungeahntes Maß an Barbarei« produziert (17). Diese Entwicklung zu erkennen und sie abzuwenden, bestimmte er als »die Bildungsaufgabe, zu der wir gegenwärtig, an deutschen Universitäten aufgerufen sind.« (18) Genauer wurde Horkheimer in dieser Rede zum »Begriff der Bildung« nicht. Er distanzierte sich vom »traditionellen, idealistischen Bildungsbegriff«, ganz »aufs vereinzelte Ich bezogen« (19). Doch was er konkret von den Studierenden forderte, entsprach dem, was die Rektoren immer verlangt hatten: »zur Verwirklichung der individuellen Bildung« gehöre »die im Studium zu erwerbende innere Freiheit, der Mut und die unbeirrbar hingabe ans Ganze« (21). Die Universität bestimmte er als eine »Gemeinschaft, die ja schon auf Bildung und damit auf Wahrheit, Freiheit, Humanität bezogen ist.« (21) Wie diese Art von Bildung durch Forschung – Horkheimer umschrieb sie als »wissenschaftlichen Sache«, der man sich hingebe – erworben wird, wollten die Rektoren an ihrem jeweiligen Fach vor Augen führen.

So erneut 1964 in Frankfurt am Main, als der Professor für Reine Mathematik Wolfgang Franz (1905–1996) über »Euklid aus der Sicht der mathematischen und der naturwissenschaftlichen Welt der Gegenwart« sprach.⁵⁹ Das Musterbeispiel eines Fachvortrags als Bildungsrede. Für Euklids »Die Elemente«, eines der einflußreichsten Werke der Mathematik, gab Franz zunächst eine Art Leseanleitung, um »das logische Gerüst, das Netz gegenseitiger Abhängigkeiten« der Lehrsätze zu verdeutlichen. Von dort zur »heute so genannten axiomatischen Methode, die den eigentlichen Kern des Euklidschen Aufbaus bildet«, sei es »nur noch ein kleiner Schritt« (6). Ihn tat aber erst 1899 David Hilberts »axiomatische[s] System der Geometrie«⁶⁰ – »nicht ganz leicht aufzufassen«, warnte er großmütig untertreibend sein Auditorium (8), bevor er es besprach und dabei immer wieder auf Euklid zurückgriff. Es ging Franz darum, den zuhörenden Laien einzuschärfen, der Hilbertsche Begriff der axiomatischen Struk-

59 Frankfurter Universitätsreden 38, Frankfurt/M 1965.

60 Hilbert, Grundlagen der Geometrie.

tur »durchdringt heute die gesamte Mathematik« (11), und er wurde wichtig für »Teile anderer Wissenschaften, wie z. B. Physik, Chemie, Nationalökonomie«, die durch »axiomatische Strukturen charakterisierbar« seien (13).

Wie in Fachreden üblich, bestimmte Franz auch die Erkenntnisgrenzen. »Die empirische Welt kann [...] gegenüber der mathematischen Struktur Abweichungen zeigen [...]. Wie unsere Welt in der großen Entfernung aussieht oder wie sie sich in atomistischen Dimensionen verhält, darüber will und kann eine mathematische Struktur nichts aussagen.« (17) Er erläuterte dies an der Relativitätstheorie und Quantenphysik und ging auf »spezielle Riemannsche Geometrien« (17) ein, um verständlich zu machen, daß »die makroskopische Raumanschauung, mit der wir im täglichen Leben arbeiten, und die auch die Grundlage der euklidischen Geometrie ist, eine ganz und gar neuartige und andersartige mikroskopische Welt überdeckt, eine Welt, zu deren Beschreibung eine neue mathematische Struktur notwendig ist, die erst in diesem Jahrhundert erarbeitet wurde und die nur einem mathematisch Erfahrenen wirklich zugänglich ist.« (17)

Der Frankfurter Mathematiker hegte 1964 als Rektor keinerlei Zweifel am Bildungswert seines Fachs, er ordnete es als unentbehrliches Verbindungsglied in die *Universitas litterarum* ein und grenzte es zugleich ab. Der Naturwissenschaftler habe »die Natur als Leitbild vor sich«, ein »solches Leitbild fehlt dem Mathematiker fast ganz.« (18) Er sucht nach »innerer Logik und systematischem Aufbau. Schönheit, Symmetrie sind die Kennzeichen einer bedeutsamen Struktur«, wie schon bei Euklid. Darin sah er die »Wurzeln der starken inneren Verbundenheit von Mathematik und Musik, von mathematischer Forschung und musikalischer und anderer künstlerischer Komposition«. (19) Und schließlich schlug er eine Brücke von Euklid zu anderen antiken Quellen der Kultur. »Dies wahrhaft große Werk steht ebenbürtig neben den anderen Zeugnissen antiken Denkens und antiker Gestaltungskraft.« (20). Kurz, die Mathematik – eine unerschöpfliche und unverzichtbare Bildungsquelle seit der Antike.

Der nächste Frankfurter Rektor Walter Rüegg (1918–2015) hielt 1965 ebenfalls eine Fachrede, allerdings universitätspolitisch aktuell, als er als Soziologe über »Hochschule und Öffentlichkeit« sprach.⁶¹ Warum, fragte er, gibt es trotz der hohen gesellschaftlichen Reputation der Professoren ein so starkes »Ressentiment öffentlicher Meinungsträger gegen die deutsche Hochschule«, warum werden sie dem »vom Wissenschaftsrat und anderen öffentlichen Expertengremien maßgeblich gesteuerten Strukturwandel« zum Trotz mit »Kollektivdifamierungen« überzogen? So diagnostiziert der Schweizer Rüegg, der auch als Wissenschaftsorganisator Erfahrungen sammelte, die Situation in Deutschland, für die er in anderen Staaten keine Parallele sah (5).

Rüegg trug als Rektor eine eigenständige soziologische Funktionstheorie der Hochschule und der gesellschaftlichen Rolle des Hochschullehrers vor.

61 Frankfurter Universitätsreden 40, Frankfurt/M 1965; s. auch die Aufsatzsammlung Rüegg, Hochschule und Öffentlichkeit.

Die Hochschule, postulierte er, »ist ihrem Ursprung und ihrer Funktion nach eine öffentliche Anstalt geregelter Muße zur Heranbildung von gesellschaftlichen Funktionsträgern, welche Entscheidungen von öffentlichem Interesse unter Unsicherheit rational fällen sollen.« (13) Als Bildungshistoriker und Humanismusforscher, der Rüegg auch war, ging er weit in die Geschichte zurück, um die Funktionen von Hochschulen als Orte »institutionalisierter Muße« (16 u. ö.) zu erklären. In ihnen fällen Professoren »Entscheidungen über Bildungsstoff, Bildungsmethode und Bildungsprozeß« (15). Wie könnten die angemessenen »zeitgerechten äußeren Formen der Hochschulen« als »höchste öffentliche Bildungsanstalt« (18) aussehen? Dazu trug Rüegg zehn Beobachtungen und Forderungen vor. Sie müssen hier nicht referiert werden. Es geht um die Frage nach wissenschaftlicher Bildung.

»Für Berufe mit wissenschaftlichen Fertigkeiten bietet die Hochschule dem Absolventen zu viel an forschender Kritik und zu wenig an sicherer Fertigkeit.« (19) Damit nahm Rüegg eine Kritik auf, die Rektoren schon im späteren 19. Jahrhundert geäußert hatten, und wie sie, nun aber zeitgemäß weiterentwickelt, trug er Ideen vor, wie Arbeitsformen geändert werden sollten. Kritik am »Spezialistentum« (21) wehrte er ab, denn die Hochschule muß Forschungsstätte bleiben, um ihre gesellschaftlichen Aufgaben erfüllen zu können. Anders als seine vielen Vorgänger im Amt des Rektors an den Universitäten, die dem deutschen Modell folgten, hob er nicht darauf ab, wissenschaftliche Bildung gehe aus Forschung hervor, sondern er postulierte: »Allgemeine Bildung erfolgt heute nicht neben, sondern mit Hilfe von Fachbildung.« (21) Ob die Fachbildung Einsicht in Forschung verlange, sagte Rüegg nicht ausdrücklich, doch seine Ausführungen laufen darauf hinaus. Es sollte kein »zu viel an forschender Kritik« geboten werden, doch er bezog die Studenten in die »institutionalisierte Muße der Hochschule« ein, wenn auch nur auf Zeit (16). Und diese Muße nannte er Voraussetzung für »wissenschaftliche Forschung als Planung der Zukunft in der modernen Industriegesellschaft« (9). Rüegg sprach vom »schöpferischen Akt wissenschaftlicher Forschung« und von der Aufgabe, »diese hohe Kunst Schülern zu vermitteln« (19). Studium und Forschung bezog er also weiterhin aufeinander. So entschieden der Frankfurter Rektor 1965 Änderungen verlangte – er dachte insbesondere an »Formen der institutionalisierten Kooperation von Hochschule, Staat und nichtstaatlicher Öffentlichkeit« (24) – so entschieden bestimmte er die Hochschule als eine Bildungsinstitution, deren Auftrag es ist zu forschen, um die Studierenden für »Berufe mit wissenschaftlichen Fertigkeiten« auszubilden. Rüegg bezog sich in seinem historischen Rückblick nicht auf Rektoratsreden, als Universitätshistoriker wird er sie vielleicht gekannt haben, doch er erneuerte ihre Kernbotschaft zeitgemäß soziologisch reflektiert: die Universität forscht und bildet. Er sagte nicht ausdrücklich: sie bildet, weil sie forscht.

Charakterbildung scheint er der Universität aber nicht mehr zugeschrieben zu haben. Er sah in ihr zwar »ein bildungssoziologisches Grundaxiom institutionalisiert: Der Heranwachsende braucht für die Erfüllung seiner künftigen Rollen konkrete Vorbilder«. Die Hochschule könne sie dem Studierenden jedoch nur

bieten, »soweit er selbst Professor werden will« (21). Für alle anderen, also für die große Mehrheit, bedürfe es in der Gegenwart »auf freiwilliger Basis« einer Institutionalisierung, die den festen »Kontakt mit anderen Kreisen der Bevölkerung« ermögliche (21). Er dachte u. a. an Gewerkschaften, Verbänden und Parteien. Die Frankfurter Stiftungsuniversität von 1914 galt ihm als »ein Modell moderner Hochschulkonzeption«, das »die Kräfte organisierter Arbeit, Industrie und Dienstleistung« institutionalisiert einbindet (23). An der Persönlichkeitsbildung während des Studiums sollten also Erfahrungen aus nicht-universitären Berufsbereichen mitwirken. Das war neu. Die methodische Strenge der Forschung genügte Rüegg nicht mehr als Gewähr für Charakterbildung.

Dies wurde üblich, wenn Rektoren über Charakter- oder Persönlichkeitsbildung im Studium nachdachten. Ein Beispiel bietet die letzte Hamburger Rektorsrede, bevor dieses Ritual dort 1967 durch eine studentische Aktion mit dem berühmten Transparent »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren« spektakulär beendet wurde.⁶² Als 1965 Karl-Heinz Schäfer (1911–1985), Professor für Kinderheilkunde, über »Klinische Medizin im Wandel der Zeiten«⁶³ sprach, wandte er sich zum Schluß wie üblich an die Studenten. Ihnen verhiess er eine Lehre, die sie mit dem aktuellen medizinischen Wissen vertraut macht und »die in der Schule begonnene Förderung der Persönlichkeit durch Bildung« (29) fortführt. Wie letzteres erreicht werden sollte, sagte er nicht. Das Ideal einer wissenschaftlichen Bildung und Persönlichkeitsbildung durch Forschung war ihm offensichtlich fremd geworden. Die traditionelle Fachrede des neuen Rektors hatte damit ihre Funktion im deutschen Universitätsmodell verloren – der Öffentlichkeit zu zeigen, wie Forschung und die aus ihr geschöpfte Lehre bildet. Es kann deshalb nicht überraschen, daß dieses Reditual nun so schnell aufgegeben wurde.

Wie verbreitet dieser Funktionsverlust war, läßt auch die Rede der ersten Rektorin an einer bundesrepublikanischen Universität erkennen. Die Chemikerin Margot Becke (1914–2009) hielt 1966 in Heidelberg zum Antritt ihres Rektorats eine wissenschaftsgeschichtliche Fachrede: »Der weite Weg zum Verständnis der chemischen Bindung«⁶⁴. Das entsprach der Tradition, doch aus ihr stieg sie partiell aus. Es fehlte jeder Bezug zur Bildungskraft von Forschung. Die Fachrede war aus dem Selbstbild des deutschen Universitätsmodells herausgefallen. Gänzlich aufgelöst hatte sich dieses Selbstbild jedoch noch nicht, denn ein zweiter Kern war noch vorhanden: *Universitas litterarum*. Die Rektorin verwendete diese traditionelle Bezeichnung nicht, doch sie erläuterte, wie unverzichtbar für die von ihr nachgezeichnete Entwicklung der Chemie die Verbindung zur Physik und auch zur Mineralogie und Geologie waren. Es habe des »genialen«

62 Einen genauen Bericht bietet Nicolaysen, »Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren«, 110–126.

63 Hamburger Universitätsreden 33, Hamburg 1966.

64 Heidelberger Jahrbücher 11 (1967) 1–17. Sie hatte etliche herausgehobene wissenschaftliche Positionen als erste Frau inne; s. Kolboske, Hierarchien, 261–266. Sie gab 1969 ihre Professur zugunsten eines Direktorats in der Max-Planck-Gesellschaft auf. Unter ihren mehr als 60 Doktoranden waren höchstens drei Frauen (264).

Blicks in die »Spezialwissenschaft des anderen Fachgebietes« (17) bedurft, um immer besser zu verstehen, was chemische Bindung ist. Mit diesem Wissen, das die sektorale *Universitas litterarum* ermöglichte, wurden Modelle entworfen, die nicht aus den chemischen Experimenten abgeleitet werden konnten. Man habe sie »erfunden«, eine »geniale Frechheit« (16f.), die theoretische Einsichten öffnete, die der Forschung in der Chemie den Weg wiesen. Ein solcher »neuer Anfang« sei wieder nötig, denn die heutige Theorie reiche nicht mehr. »Fortschritte machte unser Verständnis vom Problem der chemischen Bindung immer dann, wenn Wissenschaftler vorurteilsfrei, ohne Glauben an Dogmen und Autoritäten die Wahrheit suchten« (17). Die Rektorin verpflichtete also ihr Fach auf Forschung, ohne aus ihr eine spezifisch wissenschaftliche Bildung abzuleiten und mit ihr die Verbindung von Forschung und Lehre zu begründen. Damit entfiel auch die Annahme, wissenschaftliche Bildung sei stets zugleich Ausbildung für Leitungsaufgaben in vielen Berufsbereichen. Das deutsche Universitätsmodell hatte seine systematische Begründung verloren. Als Rest verblieb nur der Wunsch nach der »Volluniversität«. *Universitas litterarum* hatte jedoch mehr und anderes gemeint. Davon handelt das vorherige Kapitel.

Diese Art der Fachrede, die Forschung nicht mehr als Bildungsquelle begründete, wurde von der neuen Ruhr-Universität Bochum fortgeführt. 1965 auf der Eröffnungsfeier sprachen der Ministerpräsident, zwei Minister, der Oberbürgermeister, der Vorsitzende des Gründungsausschusses, und der Gründungsrektor Heinrich Greeven (1906–1990) hielt als Antrittsrede nach »altem, wohl begründeten Brauch« einen theologischen Fachvortrag, der bekunden sollte, daß der Rektor auch Forscher und Lehrer bleibe.⁶⁵ Er verband sein Thema, die Bibelforschung, nicht mit der Frage nach wissenschaftlicher Bildung, sondern mit Glaubensbekundung. Nicht »forschen bildet«, sondern Forschung und Glauben sind vereinbar, hieß seine Botschaft.

Neben dem stillen Austritt aus der Tradition des deutschen Universitätsmodells, das nun meist das Humboldtsche genannt wurde,⁶⁶ gab es auch die dezidierte Absage. Der Pädagogikprofessor Clemens Menze (1928–2003) bietet dafür mit seiner Kölner Rektoratsrede von 1975 ein markantes Beispiel. In Köln (wie durchweg in der Schweiz) brach das Ritual der Rektoratsrede um 1968 nicht ab. Menzes Rede über »Die philosophische Idee der Universität und ihre Krise im Zeitalter der Wissenschaften«⁶⁷ demonstriert, wie radikal die Erinnerung an das deutsche Universitätsmodell verlorengehen konnte, sogar in einem Beitrag, der sich als historischer Rückblick verstand, vorgetragen von einem Kenner Wilhelm von Humboldts.

65 Heinrich Greeven: »Und Gott sprach«, in: Festreden aus Anlass der Eröffnung der Ruhr-Universität Bochum am 30. Juni 1965. Hgg. im Auftrage des Senats von der Pressestelle der Ruhr-Universität Bochum, Bochum 1965, 26–40, 27.

66 Vgl. Schwinges (Hg.), Humboldt international. 1; *Langewiesche*, Humboldt als Leitbild?

67 Kölner Universitätsreden NF 53, Krefeld 1975, 5–28. Das Heft enthält auch die Rede des scheidenden Rektors Wolf Isselhard (1930–1998), ein Mediziner.

»Die philosophische Idee der Universität gründet in den unterschiedlichen Erwägungen und Erörterungen Kants, Schellings und Humboldts über Universität und akademisches Studium. Aus diesem Bezugsfeld ergeben sich alle Geltungsansprüche und Legitimationsprobleme und bestimmen seither die Geschichte der Universität.« Dieser wuchtige Eingangssatz legte das Bild von der Krisengeschichte der deutschen Universität fest, das der Kölner Rektor entwarf. Institutionell ließ er sie mit der Gründung der Berliner Universität beginnen. Die staatliche Vielfalt, in der sich das deutsche Universitätsmodell entwickelte, kannte er offensichtlich nicht (dazu Kapitel 4). Er betrachtete dessen »philosophische Idee« – für Wilhelm von Humboldts Bildungsvorstellungen war er ein ausgewiesener Experte – und konfrontierte sie mit einem Realitätsbild, das ihn zu der Behauptung führte: »Ihrem Kern nach hat es die Humboldtsche Universität in Wirklichkeit nicht gegeben.« (18).⁶⁸ Humboldts »Deutung der Universität als einer Bildungsuniversität« (15) habe an dem Aufstieg der »strikt empirisch verfahrenen Wissenschaften« (18) notwendig scheitern müssen, denn sein »auf Bildung hin zentriertes Integrationskonzept« sei mit dem Differenzierungs- und Spezialisierungsprozeß vor allem der Naturwissenschaften nicht zu vereinbaren. Eine notwendige Niederlage, meinte Menze: »Die Wissenschaften werden gerade in ihrer Freiheit von Bildungsrücksichten zum Zentrum der Universität.« (19)

Menze beanspruchte zwar, die »neuzeitliche Universitätsidee« entwicklungsgeschichtlich nachzuzeichnen (6), doch die »philosophische Idee«, auf die er die Universität wie sie im 19. Jahrhundert entstanden ist, festlegte, bleibt bei ihm historisch leer. Sie mußte in seiner Wahrnehmung scheitern, weil er sie auf einer Bildungsidee aufrufen läßt, die sich der Spezialisierung insbesondere in den Naturwissenschaften entzogen habe. Den Kern des deutschen Universitätsmodells, das Konzept einer wissenschaftlichen Bildung, die aus Forschung hervorgeht, kannte er nicht. Auch nicht die Berichte von Naturwissenschaftlern, die in ihrer Forschung neue Formen von *Universitas litterarum* sahen und begründeten, warum auch und gerade ihre Fächer den Bildungsauftrag der Hochschulen erfüllen.

Der Kölner Rektor fügte sich mit seiner Rede dem Prozeß ein, in dem seit den 1960er Jahren die Kernidee des deutschen Universitätsmodells in Verruf geriet. Während die zuvor vorgestellten Rektoratsreden sich still aus diesem Modell, das sie nicht mehr kannten, zurückzogen, legte Menze es auf eine Idee fest, die er als illusorisch begriff. Sein Fazit: »Die Verbesserung der Universität kann nur aus der sie in dieser Gesellschaft bestimmenden und legitimierenden spezifischen Hauptaufgabe, der Wissenschaftsproduktion und Wissenschaftsvermittlung, erfolgen.« (28) Er wiederholte damit nur in seiner Diktion, was die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert immer wieder gesagt hatten, allerdings waren sie überzeugt, Wissensproduktion durch Forschung erzeuge wissenschaftliche Bildung und zugleich Ausbildung für berufliche Leitungsaufgaben.

68 Maßgeblich nun für die Gründungsgeschichte und generell die Entwicklung der Berliner Universität: [Universität Berlin] Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010. Hier Bd. 1.

In seiner Ansprache bei Übergabe des Rektorats an seinen Amtsnachfolger, den Ökonomen Rainer Willeke (1924–2018), hielt Menze sich frei von historisch entleerten Zuschreibungen, wie er sie in seiner Rektoratsrede vorgetragen hatte. Nun erläuterte er, welche negativen Folgen er aus der »Erfüllung bildungspolitischer Zielsetzungen«, wie sie das Hochschulrahmengesetz und das zu erwartende Landeshochschulgesetz vorsahen, für die Universitätsstruktur und speziell für die Kölner Hochschule ableitete.⁶⁹ Da Köln als »klassischer Universität die Sonne bildungspolitischer Gunst nicht gerade leuchtet« (39), befürchtete er, daß sie von einer »Stätte von Forschung und Lehre in ein bloßes Ausbildungsinstitut verwandelt« werden könnte (40). Die alte Formel der Einheit von Forschung und Lehre hatte also auch für Menze ihre Attraktivität bewahrt, wenngleich er sie in seiner Rektoratsrede nur zwei Jahre zuvor mit der »Idee der philosophischen Universität« als Illusion verabschiedet hatte.

Menzes Rektoratsrede zeugt von der Verunsicherung vieler Professoren, als die Universitäten in den 1960er und 70er Jahre, einer Hochphase der Strukturveränderungen im Hochschulbereich, unter massiven Reformdruck gerieten. Die Studierendenzahlen explodierten, die Forschungsorganisation veränderte sich, neue wissenschaftspolitische Steuerungsinstitutionen wie der Wissenschaftsrat griffen ein. In beiden deutschen Staaten wurde versucht, planend die Hochschulentwicklung zu steuern.⁷⁰ Die Unruhe, die dies in den Universitäten auslöste, spiegeln sich in den Rektoratsreden wider. Sie konnten in der vertrauten Gestalt nicht fortgeführt werden, denn ihre Grundlage, das deutsche Universitätsmodell, schien sich aufzulösen. Das führte auch innerhalb der Hochschulen zu heftigen Diskussionen, eine Fülle von Bestandsaufnahmen der Krisensituation erschien. Die wohl bekannteste ist Helmut Schelskys »Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen«.⁷¹ Sie ging auf seine Antrittsvorlesung zurück, die er 1960 in Münster gehalten hatte.⁷²

Der Hamburger Eklat von 1967 hat die Kritik am Zustand der Universitäten in Deutschland symbolisch zugespitzt. Der Talar als Sinnbild einer Universität, die mit dem gesellschaftlichen Wandel nicht Schritt zu halten schien oder dies auch nicht wollte. »Muff von 1000 Jahren« rief aber auch das Scheitern der Hochschulen in der Charakterbildung auf. Sie hatten Rektoren Jahr für Jahr versprochen, eingelöst wurde dieses Versprechen während der nationalsozialistischen Herrschaft nicht. Milde gesagt.

Die Universität hat »Vertrauen verloren«, konstatierte 1964 der Physiker Friedrich Hund, der zu Beginn dieses Kapitels als Jenaer Rektor mit seiner Rede von 1948 über »Physik und allgemeine Bildung« zur Wort gekommen ist. Nun

69 Mobilität als Problem und Aufgabe. Von Professor Dr. Rainer Willeke. Rektoratsrede. Und: Ansprache des scheidenden Rektors Professor Dr. Clemens Menze anlässlich der Rektoratsübergabe, Krefeld 1977, 24–46, 29.

70 Überblicke bieten Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bände VI/1–2.

71 Reinbek bei Hamburg 1963; 2. um einen »Nachtrag 1970« erweiterte Auflage Düsseldorf 1971.

72 Schelsky, Einsamkeit und Freiheit.

arbeitete er in Göttingen und beteiligte sich an der dortigen Vorlesungsreihe »Die Universität. Kritische Selbstbetrachtung«. Er sprach vom »Unbehagen an der Universität (das im Augenblick fast die Form eines Großangriffes gegen sie hat)« und suchte den Grund darin, daß die Universität ihre drei Aufgaben nicht mehr wie früher miteinander vereinbaren könne: Forschung, Ausbildung für wissenschaftliche Berufe und wissenschaftliche Bildung für alle.⁷³ Er sprach sich für Reformen aus, doch den Kern des deutschen Universitätsmodells wollte er bewahren: Forschen bildet. Ab etwa dem siebten Semester sollten in den Naturwissenschaften (nur für sie sprach er) die Studierenden mit Forschung in »engere Berührung« kommen. Bildung und Ausbildung, diese universitäre Doppelfrucht, erzeugt durch Forschung, wollte er weiterhin nicht auseinanderbrechen lassen. Dieses Ziel teilte der Soziologe Hans Paul Bahrtdt, der in der Göttinger Vorlesungsreihe über »Moderne Forschungsorganisation – moderne Universität« nachdachte. Viele Forschungsthemen passen weiterhin zum gewohnten »kleinbetrieblichen Meisterbetrieb eines Lehrstuhlinstituts«. Er bleibe also partiell tauglich, sollte aber ergänzt werden durch den »wissenschaftlichen Mittelbetrieb«, in dem sich aufwendigere Forschung betreiben und mit Lehre besser zusammenführen ließe, auch arbeitsteilig dank der differenzierteren Personalstruktur.⁷⁴

Selbstkritik und Reformbereitschaft, die am Überlieferten anknüpft. Diese Haltung dominierte weiterhin, doch die Unsicherheit wuchs, wie man auf die expandierenden Studierendenzahlen reagieren sollte. Als 1978 der Pharmakologe Peter Gaudenz Waser (1918–2010) sich an der Universität Zürich als Rektor vorstellte, wählte er zwar einen konventionellen Titel (»Die universitäre Einheit von Lehre und Forschung«⁷⁵), doch er sprach von »bedrohlichen Aussichten«, die er vor allem vom Wachstum, verbunden mit »Vermassung« und »Anonymität«, ausgehen sah. Sind »die Grundlagen unserer Bildungsphilosophie noch zeitgemäß« oder müssen die »Ausbildungsziele« neu bestimmt werden, ohne sich aber an die »ideologischen Machtverhältnisse anzupassen«? (4f.)

Keine »Fachidioten« (7), aber wie sie als Ergebnis der Fachausbildung verhindern? Die Einheit von Forschung und Lehre verteidigte Waser, doch die Bindung zwischen wissenschaftlicher Bildung und Forschung löste er auf. »Eine selbständige Forschertätigkeit ist den Studenten nicht zuzumuten.« (8) Allenfalls könnten »einige besonders begabte Studenten während ein bis zwei »Luxussemestern« an gemeinsamen Forschungsprojekten mitarbeiten.« (8) Aber das alte Modell wollte er doch nicht gänzlich aufgeben. Die Lehre sollte Lust zur Forschung und an der »Entdeckung von neuen Zusammenhängen« erwecken, um später auch im Beruf zu stimulieren (8). In der Abwehr des Schreckbildes »Verschulung« – bloß die »Lehr-Meinungen und Dogmen anderer Fachspezialisten« überneh-

73 *Hund*, Naturwissenschaftliche Forschung und Universität, in: *Die Universität.*, 31–49, 31, das folg. Zitat 36.

74 *Ebd.* 7–29, 21.

75 Universität Zürich. Jahresbericht 1977/78, Zürich 1978, 3–14.

men – leuchtet das Ideal ›forschen bildet‹ doch noch in zwei Forderungen auf: Die Lehre müsse an die aktuelle Forschung heranhelfen (9), und der »Anteil an freier Forschung«, also »ohne Auftrag von Staat, Industrie oder anderen interessierten Kreisen«, müsse wieder größer werden (13). »Vor allem die Geisteswissenschaften sind in diesem Sinne überwiegend reine Forschung ohne direkten wirtschaftlichen Nutzen, aber geeignet zur humanistischen Formung oder zur Allgemeinbildung von Führungspersönlichkeiten.« (13)

Der Züricher Pharmakologe hatte 1978 das Ideal des deutschen Universitätsmodells (er nannte es das Humboldtsche) noch vor Augen, doch seinen Kern gab er auf oder er kannte ihn nicht: Wissenschaftliche Bildung entstehe aus forschendem Lernen im Studium. Angesichts der großen Zahlen beschränkte Waser den studentischen Kontakt zur Forschung auf das, was die Dozenten in ihren Lehrveranstaltungen berichteten.

In der Phase des großen Hochschulausbaus, als aus der Universität der Wenigen die der Vielen wurde, geriet das Selbstbild der Universität, wie es die Rektoren Jahr für Jahr vorgestellt hatten, massiv in die öffentliche Kritik. Walter Rüegg sprach als Rektor von »Kollektivdiffamierungen«. Doch auch er verlangte Reformen und beteiligte sich daran, sie umzusetzen mit dem Ziel, den »entmythologisierten Kern« der »Humboldtsche Universitätsidee« zu bewahren. Das sei in den Schweizer Hochschulen gelungen, während die deutsche »Massenuniversität« ihm den »Todesstoss versetzt« hätten.⁷⁶

Auf die Forderung, die Idee der »Humboldtschen Universität« zu verabschieden, reagierten die Rektoren in ihren traditionellen Antrittsreden, solange sie noch fortgeführt wurden, widersprüchlich. Es gab weiterhin den anspruchsvollen Forschungsvortrag, der nun aber seinen früheren Ort in der Bildungsinstitution Universität verloren hatte. Daneben traten das stille Aufgeben und die programmatische Verabschiedung des deutschen Universitätsmodells. Doch es wurde auch verteidigt, zumindest eine Zeitlang, indem man es in die neue Zeit und ihre Erwartungen an die Universität zu stellen suchte. Verteidigung konnte in unterschiedliche Richtungen zielen. Es gab die Verklärung der Vergangenheit und den Ruf nach Reformen, die an Bewährtem anknüpfen.

Ein Beispiel für den Stillstand bietet die Würzburger Rektoratsrede, in der Ende 1959 der Althistoriker Hermann Bengtson (1909–1989) »Über die Zukunft unserer Universitäten« nachdachte.⁷⁷ Er forderte, die Universitäten müssten ein neues Bildungsideal entwickeln, doch er begnügte sich damit, der »deutschen Universität eine »Wissenschaft, gegründet auf der *humanitas*« (19), zu wünschen. Das sei »heute leider nicht mehr so selbstverständlich wie vor 50 oder gar vor 100 Jahren« (17). Die Zeit dazwischen, den Nationalsozialismus und

76 Rüegg, Der Mythos der Humboldtschen Universität, in: Ders, Zwischen Hochschule und Öffentlichkeit, 269–284, Zitate 269, 284.

77 Rede gehalten am 28. November 1959 in Würzburg zur Rektoratsübergabe (Würzburger Universitätsreden 25), Würzburg 1959.

seine Bedeutung für den Ruf nach *humanitas* als »Mittelpunkt des Lehrens und Lernens« (17), sparte er aus. Bengtson verharrte in der Vergangenheit, wissenschaftspolitisch und auch in seinen wissenschaftlichen Studien.⁷⁸

Für Verteidigung, aber durch Wandel plädierte hingegen die Rede »Bildungsreform in einer Leistungsgesellschaft«, die der Physiker Bernhard Ilschner (1928–2006) 1972 als Rektor zur Jahresfeier der Universität Erlangen-Nürnberg gehalten hat.⁷⁹

Ilschner ging von dem Entwurf eines Bayerischen Hochschulgesetzes aus, in dem es hieß, die »Hochschulen bereiten auf eine berufliche Tätigkeit vor, welche die Anwendung wissenschaftlicher Kenntnisse und wissenschaftlicher Methoden oder die Fähigkeit zur künstlerischen Gestaltung erfordert.« (1) Das hätte der Rektor als Aufforderung, nichts zu tun, deuten können, denn für anspruchsvolle Berufe auszubilden, gehörte zum Kern des deutschen Universitätsmodells. Ilschner verlangte jedoch, ein »bildungspolitisches Konzept« zu entwickeln, ohne daß »unser Schul- und Hochschulwesen manövrierunfähig im großen Strom gesellschaftlicher Entwicklung treiben« würde. Das zeige die »Erfahrung täglicher Praxis«. (1) Der Physiker formulierte deshalb in seiner Rektoratsrede »sechs Orientierungspunkte«, um die künftige Gestalt wissenschaftlicher Hochschulen erörtern zu können. Hier interessiert vor allem, was er zur Ausbildungsqualität, zur »Rangordnung der Bildung innerhalb der staatlichen Gemeinschaftsaufgaben«, zur Position der Hochschule im gesamten »Bildungssystem«, zur Forschung und zur »Stellung der Hochschullehrer im Verhältnis zu ihren Mitarbeitern und Studierenden« ausführte (2).

»Bildung« definierte er zwar als »Vermittlung allgemein geistiger Fähigkeiten«, doch was er darunter verstand, kam dem Programm »forschen bildet«, das die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert vorgetragen hatten, recht nahe: »unbestechliche Analyse komplexer Zusammenhänge, geistige Übersicht; Fähigkeit zur Distanz gegenüber einem Problem auch bei persönlichem Engagement objektives Urteilsvermögen« (5). »Ausbildung« bezog er auf spezifische Kenntnisse und Fähigkeiten, die notwendig sind, um für »Berufe mit einem einigermaßen exakt beschreibbaren Berufsbild« vorzubereiten (5). Bildung und Ausbildung betreibe die »moderne Hochschule« »nebeneinander« (5). Im »Interesse unserer Leistungsgesellschaft« liege es nicht, »mehr Ausbildung statt Bildung zu erhalten, sondern *Ausbildung auf dem Fundament von Bildung* oder – um den Akzent anders zu setzen – *Bildung am Beispiel der Ausbildung*.« (5)

Der Physiker begründete sein Plädoyer für »Bildung«, wie es seine Amtsvorgänger stets getan hatten. Die gesellschaftliche Entwicklungsdynamik erfordere, »Offenheit gegenüber Neuem zu erwerben. Das aber ist letzten Endes Bildung!«. Doch er sah sie nicht mehr aus Forschung oder Forschungsrezeption hervorgehen. Sie sollte »aufgehängt an konkreter Ausbildung vermittelt werden«.

78 Eingehend dazu *Rebenich*, Hermann Bengtson, 281–308.

79 Erlanger Universitätsreden. NF 17, Erlangen 1972.

(5) Auch »berufliche Bildung« könne »Begegnung mit der Welt des Geistes« vermitteln« (6). »Bildung« verstand er als eine (nicht weiter bestimmte) Zutat zur Fachausbildung. Auch dieser Rektor, der 1972 energisch für die Bildungsuniversität plädierte, kannte nicht mehr die Kernüberzeugung des deutschen Universitätsmodells: forschen bildet. Doch er suchte nach Wegen, die Studierenden trotz ihrer großen Zahl weiterhin zu befähigen, in ihren »Studien- und Diplomarbeiten selbst Forschung »an vorderster Front« mitzuerleben und mitzugestalten.« Er dachte an »Inseln der Forschung« (»wissenschaftliche Projektgruppen, Schwerpunkte, interdisziplinäre Zentren«), in denen fortgeschrittene Studierende auf Wissenschaftler treffen, die dort als Forscher »auftanken«, bevor sie wieder lehren. (10) Hier sollten »Hochschullehrer, Nachwuchswissenschaftler und Studierende in Seminaren und Forschungsgruppen echt zusammenarbeiten«, frei von »Amtsautorität und Anpassungszwängen« und den »Führungsstil« einüben, der »einer modernen, demokratischen Gesellschaft« angemessen ist (11).

Der Erlangen-Nürnberger Rektor entwarf eine Universität, die den politisch gewollten Aufwuchs der Studierendenzahlen aufnimmt, ohne die Ausbildungsqualität zu senken. Die Forschungsuniversität sollte weiterhin Bildungsuniversität sein und die Studierenden spätestens in der Examensphase mit den Abschlußarbeiten an der Forschung beteiligen. In der intensiven Begegnung, die daraus erwächst, werde ein Führungsstil erlernt, den die Absolventen in ihrer Berufsarbeit benötigen werden, da sie dort »in aller Regel mit Führungsaufgaben betraut werden« (11). Das hatten die Rektoren vormals Charakter- oder Persönlichkeitsbildung der künftigen Elite genannt. Doch Teilhabe an Forschung galt nun als Schlußpunkt der Fachausbildung, nicht mehr als Quell wissenschaftlicher Bildung. »Bildung« erschien als etwas Unbestimmtes, das in der Lehre vermittelt werden soll. Warum sie das alte Konzept »forschen bildet« nicht weiterführten, sagte keiner der Rektoren.⁸⁰ Sie scheinen es nicht mehr gekannt zu haben. Man wird annehmen dürfen, es war in Vergessenheit geraten. Aber nicht auf Dauer. In unserer Gegenwart ist es zurückgekehrt. Wenn auch in veränderter Form.

80 Dies gilt auch für die Grundsatzrede zur Reform der Universität, die 1969 der Brückenbauingenieur Fritz Leonhardt (1909–1999) bei seiner Verabschiedung als Rektor in Stuttgart gehalten hat. Er begann mit »Was ist Bildung? Versuche einer zeitgemäßen Definition«. Darin kam er dem Ideal forschen bildet nahe, doch er füllte seine Bildungsvorstellung mit einem Katalog von neun Punkten, die u. a. »Grundkenntnisse« in Geschichte, Philosophie, Psychologie, Verhaltenslehre, Soziologie, Politologie, Physik, Chemie, Biologie forderten; dazu ethische Grundsätze, Wertmaßstäbe, und »Üben selbständiger unabhängiger Meinungsbildung«. Abgangsrede des Rektors Prof. Dr.-Ing. Fritz Leonhardt anlässlich der Rektoratsübergabe am 25. April 1969: Not und Hoffnung der Universität. Universität Stuttgart. Reden und Aufsätze 35, Stuttgart 1970, 5–37.

3.8. Universität heute: was bleibt von ›Forschen bildet‹?

2010 fragte der angesehene Bildungsforscher und Experte für die Universitätsgeschichte Heinz-Elmar Tenorth »Was heißt Bildung in der Universität?« Ausgehend von den kontroversen Ideen im Gründungsteam der Berliner Universität im frühen 19. Jahrhundert verfolgte er Vorstellungen von Bildung und Wissenschaft bis heute. Sein »Lösungsvorschlag« nahm auf, was die Rektoren, als sie noch an das deutsche Universitätsmodell glaubten, Jahr für Jahr als dessen Bildungsaufgabe gepriesen hatten: »Es gilt, in der Bildung der Experten den Fachidioten ebenso zu verhindern wie den gesellschaftlich-kulturellen Ignoranten.«⁸¹ Sein Fach erlernen und sich fähig zeigen, Distanz zu ihm zu gewinnen, »so dass man dessen Vokabular beherrscht und [...] die Form der Methodenkompetenz erwirbt, die auch für die Entdeckung des Neuen notwendig ist.« Tenorth bekräftigte auch den Kern des deutschen Universitätsmodells: »Wissenschaft bildet, und zwar durch Forschung.« Wer im Studium gelernt hat zu forschen und weiß, daß sie nie endet, praktiziert »Universität als Lebensform« und nimmt sie, so hofften auch die Rektoren, als methodisches Gerüst für Problemlösungen mit in die Berufswelt.

Die »neue« Universität, die im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts entstanden ist, im Studienaufbau europäisiert (»Bologna«) und auf globalen Wettbewerb ausgerichtet, konnte das Konzept ›forschen bildet‹ nicht mehr als Programm für alle Studierenden in der früheren Form weiterführen. Obwohl in manchen Fächern auch die Bachelor-Abschlußarbeit auf eigener Forschung beruhen kann. Erst recht gilt dies für Master- und Staatsexamensarbeiten, für die mehr Zeit zur Verfügung steht. Wie weit die Lehre darauf angelegt ist, Methoden zu vermitteln und Forschungsfragen zu erörtern, hing auch früher vom Dozenten ab. Die heutigen Kurzstudiengänge dürften die Nachfrage nach Prüfungswissen verstärkt haben. Doch andererseits hat die Projektforschung, zumal wenn sie die Gestalt großer Sonderforschungsbereiche oder noch größerer Exzellenzcluster annimmt, die Möglichkeiten erweitert, im fortgeschrittenen Studium an Forschung beteiligt zu werden.

Die Befürchtung, die Forschung werde aus der »neuen« Universität ausgelagert, hat sich nicht bewahrheitet. Sich selbst als Forschungsuniversität zu präsentieren, fehlt in keinem Leitbild, mit dem die heutigen Hochschulen sich öffentlich vorstellen. Auch die anderen Kernelemente, die zum deutschen Universitätsmodell gehört haben – Verbindung von Forschung und Lehre, *Universitas litterarum*, Ausbildung für anspruchsvolle außeruniversitäre Berufe, Persönlichkeits- bzw. Charakterbildung – werden weitergeführt. Als Beispiel der gegenwärtige Internet-Auftritt der Universität Tübingen⁸²: eine »Forschungs-

81 Tenorth, Was heißt Bildung in der Universität?, alle Zitate 132 f.

82 <https://uni-tuebingen.de/universitaet/profil/werte-und-visionen/leitbild-lehre/> (eingesehen 19.2.2024). Zur Begründung des Leitbildes das Interview mit der Prorektorin Monique Scheer, Newsletter Uni Tübingen 1, 2021.

universität von internationalem Rang«; »Volluniversität« mit »den sich daraus ergebenden Chancen für die interdisziplinäre Zusammenarbeit in Forschung und Lehre«; »verantwortungsbewußte Wissenschaft«, »ethische Reflexion«, die Studierenden für »wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Tätigkeiten« qualifizieren und sie zur »Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung« befähigen«. Und das alles, und noch viel mehr, selbstverständlich nach dem »Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre«. Die Studierenden sollen, »ganz gleich aus welchem Teil der Erde sie zu uns kommen«, in »ihrem Streben nach Wissen, Erkenntnis und Bildung« gefördert werden. Was unter »Bildung« in dieser »modernen Forschungs- und Bildungseinrichtung« zu verstehen ist, wird nicht gesagt. Aus Forschung läßt sie das ausführliche Leitbild nicht hervorgehen. Dies gilt ebenso für die Leitbilder anderer Universitäten.⁸³

Auch in der Schweiz, wo die Tradition der Rektoratsrede ungebrochen fortgeführt worden ist, verlor sich nach und nach die Vorstellung einer Symbiose von Forschen und Bilden. Als 1991 an der Universität Zürich der Alttestamentler Hans Heinrich Schmid (1937–2014) als langjähriger hauptamtlicher Rektor über die Geschichte der Universität in Europa sprach, notierte er, der »Bedarf an Bildung und Ausbildung« sei gestiegen, »was ›Bildung‹ heisst, ist umstritten, und das Spiel von Angebot und Nachfrage im Bildungswesen ist vielschichtiger denn je.«⁸⁴ Die »Einheit von Wissenschaft und Bildung« (9) schrieb er Humboldt als »Begründer der modernen Universität« (11) zu. Doch mit dem »Übergang vom Idealismus zum Positivismus« um die Mitte des 19. Jahrhunderts datierte er ein neues Wissenschaftsverständnis, in dem nicht mehr »der gebildete Mensch im Zentrum« stehe, sondern »die Frage nach dem produktiven Umgang des Menschen mit der Wirklichkeit in den Vordergrund rückt.« (11). Daß die Rektoratsreden seiner Amtsvorgänger auch in Zürich nicht einem »humanistischen Konzept von Wissenschaft« gefolgt sind, sondern Bildung aus Forschung jedweder Art hervorgehen sahen, war auch diesem Kenner der Universitätsgeschichte nicht mehr bekannt.

In seiner Abschiedsrede als Rektor (1999) – in ihr begründete er die Hochschulreform, die während seiner Amtszeit durchgeführt worden ist – rechtfertigte er entschieden die forschungsorientierte Lehre, weil »die Forschung in exemplarischer Weise der Ort ist, wo Fragestellungen, Methoden und Verfahren der Ersterkenntnis, der Intuition, der Innovation und der Interpretation eingeübt werden.« Die Universität leiste viel »für die Wissenschaft, die Bildung der Studierenden und für die Gesellschaft«, doch eine Brücke von der Forschung

83 Etwa Universität zu Köln (<https://portal.uni-koeln.de/studium-lehre/lehrende/leitbild-studium-und-lehre>), Zürich (<https://www.uzh.ch/cmsssl/de/teachingandeducation/basics.html>), Wien (<https://www.univie.ac.at/forschung/forschung-im-ueberblick/forschung-an-der-universitaet-wien/>) (eingesehen 19.2.2024)

84 Hans Heinrich Schmid: Sacerdotium – Imperium – Studium. Die Universität im Spannungsfeld der Kräfte. Rede des Rektors, gehalten an der 158. Stiftungsfeier der Universität Zürich am 29. April 1991, 1–13, 11.

zur Bildung schlug er nicht.⁸⁵ Das blieb auch so bei Rektoren, welche die altvertraute Fachrede weiterführten. So auch Schmidts Nachfolger in Zürich, der Neutestamentler Hans Weder (geb. 1946), der über den Kairos im Leben und in der Wissenschaft sprach, ausgehend von Peter Handkes »Versuch über den geglückten Tag«,⁸⁶ oder der Basler Rektor Ulrich Gäbler (geb. 1941), der als Kirchenhistoriker 2005 über »Wiederkehr der Religion?«⁸⁷ dozierte. Er kritisierte die Säkularisierungsthese, bestand darauf, daß die Religionswissenschaft nicht »von aussen, sozusagen ›vorurteilsfrei‹« Religion beobachte könne und betonte die Fähigkeit und Aufgabe der Theologie, »Instrumentalisierung und Funktionalisierung durch Religion« von deren »befreienden Kraft« zu unterscheiden.

Wie sehr der Kern des deutschen Universitätsmodells ›forschen bildet‹ auch in der Schweiz in Vergessenheit geraten war, spricht überdeutlich aus der Rede, mit der in Basel 1996 der neue Universitätsvertrag gefeiert worden ist. In seiner Rede »Der Schritt in die Autonomie. Chance und Verpflichtung der Universität Basel«⁸⁸ ließ Rektor Hans Joachim Güntherodt (1939–2014), ein Experimentalphysiker, das Auditorium wissen, das »Humboldtsche Modell der Bildungsuniversität« sei »in seiner reinen Form nie verwirklicht« worden. (11 f.) »›Bildung‹ im modernen Sinne« meine anderes als früher. Doch dann gab er eine Definition, die wiederholte, was seine Amtsvorgänger stets als den Bildungsauftrag der Hochschulen, die sich dem deutschen Universitätsmodell verpflichtet wußten, beschrieben haben: Formung von »Persönlichkeiten mit der Fähigkeit zu selbständigem Denken, selbständigem Entscheiden und verantwortungsvollem Handeln« (13) Der Basler Rektor mißverstand dies als »neue Aufgabe einer modernen Universität: Sie muss eine Stätte für Forschung und Lehre im Bereich wissenschaftlich fundierter interdisziplinärer Auseinandersetzung mit komplexen und vielfältigen Problem der Menschheit aus der Sicht aller in den fünf Fakultäten versammelten Wissenschaften sein.« (13) Mithin: Forschung, aus ihr geschöpfte Lehre und *Universitas litterarum*. Zugespitzt: Die Universität der Zukunft, die er vor Augen hatte, war die alte. Deren Gestalt verschwand jedoch hinter der historisch irrigen Formel »Humboldtsche Universität«, die inzwischen zu einem Verdammungsurteil für alles Gestrige geworden war.

All die zitierten Fachreden hätten auch gehalten werden können, als man sich noch dem deutschen Universitätsmodell verpflichtet wußte, doch nun hatten sie ihre Funktion verloren, am Fachgebiet des Rektors zu veranschaulichen, was Forschung ist und warum sie bildet. Dies gilt auch für Reden, die »Bildung«

85 Hans Heinrich Schmid: Universitätsreform zweiter Teil. Rektoratsrede anlässlich der 166. Stiftungsfeier am 29. April 1999, 1–14, Zitate, 13 f.

86 Hans Weder: »Die sogenannte ›Line of Beauty and Grace‹«. Eine Überlegung zum Leben und zur Wissenschaft. Rede gehalten am Dies academicus 2000, Zürich 2000 (Zürcher Universitätsreden 2). Seine fünf Rektoratsreden sind verzeichnet: <https://www.hermes.uzh.ch/de/team/Emeritierte-Professoren/Weder.html#Publikationen>

87 Basler Universitätsreden 103, Basel 2005; das folgende Zitat 19.

88 Basler Universitätsreden 91, Basel 1995.

zum Thema machten, wie der Medizinhistoriker und erfahrene Wissenschaftsmanager Alfons Labisch (geb. 1946), der 2003 zum Antritt seines Rektorats in Düsseldorf über »Die ›Idee der Universität‹ in unserer Zeit« sprach.⁸⁹ Als »unsere Grundwerte, die Richtpunkte unseres Handelns« nannte er »Autonomie für die Universität« und »Bildung für die Lehrenden und Lernenden« (23). Bildung bestimmte er, in der »Nachfolge« Hegels, als Selbsterkenntnis des Individuums, ermöglicht »in seinen künstlerischen Gestaltungen, in seinen wissenschaftlichen Werken und in seinen politischen Taten.« (24) Das kommt dem früheren Selbstbild nahe, doch die Verbindung zur Forschung wird nicht angesprochen. Bildung heiße »über den Tellerrand zu blicken« und sich über die »Grundzüge« der anderen Wissenschaftsdisziplinen zu informieren, um seinen eigenen »fachspezifischen Blick auf die Welt« einordnen zu können. Deshalb wünschte er »ein zeitgerechtes ›Studium Universale‹«. (30) Aus dem gleichen Grund wurde in der neu errichteten Universität Erfurt ein verpflichtendes »Studium fundamentale« eingeführt. Dort dezidiert mit der Hoffnung verbunden, das Prinzip »forschen-des Lernen« zu erneuern und zu stärken.⁹⁰

Die frühere Form der Rektoratsrede kehrte jedoch nicht zurück. Nicht nur, weil das deutsche Universitätsmodell, inzwischen durchweg das Humboldtsche genannt, als überholt galt und man deshalb Scheu vor ihren Ritualen hegte. Das Hamburger Verdikt der ungelüfteten Talare hatten alle vor Augen. Die Hochschulen schienen zu groß geworden zu sein, um repräsentative Feiern mit Beteiligung aller Dozenten und vieler Studierender, zumindest aller Studienanfänger, regelmäßig zu veranstalten, zudem wurde das Rektorenamt nun langjährig hauptamtlich ausgeübt. Und vor allem: Die Rektoratsübergabe war längst nicht mehr *das* Hauptforum, auf dem die Universität sich Politik und Öffentlichkeit vorstellte und mit ihr kommunizierte. Wo die Tradition der jährlichen Feiern wieder aufgenommen wurde, erhielt sie andere Formen, die von Hochschule zu Hochschule variierten.

Als in Tübingen 1996 die Tradition des *Dies Universitatis* erneuert wurde, »um das Identifikationsgefühl der Studierenden, der Lehrenden und der Mitarbeiter mit ihrer Universität zu stärken«, sprachen der Ministerpräsident Baden-Württembergs, der ehemalige Vorsitzende des AStA, und ein Historiker hielt einen Fachvortrag über Nation und Krieg, beauftragt vom Rektor, der sich auf die Begrüßung beschränkte.⁹¹ Das war neu: Nicht die Universität erklärte der

89 Bericht mit Foto und Nennung der Festgäste und PDF der Rede <https://www.hhu.de/die-hhu/presse-und-marketing/aktuelles/pressemeldungen-der-hhu/news-detailansicht/die-idee-der-universitaet-in-unserer-zeit-analysen-und-konsequenzen> (eingesehen 20.2.2024)

90 So der Vortrag des Prorektors am 13.10.1999 zur ersten Immatrikulationsfeier der Universität Erfurt *Langewiesche*, Universitätsstudium im Wandel.

91 Rechenschaftsbericht des Rektors der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1996/97. Das folgende nach diesen jährlichen Rechenschaftsberichten, die in der Universitätshomepage eingesehen werden können. <https://uni-tuebingen.de/universitaet/aktuelles-und-publikationen/publikationen/jahresbericht/archiv-jahresbericht/>

»Welt draußen«, wie sie forscht, lehrt und bildet oder wie sie zu gesellschaftlichen Problemen steht, sondern sie ließ sich sagen, was man »draußen« von ihr erwarte. Das blieb so. In den nächsten Jahren hörte man in Tübingen dem Vorsitzenden des Wissenschaftsrates zu oder einer mit der Universität verbundenen Unternehmerin, die über die Rolle der Geisteswissenschaften in Gesellschaft und Wirtschaft sprach, oder dem früheren Intendanten des ZDF, der sich Gedanken machte »Was uns zusammenhält. Überlegungen im 20. Jahr der Deutschen Einheit«. Es wurden – wie früher überall – Preise vergeben, mit denen man Forschungen nun auch von Studierenden auszeichnete, Gottesdienste wurde angeboten, nun auch ökumenische. Vor allem aber wurde der universitäre Feiertag dezentralisiert in die einzelnen Fächer und Fakultäten verlegt. Dort führte man auch die Tradition der Fachreden fort, in denen sich die Universität – wie auch in der Präsentation von Graduiertenkollegs, in Antrittsvorlesungen und Podiumsdiskussionen, die auf diesen Tag gelegt wurden, oder mit den Preisverleihungen – als eine Forschungsstätte vorstellte, die ihre Absolventen befähigt, zum Abschluß des Studiums eine Forschungsarbeit vorzulegen. Wem der offizielle Festtag nicht behagte, konnte den ALDI (Alternative zum *Dies Universitatis*) besuchen, organisiert vom »Arbeitskreis Freie Bildung«.

Die Universität Tübingen stellte sich also öffentlich weiterhin als eine Forschungs- und Bildungsinstitution dar, die auch unter den neuen Bedingungen mit stärker verregelten Studiengängen und gestaffelten Abschlüssen das Prinzip des forschenden Lernens fortführt. Die Einheit von Forschung und Lehre, die Verbindung von Ausbildung und Bildung, einschließlich der Persönlichkeitsbildung gehören zu ihrem gegenwärtigen Leitbild. Damit fügt sie sich in das Selbstbild des deutschen Universitätsmodells ein, wie es im 19. Jahrhundert entstanden und dann immer wieder modifiziert worden ist. Die Kernidee ›forschen bildet‹ wurde jedoch überall aufgegeben – still, zum Thema gemacht wurde und wird es nicht, wenn sich die Hochschule als Einheit feiert und an die Öffentlichkeit wendet. Oder man grenzt sich von der Bildungsidee der »Humboldtschen Universität« ab – eine historisch entleerte Formel, mit der man eine Vergangenheit entsorgt, deren Vorstellung von Universität vergessen worden ist. Wenn ein Rektor oder eine Rektorin heute zum Amtsantritt über das »Umkehrproblem der Integrale« spräche, wie 1908 in Karlsruhe, würde sich das Auditorium wohl um die Zukunft dieser Universität sorgen und mutmaßen, die falsche Person sei an die Spitze der Hochschule berufen worden. Niemand würde eine solche Fachrede als Bildungserlebnis wahrnehmen, als Einblick in eine Forschung, die beansprucht, wissenschaftlich zu bilden. Die Kernidee des deutschen Universitätsmodell – Forschen bildet – wurde aufgegeben. Die Forschungsuniversität sieht sich zwar weiterhin als eine Bildungsinstitution, doch was »Bildung« ist, muß sie sich von »draußen« sagen lassen.

4. Staat – Nation – Internationalität

4.1. Deutsches Universitätsmodell – föderativnational

Das deutsche Universitätsmodell nach Humboldt zu benennen, stilisiert die Berliner Neugründung zum Ursprung und Taktgeber. Beides war sie nicht.¹ Die Hochschulen, in denen sich im Laufe des 19. Jahrhunderts das deutsche Universitätsmodell föderativ-dezentral entwickelte, haben stets einer Vielzahl von Staaten bzw. Kantonen angehört. Deshalb mußten die Strategien zu dessen Absicherung darauf angelegt sein, die Loyalität zum jeweiligen Staat und seinem Landesherren bzw. zum Kanton und dem kantonalen Volk in Einklang zu bringen mit dem Bekenntnis zur Nation, die diese territorialen Einheiten übergriff. Im deutschsprachigen Raum Mitteleuropas stand dafür die historisch gewachsene Idee der Föderativnation zur Verfügung. Sie war im vielstaatlichen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und in der vielkantonalen Eidgenossenschaft entstanden, hatte 1815 im Deutschen Bund und in der staatenbündischen Schweiz eine neue Grundlage gefunden und lebte auch in den föderativen Nationalstaaten der Schweiz und Deutschlands fort.² In der multinationalen Habsburgermonarchie war es komplizierter, doch in der hochschulpolitischen Reform der 1850er Jahre überlebte auch dort die Vorstellung einer kulturnationalen Einheit im deutschen Universitätsmodell.³ Wie sich dies in den Rektoratsreden zeigte und wie es sich veränderte, soll nun betrachtet werden.

In den Fachreden läßt sich diese Entwicklung nur begrenzt verfolgen. In ihnen betrachteten die Rektoren die Forschung in ihren Fächern. Deshalb stand

1 Paletschek (2001; 2002; 2010).

2 Als Überblick *Langewiesche/Schmidt* (Hg.), *Föderative Nation; Langewiesche*, Vom vielstaatlichen Reich zum föderativen Bundesstaat.

3 Zur Reform der österreichischen Universitäten grundlegend *Aichner/Mazohl* (Hg.), *Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen*. Darin vor allem der Beitrag von Mitchell G. Ash, der den eigenständigen österreichischen Reformweg betont. Österreichische Rektoren haben jedoch ihre Universitäten zum deutschen Modell gezählt. Vgl. etwa Eduard Richter: *Die Grenzen der Geographie*. Rede gehalten bei der Inauguration als Rector Magnificus der K. K. Karl-Franzens-Universität in Graz am 4. Nov. 1899, Graz 1899, 19; Robert von Zimmermann: *Über den Antheil Wiens an der deutschen Philosophie*. Inaugurations-Rede gehalten am 14. Oct. 1886, Wien 1886, 26; die österreichischen Reformen »nach dem Muster aller anderen deutschen Hochschulen«; ebenso Wilhelm von Hartel: *Über Aufgaben und Ziele der classischen Philologie*. Inaugurationsrede Wien 1890, 22f. Der Grazer Rektor Arnold Luschin von Ebengreuth (*Die Universitäten*. Graz 1904) beendete 1904 seine Rektoratsrede: »Es lebe die deutsche Universität!« Wie bedeutsam das deutsche Modell (nicht aber Berlin oder »Humboldt«) für die österreichische Reform war, betont auch Christof Aichner: *Die Universität Innsbruck in der Ära der Thun-Hohenstein'schen Reformen 1848–1860*. Aufbruch in eine neue Zeit, Köln-Weimar 2018, Kap. 2.3.

meist die Internationalität der Forschung im Mittelpunkt und wie Wissenschaftler aus dem eigenen Staat daran beteiligt waren. Politische Fragen traten in den Hintergrund und nicht selten beteuerten die Rektoren, wissenschaftliche und politische Entwicklungen verliefen unabhängig voneinander. Auf politische und gesellschaftliche Fragen kamen Rektoren zwar auch in ihren Fachreden zu sprechen, doch dies war die Kernaufgabe des zweiten Redetypus – die Gesellschaftsrede. Sie wird nun im Mittelpunkt stehen. In ihr redeten die Rektoren über Themen, für die sie fachlich nicht kompetent waren. Bedacht haben sie das nicht. Das läßt sich auch an Fachreden beobachten, wenn die Redner in fachfremde Gebiete ausgriffen, ohne zu erkennen, daß sie sich nun nicht mehr als Experten äußerten. Die Kapitel 2 und 3 bieten etliche Beispiele, und noch stärker das Kapitel 6 »Universität – männlich«. Wenn Rektoren vom Katheder sprachen, beanspruchten sie professorale Autorität, auch wenn sie ihr Wissenschaftsgebiet verließen und zum fachlich inkompetenten Laien wurden. Meist ohne es zu bemerken. Die Gesellschaftsrede ist durchweg Laien-Rede, vorgetragen im professoralen Expertengestus. Dies gilt auch für die meisten Reden, die davon handelten, wie Universität und Nation zueinander standen.

Ausgangspunkt für die nationalen Selbstbilder, die das deutsche Universitätsmodell durchzogen, war die europäische Umbruchsära um 1800. In ihr endete das alte Europa. In der kontinentaleuropäischen Staatenwelt, die damals in einer Kette von Kriegen entstand, mußten die Hochschulen ihren Ort erst finden. Es war für sie eine Zeit der Ungewißheit. Im deutschsprachigen Raum wurden 19 Universitäten geschlossen, nur 16 überlebten, neue entstanden in Berlin und dann in Breslau und Bonn. Auch die Verlegung der Landshuter Universität in die bayerischen Hauptstadt ähnelte einer Neugründung. Hochschulen zu gründen oder zu verlegen und vor allem zu reformieren gehörte zum Prozeß der Staatsbildung, der einsetzte, als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation unterging und die Staaten, die vergrößert überlebten, ihr Territorium vereinheitlichten. Es ging um Staatsbildung, nicht um Nationsbildung, wenn sie Reformen erzwangen. Zu ihnen gehörte auch der Umbau der Hochschulen. Er geschah in staatlicher Eigenverantwortung, zielte aber überall in die gleiche Richtung.

Das deutsche Universitätsmodell, das sich in dieser Weise über Jahrzehnte hinweg föderativ herausbildete, bot *einen* wissenschaftspolitischen Weg in die Zukunft, in Frankreich ging man einen anderen.⁴ Einen Masterplan für das deutsche Modell gab es nicht. Es ist im Laufe des 19. Jahrhunderts dezentral entstanden. Die Rektoren sprachen von der deutschen Universität, die sie von den Hochschulen in Frankreich und England scharf abgrenzten (dazu Kapitel 5). Keiner hat im 19. Jahrhundert jemals von einem Humboldtschen Modell oder von der Humboldtschen Universität gesprochen. Auch nicht in Berlin.⁵

Wenn die Rektoren zurück in die Geschichte schauten, um den Weg zur Forschungsuniversität zu verfolgen, markierte die Reformation einen frühen Um-

4 Gesamteuropäischer Überblick bei Rüegg (Hg.), Universität, III.

5 Paletschek (2001, 2002); Langewiesche (2010, 2011).

bruch, dessen Einschätzung vom konfessionellen Sehepunkt abhing. Darin unterschieden sich die Rektoren nicht von den Sichtweisen, die in der Gesellschaft vorherrschten. Protestanten würdigten die Reformation als Aufbruch zur Forschung mit der Universität Wittenberg als Innovationszentrum,⁶ in Leipzig lag der Rektoratswechsel auf dem Reformationstag, Luther wurde gelegentlich gar zum »grössten Universitätslehrer« der »Weltgeschichte« erhoben.⁷ Im katholischen Blick beendete hingegen die Glaubenspaltung einen erfolgreichen Weg, auf dem Wissenschaft und Glauben harmonisiert hätten. So wurde in Wien Albertus Magnus als »Zierde des deutschen Geistes und Volkes« gewürdigt. In dessen Leben erkannte der Rektor bereits die Freiheit der Forschung, verbunden mit dem Glauben an die göttliche Weltordnung.⁸ Halle und Göttingen anerkannten alle gemeinsam als diejenigen deutschen Universitäten, mit denen der Stillstand endete und die Forschungsuniversität des 19. Jahrhunderts sich ankündigte. Meist erhielt auch Jena einen Platz unter diesen innovativen Vorläufern.

Als der Historiker Franz Xaver Wegele (1823–1897) als Rektor 1863 über »Die Reformation in Würzburg«⁹ sprach, meinte er die »Umwälzung« der Universität Würzburg im Jahre 1803. Sie komme einer »Sekularisation« gleich, denn die Hochschule wurde »systematisch und vollständig ihres mittelalterlichen Charakters als einer kirchlichen Anstalt entkleidet« und zu einer »allgemeinen Staats-Bildungsanstalt« (13). Halle und vor allem Göttingen pries er als »leuchtendes Muster« (7), doch erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit den »welterschütternden Ereignissen, die auch unserem deutschen Vaterlande eine andere Gestalt gegeben haben«, gelang der »Neubau« der Universität Würzburg, mit dem sie, obwohl unter mehrfachen Herrschaftswechseln einiges wieder zurückgebaut wurde, dauerhaft in die »Reihe der modernen Hochschulen eingetreten« (4) und mit der »Gesamtmultur unserer Nation« (18) unlösbar verbunden worden sei.

Preußen und Berlin spielten in diesem Rückblick auf die Zeit seit der Auflösung des Fürstbistums Würzburg keine Rolle. Das Ende des Alten Reichs war ein europäisches Ereignis, der Zusammenbruch und die Neubildung vieler

6 Als Beispiele der Berliner Philosoph Adolf Trendelenburg (1844–1941): Die überkommene Aufgabe der Universität. Berlin 1897. Zit. n. Trendelenburg: Kleine Schriften. Erster Band. Leipzig 1871, 165–190; der evangelische Theologe August Johannes Dörner (1846–1920): Die Aufgabe der Universitäten. Rede zum 27. Januar gehalten in der Aula der Albertus-Universität zu Königsberg, Leipzig 1904, 2: nach »Wittenberger Muster«.

7 So der klassische Philologe Adolf Kirchhoff (1826–1908): Rede bei Antritt des Rectorats ... 15. October 1883, Berlin 1883, 4.

8 So der Pastoraltheologe Anselm Ricker (1824–1902): Ein Kranz schuldiger Verehrung von der Alma Mater der Wiener Hochschule dem Andenken Albert des Grossen gewidmet. Inaugurations-Rede gehalten am 15. October 1881, Wien 1881, Zitat 20. Weitere Beispiele bieten der Philosoph Robert von Zimmermann (1824–1898): Über den Antheil Wiens an der deutschen Philosophie, Inaugurations-Rede ..., Wien 1886; der Historiker Oswald Redlich (1858–1944): Die geschichtliche Stellung und Bedeutung der Universität Wien, Wien 1911.

9 Festrede zur Jahresfeier der Stiftung der Julius-Maximilians-Universität am 2. Januar 1863, Würzburg 1863.

Staaten führten zur Reorganisation von Universitäten, und sie fiel in die Kompetenz des jeweiligen Staates. Preußen wurde im Universitätsbereich nicht als eine treibende Kraft, Berlin nicht als Vorbild wahrgenommen, zumal der Neubau in Würzburg, und nicht nur dort, früher begonnen hatte. In Berlin konnte übernommen werden, was anderswo schon im Gange war.¹⁰ In der bayerischen Hauptstadt hingegen schuf erst die Verlegung der Universität 1826 aus Landshut die Voraussetzung für eine gründliche Modernisierung. Erst ab den 1840er Jahren sprachen Rektoren hier in ihren Antrittsreden über Forschung, vereinzelt zunächst noch, nach der Jahrhundertmitte nahm es zu. Ähnlich war es in anderen Staaten. Auch in Berlin. Hier hielt die Festrede zum Geburtstag des Königs lange Zeit meist der klassische Philologe August Boeckh (1785–1867), oft noch in lateinischer Sprache. Am Übergang zur Fachrede ins Deutsche läßt sich der Weg zur Forschungsuniversität erkennen, eine längere Entwicklung, die sich in allen deutschen Staaten vollzog, aber in unterschiedlichen Geschwindigkeiten. In Österreich löste sie erst die 1848er Revolution aus.

In allen Staaten sahen die Rektoren in den Universitäten Repräsentanten der Nation. Doch ein einheitliches Bild boten sie nicht. Vor allem in ihrer Vorstellung, wie das staatenbündische Deutschland verändert werden sollte, unterschieden sie sich. Konkret wurden sie allerdings meist nicht, wenn es um die Rivalität der beiden deutschen Großmächte Habsburg und Preußen ging. Für offene nationalpolitische Interventionen eignete sich die Rektoratsrede nicht, zumal stets der Staat, der sich von Einheitsvisionen gefährdet fühlen konnte, personell zugegen war. Als 1854 in Erlangen der Jurist Adolf von Scheurl¹¹ (1811–1893) über »die nationale Bedeutung der Deutschen Universitäten« sprach, betonte er die »große Mannigfaltigkeit der deutschen Volksstämme« (6) und beschrieb die Universitäten als einen Zentralort der Nationsbildung. In ihnen »lernen die Sprößlinge der verschiedensten Deutschen Stämme [...] sich gegenseitig lieben und werthschätzen« (7), sogar Protestanten und Katholiken, meinte er. Die Universitäten dienen »der inneren Einheit des Deutschen Volkes« (6), doch die Erlanger Universität, für die er als Prorektor sprach, eine »Gemeinschaft reinen, rastlosen, von wahrer Vaterlandsliebe beseelten Strebens«, wußte er »würdig der Huld, die ein königlicher Gönner der Wissenschaft, unser erhabener Rector magnificentissimus ihr fort und fort mit Wort und That bezeugt.« (8) Andere Rektoren kritisierten die Politik der Fürsten in der napoleonischen Ära und hielten die nationale Gesinnung der Universitäten dagegen, doch keiner stellte die Staaten und die Bindung der Hochschulen an sie in Frage. Einheit der Nation hieß für sie in aller Regel nicht Aufgehen der staatlichen Vielfalt im Nationalstaat.

10 Vgl. *Paletschek*, Eine deutsche Universität oder Provinz versus Metropole? 214–221; *Cobb*, The Forgotten Reforms. Non Prussian Universities. So hatte es bereits 1922 der Geograph Erich von Drygalski (1865–1949) in seiner Münchener Rektoratsrede gesehen: *Zeitfragen der Universität*, München 1922, 9.

11 Rede beim Antritt des Prorektorats der königlich bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1854 gehalten von Dr. Ch. G. Adolf von Scheurl, Erlangen 1854.

Erst als der deutsche Nationalstaat geschaffen war, richteten die Rektoren auf ihn ihre Erzählungen von der deutschen Nation aus. Zuvor hatten sie die Gestalt einer Föderativnation vor Augen, die nationale Einheit oder Einigkeit nicht mit staatlicher Einheit gleichsetzte. Auch in Berlin konnte die Festrede die Universitäten als »gemeinsames Gut und Kleinod des Gesamtvaterlandes« preisen, ohne die Vielstaatlichkeit in Frage zu stellen. Als August Boeckh dies 1849 in Berlin in seiner Festrede auf den König sagte,¹² hoffte er auf »Deutschlands Einigkeit« (48), die in den Revolutionsjahren die Gestalt eines föderativen Bundesstaates anstelle des früheren Staatenbundes anzunehmen schien. Erst seit 1871 überführten die Rektoren in ihren Reden überall das vertraute Bild der vielstaatlichen deutschen Nation in das neue Gehäuse des föderativen Nationalstaates. Er bewahrte die Institutionen der Einzelstaaten. Zu ihnen gehörten die Hochschulen. Mit Ausnahme der neuen Reichsuniversität Straßburg waren und blieben sie alle Landesuniversitäten, wurden von ihnen finanziert und verwaltet, die Rektoren feierten ihre Landesherrn, bekannten sich zur deutschen Nation und zur Internationale der Wissenschaft. Bekenntnis zur neuen nationalstaatlichen Einheit und zur ererbten föderativen Struktur der deutschen Hochschulorganisation harmonisierten. Dies gilt auch für die Kriegsphase der Reichseinigung, als die Einheitsbeteuerung Hochkonjunktur hatte.

1870/71 Nation im Krieg

Als der Historiker Wilhelm von Giesebrecht (1814–1889) im Dezember 1870 in München sein Rektorat mit der Rede »Ueber den Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwicklung«¹³ antrat, schlug er, wie überall, den hohen Kriegston »begeistete[r] Vaterlandsliebe« (4) an. Neben die Pflichten, die zur akademischen Freiheit gehören, stellte er »die Pflichten gegen die deutsche Nation« (6). Er pries »Staatskunst und Kriegführung«, die nur wenige Jahre nach dem »inneren Krieg« eine »staatliche Verbindung der deutschen Fürsten und der deutschen Stämme« anbahnen, doch als nicht weniger wirkmächtig hob er »das deutsche Nationalgefühl« hervor. Es habe sich »im Laufe der Zeit zu einer unbezwinglichen Macht entwickelt«. Vieles trug dazu bei, auch »unsere Universitäten«, denn »durch und durch vom deutschen Geiste erfüllt« repräsentieren sie »Gesamtdeutschland«. (6f.) Giesebrecht erklärte die deutschen Universitäten zu Mitsiegern an der Seite von Fürsten und Militär. Damit reihte er sich in eine bürgerliche Öffentlichkeit ein, die Respekt für ihren Anteil am Waffensieg gegen den »alten Erbfeind unserer Nation im Westen« (6) und für den Weg in den

12 In: August Boeckh's Gesammelte Kleine Schriften, Zweiter Band, Reden. Hg. v. Ferdinand Ascherson. Leipzig 1859, 34–49, 41.

13 Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität gehalten am 10. Dezember 1870, München 1870. Auch in: Giesebrecht: Deutsche Reden, Leipzig 1871, 119–150.

Nationalstaat einforderte.¹⁴ Daß er den innerdeutschen Krieg von 1866 nur beiläufig erwähnte, war charakteristisch für die Rektoratsreden. Dieser Krieg, der den Deutschen Bund beendete, paßte nicht in ihre Erzählung von der Einheit der deutschen Nation, die schon lange ihren Ort in den Universitäten gefunden habe, bevor die Fürsten den gemeinsamen Nationalstaat militärisch ermöglichten.

Die Nation entwarf der Münchner Historiker als tief verankert in der Geschichte des Alten Reichs, dessen lange Schwäche sie überlebte. Rückhalt fand sie jahrhundertlang kaum, auch nicht in den Universitäten. »Deutsch war an ihnen kaum mehr, als daß sie auf deutschem Boden unter dem Schutz von deutschen Fürsten bestanden. Ihre Lehrsprache war lateinisch; der Lehrstoff war von Paris, von Bologna und anderen italienischen Universitäten übernommen; alle Einrichtungen waren aus der Fremde entlehnt.« (8) Die »Reformation der Universitäten, wie sie Luther vorschwebte« (10), gelang nicht, wenngleich in Wittenberg sich früh gezeigt habe, »was eine deutsche Universität zu leisten vermag« (11). Halle und Göttingen, Leibniz und Kant – weitere Ankerpunkte für das »geistige Leben der Nation«, die jedoch nicht verhindern konnten, »daß der Verfall der Hochschulen mit dem Verfall der Nation gleichen Schritt« hielt (19). Er endete in Giesebrechts Geschichtserzählung mit der Gründung der Universität Berlin. Ihr war »der nationale Gedanke [...] gleichsam eingeboren« (21). Anders aber als in der Gründungsgeschichte, welche die Berliner Rektoren zu erzählen pflegten, ordnete der Münchener Rektor die Universitätsgründungen in Berlin und Bonn einer Reformphase zu, in welcher »der nationale Gedanke« alle Universitäten ergriffen und sie so umgestaltet habe, daß sie sich in ihrer Struktur »in allen wesentlichen Punkten« annäherten (21). So wichtig die Fürsten waren, Giesebrecht entwarf den »nationalen Gedanken« als einen handlungsmächtigen Akteur, nach dessen Idee die deutschen Universitäten grundlegend reformiert wurden. »Was die Universitäten im Anfange des sechszehnten Jahrhundert dem deutschen Volke zu werden versprach, das sind sie in Wahrheit erst jetzt ihm völlig geworden.« (22)

Gegen Ende seiner Rede verteidigte Giesebrecht die Universitäten als Repräsentanten der föderativen Nation, wenngleich ihm dieser Begriff noch nicht zur Verfügung stand. Er widersprach, wie etliche Rektoren damals, energisch allen Forderungen, »die Universitäten einer deutschen Centralbehörde zu unterstellen«, er verteidigte ihre Verbindung mit den einzelnen Fürstenhäusern und pries die Leistungskraft der kleineren Universitäten, von denen »mehr als einmal [...] ein mächtiger Anstoß für das ganze geistige Leben der Nation ausgegangen« sei (25). Die Gründung des deutschen Nationalstaats feierte er als eine föderative Tat, unter maßgeblicher Beteiligung Bayerns und dessen Königs, dem sich die Münchener Universität verpflichtet wußte. »Ganz Deutschland weiß, daß ohne die patriotische Begeisterung und Opferwilligkeit von Bayerns König und Bayerns Volk die ersehnte Einigung der Nation nicht zu erreichen war.« Und die »Universität in Bayerns Hauptstadt« dürfe sich rühmen, »daß sie in der großen

14 Dazu Frank Becker, *Bilder von Krieg und Nation*.

Zeit nationaler Wiedergeburt Geister geweckt, deren Wirken nicht Bayern allein, sondern dem ganzen Deutschland Gewinn gebracht.« (27)

Im folgenden Jahr, als die Reichsgründung vollzogen war, sprach in München der Theologe Ignaz von Döllinger über »Die Bedeutung der großen Zeitergebnisse für die deutschen Hochschulen«.¹⁵ Kurz zuvor als Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas exkommuniziert, sah er Deutschland einer zweifachen Kriegserklärung ausgesetzt: politisch aus Paris und geistig-wissenschaftlich aus Rom, den beiden »Metropole[n] des Romanentums« (20). Das Alte Reich schilderte er als zerrüttet, den Deutschen Bund als »keiner gedeihlichen Weiterentwicklung fähige [...] Maschine«, bis schließlich 1866 und 1870 das preußische Schwert den Weg wies (27). Doch so sehr Döllinger die nationalstaatliche Einheit feierte, er dachte sie in föderativnationaler Tradition. Deutschland nannte er ein »Volk von Völkern« unter einem gemeinsamen Kaiser, aber in einem Reich, »in welchem Könige und Völkerschaften frei und selbständig, in Unterordnung nur zu den gemeinsamen Zwecken der Landesverteidigung und der von allen gebilligten Ziele nationaler Wohlfahrt, sich bewegen.« Niemand dürfe »die Deutschen in einen einzigen nationalen Teig zusammenkneten«, die »durch Boden, Klima, Geschichte und ererbte Sitte bedingten Stammeseigenthümlichkeiten« müssen »fortbestehen«. (28)

Stamm war ein beliebtes Wort, mit dem die historische Tradition der Vielstaatlichkeit aufgerufen werden konnte, ohne der Einheit der Nation und nun dem gemeinsamen Nationalstaat zu widersprechen. Es stand im Gegensatz zu Zentralisierung und Zentralstaat. Und zugleich stiftete die Berufung auf die deutschen Stämme der föderativen Ordnung des neuen Nationalstaates geschichtliche Tiefe. Von den deutschen Stämmen zu sprechen, trug dazu bei, auch diejenigen mit dem Nationalstaat zu versöhnen, die ihn zuvor als einen Bruch mit der deutschen Geschichte abgelehnt hatten.

Döllinger erwartete eine innere Nationsbildung, wie man heute sagen würde. Er sprach vom »Verschmelzungsprozeß«, in dem »Härten und Schroffheiten des landschaftlichen Sondergeistes sich mildern und abschwächen.« (29) Ihm stand das britische Reich vor Augen, nicht aber eine »Centralisation« in der Art Frankreichs, »kein echter Deutscher« wolle sie, kein Paris, keine »alles Leben und Licht an sich ziehende Haupt- und Centralstadt« (29). Zentralisation mache gleich, aber unfrei. Die Trennung von Österreich nannte er »unabwendbar«. Letztlich werde es ein Vorteil für die Deutschen in Österreich sein, wenn sie sich durch »ein mächtiges, stammverwandtes und befreundetes Reich [...] gedeckt wissen.« (31)

Döllinger erwartete von dem neuen Nationalstaat einen wissenschaftlichen Aufschwung, er hoffte, die Theologien werden in der »politisch geeinten Nation« zur »Wissenschaft des Friedens« zwischen den Konfessionen (34). Als »Weltmacht« werde das neue Deutschland an einer Zivilisierungsmission mitwirken, die der Welt »christlichen Glauben und europäische Bildung« bringe (36). Diese

15 Zit. nach Döllinger: Akademische Vorträge, Bd. 3. München 1891. 11–38.

Mission sah er »unter der Herrschaft der Hauptvölker Europas und ihrer transatlantischen Zweige«, indem sich »alle Welttheile zu einem großen, fortwachsenden Völkersystem« zusammenschließen (35). Die nationalstaatliche Einheit werde, so des Theologen Zukunftsvision, den deutschen Machtstaat gleichrangig in den Kreis der Weltmächte einfügen, nach außen an der Europäisierung der Welt beteiligt, nach innen werde er das Erbe föderativer Vielfalt bewahren und fortentwickeln.

Wie 1870 Geschichtslinien gezogen werden konnten, die auf den preußisch geführten Nationalstaat zuliefen, ohne die Offenheit der früheren nationalpolitischen Ziele zu verschweigen, belegt die Rede des Erlanger Historikers Carl Hegel (1813–1901).¹⁶ Auch er erkannte in den »welterschütternden Ereignissen« »nicht bloß die blutige Errungenschaft unserer tapferen Heere, sondern nicht minder auch das natürliche Ergebniß der Ueberlegenheit unserer Bildung, Ordnung und sittlichen Zucht« (3). Alle Schulen wirkten daran mit, vorrangig die Hochschulen als »Centralstätten deutscher Bildung«, die »engherzigem Landespartikularismus« keinen Raum böten (4). Er erzählte die vertraute Geschichtslegende vom »Befreiungsjahr 1813«, in dem »das gesamte preußische Volk zu den Waffen« geeilt sei, doch der »Geist des deutschen Volkes« wurde »in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht« – vom Wiener Frieden 1815, also von den Fürsten (4). Sie bedrängten die Universitäten, doch diese bewahrten das »National- und Rechtsgefühl« (5), bis schließlich im »für Deutschland gesegneten Jahr 1870« die »Universitätsjugend« mit den »deutschen Heeren« ins Feld zog (5).

Der Erlanger Historiker ließ die deutsche Geschichte auf 1870 zulaufen, doch das »Ziel war lange Zeit ebenso unklar, wie ungewiß der Weg. Man stellte sich das alte römische Reich deutscher Nation in einer neuen Wiedergeburt vor, man hatte dabei das alte österreichische Kaiserthum als die immer noch mögliche Form seiner Einheit vor Augen«. Oder man ließ die »Gestalt der Einheit« offen, sei sie monarchisch oder republikanisch. (7) Die Paulskirche als »die versammelte deutsche Nation« (8) in der Revolution 1848 würdigte er, doch sie habe über der »eigenen kleinen Welt zu Frankfurt die größere draußen übersehen«. Die »Täuschungen der Idealpolitik« wichen erst in der »Schule der Realpolitik«. Sie lehre, »daß es schlechthin ein Ding der Unmöglichkeit sei, den deutschen Gesamtstaat aufzurichten mit zwei um die Oberherrschaft streitenden Großmächten und einer dritten Mittelmacht von unselbständigen Souveränitäten«, die nichts ändern wollten (8). Die »Gewalt der Thatsachen« habe Preußens »Rolle des Führers der deutschen Nation« besiegelt (9). Diese Sicht färbte seinen Rückblick in die Geschichte: die Capetinger mit ihrem »unschätzbaren Vorzug der erblichen Monarchie und hiemit der Staatseinheit vor dem deutschen Reich und seinem Kaiserthum«, das über den »maßlosen Zielen der Weltherrschaft den Beruf des deutschen Königthums aus den Augen verlor« und deshalb keinen

16 Die deutsche Sache und die deutschen Hochschulen. Rede beim Antritt des Antritts des Prorektors der Königlich Bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1870 gehalten, Erlangen 1870. Er war ein Sohn des berühmten Philosophen.

deutschen Staat erschaffen konnte (10). Frankreichs nationalstaatliche Einheit und Kraft bewunderte der Erlanger Rektor und verurteilte sie als aggressiv. Die Franzosen wurden zur Nation geformt, die Deutschen waren »Kosmopoliten aus Neigung und Gewohnheit« (12), »Grundzug und Erbfehler unseres Nationalcharakters« (13). In der Gegenwart setze er sich fort im Internationalismus der Sozialdemokraten und der Ultramontanen.

Der Einigungskrieg änderte alles, so der Historiker. »Die Deutschen fühlen, sagen und singen nicht mehr bloß als eine einige Nation, sie sind es in der That und werden in allen Welttheilen als solche geachtet.« (14) In seinem hohen Lied auf den im Krieg erschaffenen Nationalstaat ging der Stolz auf die nationalpolitischen Leistungen der Hochschulen gegen Ende seiner Rede unter. Aber doch nicht ganz. Die Studenten, die sittlich geläutert aus dem Krieg zurückkehren, werden »die Schäden unseres Universitätswesens« (15) heilen. Welche sagte er nicht. Die föderative Ordnung tauchte nur noch beiläufig auf. »Bayerns Ehre« werde im neuen nationalstaatlichen Reich anerkannt, es biete ihm »die sicherste Gewähr für die Zukunft« (9).

Hegels Amtsnachfolger, der evangelische Theologe Johann von Hofmann (1810–1877), hob 1871 in seiner Rede »Die Universitäten im neuen deutschen Reiche«¹⁷ die Bedeutung der Hochschulen auf dem Weg zum Nationalstaat noch stärker hervor, beglaubigt durch den (mehrfach von Rektoren zitierten) Franzosen Léon Gautier, der die Universitäten »Deutschlands Stärke und das Geheimniß seiner Triumphe« genannt habe (4). Sie werden ihrem »nationalen Beruf« künftig dienen, indem sie die Einheit fördern. Wie sie es schon getan hätten, als die Einheitsidee durch »dynastische Eigensucht« noch verpönt gewesen war (6). Doch jetzt, da »das Volk in seiner Gesamtheit an der Gestaltung seiner staatlichen Ordnungen und Einrichtungen betheiligt ist«, müsse es durch diejenigen, die ihre Bildung auf den Universitäten erhalten, in der »richtigen Bahn« gehalten werden (6). Gefahren für die neue »Einheitlichkeit« sah er von »socialer und kirchlicher Seite« (8), Sozialisten und römischer Kirche. Gegen sie wappne die universitäre Bildung, die den Eliten vermittelt wird.

In Rostock nutzte Rektor Hermann Aubert¹⁸ (1826–1892), ein Physiologe, den Einsatz der Universitäten für den »nationalen Gedanken« auch in »den traurigen Zeiten einer künstlichen Zersplitterung des deutschen Vaterlandes« (5), um die Existenz kleiner Universitäten zu verteidigen. Es sei spießbürgerlich, Ausbildungskosten zu berechnen, um die Universität als »Luxusartikel« (27) in einem kleinen Land hinzustellen. Was im Krieg erfolgreich war, sollten nun die Professoren gegen »die wohlverproviantirte Festung der Finanzen unsers Landes« richten: »bombardiren und Breschen schießen«, professoral selbstverständlich, also in Wort und Schrift (28).

17 Rede bei Antritt des Prorektorates [...] am 4. November 1871, Erlangen 1871.

18 Die Universität Rostock. Rede gehalten am 28. Februar 1871 am Geburtstage seiner Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Rostock 1871.

Die verbreitete Sorge, ob kleine Universitäten die verstärkte Konkurrenz im Nationalstaat überleben würden, teilte man in den neuen Bildungsstätten Aachens und Straßburgs nicht. 1870, auf der Eröffnungsfeier der »Königlichen Rheinisch-Westphälischen polytechnischen Schule zu Aachen«,¹⁹ wurde der Krieg nur kurz erwähnt, in seiner Festrede ging der Direktor nicht auf ihn ein. Er feierte die Technik als »eine Macht im Staate« (27) und pries die deutsche »Decentralisation der Wissenschaft«, die für wissenschaftliche Erfolge mehr leiste als es in einem »großen Centrum« möglich wäre (30). Auch auf der Gründungsfeier der Reichsuniversität Straßburg²⁰ 1872 traten die Redner zurückhaltend auf. Der Rektor feierte den Kaiser, den Reichskanzler und den Reichstag, aber auch den Bürgermeister und den Stadtrat Straßburgs. Für die Reichsuniversität wurde das »Wohllwollen der Schwesteruniversitäten« (13) erbeten. Die Festrede war eine Bildungsrede. Doch ungewöhnlich stark blickte sie auf das »Volk«. Die wissenschaftliche Bildung prägte auch die »Volksbildung« (20). Wissenschaft müsse zwar um ihrer selbst willen betrieben werden, doch sie durchdringe die Gesellschaft und reiße »die Stämme aus dem Particularismus, die Nationen aus der Trägheit und dem Hochmuth« (23). Es war keine Jubelrede gegen den besiegten Feind. Die »Rückkehr« Elsaß' und Lothringens wurde gepriesen, doch in erster Linie feierte sich das deutsche Universitätsmodell in Gestalt der neuen Reichsuniversität.

In der Schweiz blickte 1871 der Rektor der Universität Zürich nach Deutschland. Adolf Gusserow (1836–1906), ein deutscher Gynäkologe, habilitiert in Berlin, Professur in Utrecht, dann in Zürich, Straßburg und schließlich in Berlin, hielt seine Rektoratsrede über den schottischen Arzt Sir James Y. Simpson.²¹ Eine Fachrede. Doch zu Beginn gedachte er der kriegesischen »Einigung des deutschen Volkes«, ein Ereignis, das »für die Kulturentwicklung Europas und somit der Welt bestimmend für eine lange Zukunft sein wird« (1). Er glaube an die »Vervollkommenung unseres Geschlechts«, doch »traurige Wahrheit« sei, »Kriege sind im Leben der Völker unvermeidliche Ereignisse, so gut wie Conflicte im Leben des Einzeln.« (2) Den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland rechtfertigte er, indem er auf einen der »grossartigsten Kriege dieses Jahrhunderts« verwies, den nordamerikanischen zur »Befreiung der Sklaven« und auch auf den Sonderbundskriege, der den Schweizer Bundesstaat ermöglichte (3). Als Deutscher wisse er, welche Grenzen ihm in der Schweiz gezogen sind, doch angesichts von »Entscheidungskämpfen zwischen zwei Nationen« (5) müsse er sich dazu äußern, bevor er der Routine der Fachrede folge. In »gegenseitiger Achtung der

19 Der Bericht über die Eröffnungsfeier am 10.10.1870 ist abgedruckt in: Helmut Falter (Hg.): Entscheidung für Aachen. Jubiläumsreden gehalten an der Rheinisch Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, Aachen 1971, 25–39.

20 Die Gründungsfeier der Universität Straßburg am 1. Mai 1872, Vermehrter Separatdruck der Straßburger Zeitung mit dem von den Verfassern revidierten Texten der Reden, Straßburg 1872.

21 Rede gehalten zur Feier des Stiftungsfestes der Hochschule Zürich am 29. April 1871, Berlin 1871.

Nationalität« und »Liebe zur Wissenschaft« seien sie vereint, trotz allem, was Schweizer und Deutsche trenne (4).

In Preußens Hauptstadt, die nun zur Hauptstadt des Deutschen Reichs wurde, hielten drei Rektoren Reden über den Einigungskrieg. Zwei im ersten Kriegsjahr, eine im Rückblick, als 1875 eine Ehrentafel für die Kriegstoten der Universität enthüllt wurde.

Als erster sprach der Physiologe Emil du Bois-Reymond (1818–1896) am 3. August 1870. Seine Rede »Der deutsche Krieg«²², auch international beachtet, machte ihn weit über sein Fach hinaus berühmt. Er gehörte fortan zu einem Kreis von Naturwissenschaftlern, die im deutschen Bildungsbürgertum Gehör fanden, auch wenn sie sich zu Themen außerhalb ihrer Fachkompetenz äußerten. Das tat du Bois-Reymond ausgiebig. Seine Kriegsrede, für die er wohl mit dem bis dahin teuersten naturwissenschaftlichen Institut belohnt wurde,²³ spitzte die nationalmythologische Dauererzählung aller Berliner Rektoren von der Gründung ihrer Universität – geistiges Fundament Preußens und der deutschen Nation in der Zeit tiefster Demütigung – weiter zu. Er erhob sie zum »geistigen Leibregiment des Hauses Hohenzollern«, dem »Palaste des Königs gegenüber einquartiert« (418). In seiner mit Werturteilen vermengten Geschichtsteleologie lief alles, was auf der Tagesordnung der Geschichte stand, auf den deutsche Nationalstaat unter preußischer Führung zu.

Worin er sich von allen anderen Rektoratsreden dieser Kriegszeit unterschied, war die ungewöhnlich radikale Verurteilung des Kriegsgegners. Die Franzosen, so du Bois-Reymond, sind »kein zivilisiertes Volk« mehr, sie passen nicht in die »einmütige, verträgliche Völkerfamilie« der Gegenwart, deren Zivilisation des Friedens er, wie in seinen geschichtstheoretischen Abhandlungen, dem »durch die Wissenschaft eröffneten Wege bewußter Naturbeherrschung« zuschrieb (414). Er diagnostizierte den französischen Chauvinismus als »Beispiel einer pandemischen Form von Geisteskrankheit, deren Kontagium der korsische Würger den neueren Franzosen eingepfht hat« (413). Nach diesem Krankheitsbefund, durch medizinische Fachbegriffe wissenschaftlich vermeintlich beglaubigt, fühlte der Mediziner sich berechtigt, eine radikal-invasive Therapie zu empfehlen, die ahnen läßt, zu welchen Vernichtungsphantasien auch die moderne »naturwissenschaftliche Denkweise« fähig ist. Heute würde man darin wohl die Drohung mit einem Genozid sehen.

»Erweisen die Franzosen sich unheilbar, nun wohlan! dann wird früher oder später mit gebieterischem Ernste die Frage an sie treten, welche jenseits des Weltmeeres die angelsächsische Rasse den Rothäuten stellt: Wollt ihr den Kriegspfad verlassen und

22 Zit. nach Reden in: du Bois-Reymond, Erster Band, 393–420. Zu dieser Rede und Informationen zu ihrem Autor s. *Langewiesche*, Laien-Historiographie mit hohem Anspruch (daraus werden einige Formulierungen aufgenommen). Zur Resonanz dieser Rede im In- und Ausland *Finkelstein*, Emil du Bois-Reymond, 212 ff.; Lenoir, Politik im Tempel der Wissenschaft.

23 Lenoir, 47 f.

in Frieden mit uns die Scholle Europa bauen? Ausrotten kann Europa die Franzosen nicht, wie nötigenfalls Amerika die Rothäute. Aber es könnte kommen, daß sie fürchterlich geknebelt würden; es könnte kommen, daß wie aus gesitteter Gesellschaft gestoßene unverbesserliche Verbrecher und Raufbolde sie in Verzweiflung die Waffen gegeneinander kehrten, und daß in fortgesetztem blutigem Hader, durch Priester geknechtet, der gallo-römische Zweig der lateinischen Rasse dem römisch-iberischen in jahrhundertelange Erniedrigung folgte.« (416)

Als du Bois-Reymond diese Rede erneut veröffentlicht hat, verteidigte er in einer Anmerkung die »rücksichtslose Heftigkeit« seiner Sprache als Zeichen, »welchen Eindruck jener wahnsinnige Angriff damals auf Männer machte, die von der Zinne der Kultur und des Menschentums, völker- und zeitenumfassenden Blicks, die Welt betrachten.« (419 f.) Er verstand dies als Relativierung. In seiner anmaßenden Selbstcharakterisierung klingt der Monopolanspruch des Naturwissenschaftlers an, den er und andere vertraten. Wie sich Rektoren dagegen wehrten, wird im Bildungskapitel geschildert. Was ihn 1870 als Zeitgenosse erregt und seinen Blick von vermeintlich hoher Kultur-Zinne verdunkelt hatte, war ein politisches Ereignis jener Art, das er als naturwissenschaftlicher Geschichtstheoretiker einer naturwissenschaftlich unaufgeklärten Geschichtsschreibung überlassen wollte: »Staatenbildung und Kriegführung«, nichts, das in seiner Fortschrittsgeschichte als bedeutsam galt, ihn aber 1870 emotional überwältigte.

Auch sein Nachfolger im Amt des Rektors, der Jurist Carl Georg Bruns (1816–1880), feierte in seiner Antrittsrede »Deutschlands Sieg über Frankreich«²⁴ die Erfüllung des Gründungsmythos der Berliner Universität im Kriegserfolg. Paris, »das Herz von Frankreich« in deutscher Hand, Frankreichs Widerstand gebrochen, wie war dies möglich, fragte er. »Nun, meine Herren, der Schlüssel zu dem Räthsel, er liegt gewissermassen hier in diesem Saale, – in unserer Universität, in ihrer Gründung!« (4) »Wissenschaft und Geistesbildung« als Grundlage auch der »militärischen Macht«. 1866, der innerdeutsche Krieg, 1870 gegen Frankreich, beide Kriege fügte er in eine durchgehende Geschichtslinie. Österreich nannte er als Gegner nicht ausdrücklich, doch mit »Königgrätz« rief er dessen durch Krieg erzwungenes Ausscheiden aus Deutschland auf (5). Bruns verband 1813, 1866 und 1870 und zog daraus die Lehre, »Grosses in der Geschichte der Völker« lasse sich nur »mit Blut und Eisen« verwirklichen (6).

Frankreich führe einen unzivilisierten Krieg, eingeübt im kolonialen Kampf. Die französischen Offiziere hätten den »Krieg nur practisch in Afrika« gelernt,

24 Rede beim Antritt des Rectorats der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1870, Berlin 1870. Wie ein Gegenprogramm zu den beiden Kriegsreden liest sich die schon am 22.3.1870 gehaltene Rede über die königliche Tugend der Gastfreundschaft von Ernst Curtius: Festrede am Geburtstage Seiner Majestät des Königs im Namen der Friedrich-Wilhelms-Universität [...], Berlin 1870.

»die unsrigen, wissenschaftlich zu Hause auf der Karte und in den Büchern!« (5) Die »Civilisation habe auf dem Spiele« gestanden, als die Franzosen »Turkos« einsetzten. Dieses Greuelbild kannten Bruns' Hörer aus der Presse. Die unberechenbare »Wildheit der Afrikaner«, die Frankreich im Krieg gegen Deutschland losgelassen habe, stellte er gegen die edle Gesinnung in der deutschen Armee, »unter deren Generalen Gelehrte im vollsten Sinne des Wortes sind« (7f.)

Der Berliner Rektor zeichnete ein Bild der deutschen Nation an der Front, das sich im Rückblick wie Kriegskitsch liest, aber doch die emotionale Kraft des Krieges erkennen läßt. Krieg erzeugt Emotionen, und die Nation wird als eine emotionale Gemeinschaft erfahren, die für ein gerechtes Ziel kämpft. In Bruns Worten: »Da ist die Civilisation und ihr Sieg! und es ist auch nicht nur eine civilisirte Armee, die siegt, sondern die Civilisation selber ist es, die hier zur Herrschaft kommt.« Diese Zivilisation beruhe auf Bildung, erzeugt auf der Universität, von dort auf alle sozialen Kreise ausstrahlend. Eine nationale Bildungsgemeinschaft, in welcher »der Gelehrte und der Kaufmann neben dem Handwerker und dem Landmanne ohne Unterschied das nächtliche Bivouak theilt und die feindlichen Schanzen stürmt, in der der gemeine Soldat mit seinem Könige Reminiscenzen aus Horaz austauscht, und seine Siege im reinsten Sanscrit nach Hause schreibt.« (8) Ein solches Bild dürfte auch damals nur zu ertragen gewesen sein in der emotionalen Überwältigung durch einen Krieg, der alle bisherigen Hindernisse gegen einen deutschen Nationalstaat durchbrach.

Rektor Bruns feierte den deutschen Sieg als ein europäisches Friedensversprechen. Die allgemeine Wehrpflicht setze im Krieg »das ganze Leben der Nation« (10) aufs Spiel. Deshalb erschwere es die Volksarmee, Kriege zu führen. Bruns überwölbte den deutsch-französischen Krieg als Kampf konkurrierender Staats- und Gesellschaftsordnungen, dauerhaft entschieden auf dem Schlachtfeld, als der »napoleonische Imperialismus mit seinem »suffrage universel«« (13) dem deutschen Ordnungsmodell unterlag – ein starkes Bürgertum verbunden mit einer starken Monarchie. Mit Deutschland als neuem »Schwerpunkt von Europa« (16) beginne eine friedliche Geschichtsperiode. »Deutschlands Grösse« »ruht nicht bloß auf der Macht seiner Waffen und der Kraft seiner Soldaten! Der tiefere und bleibende Kern liegt in der Macht seines Geistes, seiner Bildung, seiner Wissenschaft.« (17)

Diese machtgestützte Friedensvision, mit der Bruns endete, teilten seine Rektorenkollegen. Alle stellten die deutschen Universitäten in ihrer nationalen Bedeutung neben die Fürsten und deren Armeen, beanspruchten ihren Anteil am Sieg im Krieg und erklärten sich zu Garanten einer großen Zukunft, die den Krieg durch den »grossen geistigen Kampfe der Völker« (17) ablösen werde. An keiner Universität wurde diese Botschaft so siegesgewiß und aggressiv vorgetragen wie in Berlin. In der Geschichte ihrer Universität sahen die Rektoren den Weg zum deutschen Nationalstaat verkörpert. Die Gedenkrede, die der Historiker Theodor Mommsens (1817–1903) 1875 auf die neununddreißig Kriegstoten der Berliner Universität hielt, rief dies in Erinnerung. Im Unterschied zu allen anderen Universitäten sei die Berliner »entsprungen dem Kampfe des Volkes auf

Leben und Tod und der Genialität der höchsten nationalen Gefahr«.²⁵ Diese Geschichtserzählung vom nationalen Erstgeburtsrecht der Berliner Universität, in der Rede von der Humboldtschen Universität bis heute präsent, soll nun genauer betrachtet werden, um sie dann durch andere Geschichtsbilder, die an anderen deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert erzählt wurden, zu ergänzen.

Geboren in höchster Not: die Berliner Erzählung

Die Berliner Gründungserzählung begann mit der Rede des ersten Rektors der neuen Universität.²⁶ Das königliche Gründungswort, »durch geistige Kräfte dem Staate zu ersetzen, was er an physischen verlohren« (4) – so überlieferte es Rektor Theodor Schmalz (1760–1831), und so oder leicht variiert wurde es immer wieder nachgesprochen – diente den Berliner Rektoren dazu, den nationalpolitischen Vorrang ihrer Universität zu begründen: »gegründet mit glänzendem Anfange als irgend eine ihrer Schwestern, um teutsche Wissenschaft und Kunst zu sammeln und zu bewahren in den Zerstörungen der Zeit« (4 f.). Auch diese Formulierung wurde in vielfältigen sprachlichen Variationen zum Stereotyp, das die Berliner Rektoren ihren Zeitgenossen einzuprägen suchten. Mit »Vaterland« meinte Schmalz, ein Jurist und Kameralist, meist Preußen (4 u. ö.), Treue zu ihm gelte mehr als »Weltbürgerschaft« (16), nur der Staat »gewähre Freiheit durch gerechte Fürsten« (20). Er ist »nicht Bildungs-Anstalt, sondern Schutz-Anstalt«. Doch wenn er schützt, und nur dann, können »Wissenschaft und Bildung« erblühen, was wiederum dem Staat nutze (23). Neben dem preußischen Vaterland kannte er auch ein vielstaatliches »teutsches«. Dessen Eigenheit sah er darin, daß seine Staaten Universitäten fördern, die einer »edleren Bildung« dienen (26), indem sie »Wissenschaft als solche« lehren (25) und deshalb für das alltägliche Leben schulen. Doch im Mittelpunkt dieser ersten Berliner Rektoratsrede stand das preußische Vaterland mit seinem König.

Nicht alle Berliner Rektoren sprachen von einem nationalpolitischen Vorrang ihrer Universität. Als 1822 der Historiker Friedrich von Raumer (1781–1873) die preußische Reformära würdigte, ließ auch er im »höchsten Unglücke Preußens« dessen »höchster Ruhm« beginnen (5), doch den Anteil seiner Universität daran hob er gegen Bonn und Breslau nicht hervor (12).²⁷ Ein deutsch-nationales oder

25 Rede zur Gedächtnisfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten am 3. August 1875 von Prof. Theodor Mommsen, d. Z. Rector der Universität, Berlin 1875, 3.

26 Rede als am Geburtsfeste des Königs 3. August 1811 die Königliche Universität zu Berlin sich zum ersten Male öffentlich versammelte gesprochen von Theodor Schmalz D. als Rector der Universität, Berlin 1811.

27 Die Rede ist abgedruckt in: Friedrich von Raumer: Vermischte Schriften. Erster Band, Leipzig 1852, 3–24. Das Zensurkollegium hatte die Rede so bearbeitet, daß er sie damals nicht veröffentlicht hat (Vf.). Auch später stieß er mit Reden auf königliches Mißfallen.

auch nur preußisch-nationales Erstgeburtsrecht Berlins forderte er nicht. Das war unüblich. Wie Berliner Rektoren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts preußisch-deutsche Geschichte meist erzählten und ihre Universität in sie einschrieben, zeigen die Reden, die Friedrich Adolf Trendelenburg (1802–1872), Professor für praktische Philosophie und Pädagogik, und dessen Doktorvater, der Altphilologe August Boeckh (1785–1867) gehalten haben.

Trendelenburg²⁸ begann 1846 seine Rede mit der napoleonischen »Zeit der Noth und der Erniedrigung« (3). Er sprach von Preußen, nannte es aber auch stellvertretend für »Deutschland«, ob er das preußische oder das deutsche Vaterland meinte, war nicht immer eindeutig. Nur dank Napoleons »Rücksicht« auf Russland habe Preußen nach der Niederlage bei Jena als Staat überlebt (3). »Österreich, in den vorangehenden Kriegen allein gelassen, ließ auch Preußen allein. Die kleineren deutschen Fürsten standen im Rheinbund zusammen«, abhängig von Frankreich (4). In des Rektors Erzählung hielt sich das »zusammengedrückte Preußen« allein gegen »halb Europa«; »auf sich gewiesen [...] erkannte es, daß es zuerst über sich selbst und seine eigenen Gebrechen siegen müsse. Der König war der persönliche Mittelpunkt der Wiedergeburt.« So »begannen Jahre des Heldenthums in Preußen und durch Preußen in Deutschland.« (5). Er erzählte von den preußischen Reformen, erneuerte die Legende, »das Volk« habe 1813 gegen Napoleon einmütig zu den Waffen gegriffen, vor allem aber feierte er die Gründung der Berliner Universität. König Friedrich Wilhelm III. stand im Zentrum dieser Erzählung, umgeben von denen, die Pläne entwarfen und Wilhelm von Humboldt, der ihnen Gestalt gegeben habe. »So schwebten bei der Gründung der Universität Berlin der preußischen Regierung wie den einsichtigen Männern des Volks deutsche Gedanken vor, und vaterländische Gesinnung verschmolz sich mit der wissenschaftlichen Idee.« (9)

Trendelenburg schilderte das Alte Reich als gänzlich morsch und Preußen als Retter. »Deutschland muß Preußen vertrauen, damit es in seiner Macht mitwurzele«. »Diese Ansicht trat damals ins deutsche Bewußtsein, und man befestigte sie in dem Tiefsten, was der deutsche Geist besitzt, in der deutschen Wissenschaft. Dazu wurde die Universität Berlin mitbestimmt.« (10) Ihre Stiftung pries der Rektor als eine Tat zur Rettung Preußens und Deutschlands. Sein Amtsnachfolger Boeckh fügte etwas hinzu, daß in vielen Berliner Rektoratsreden anklang, aber meist nicht scharf ausgeführt wurde, um das Bild der Universitäten als Repräsentanz der deutschen Nation nicht durch inneren Zwiespalt zu trüben: das wissenschaftliche Ethos der deutschen Universität sei im Protestantismus verwurzelt. In Boeckhs Worten: »Es ist, ich sage es im Vollgefühl der Wahrheit, nach vierzigjähriger Amtsführung, es ist eine unverilgbare Lebenskraft, ein unverwüthlicher Gesundheitskern in diesen protestantischen Universitäten

28 Gedächtnißrede gehalten am 3. August 1846 von F.A. Trendelenburg, d.Z. Rector der K. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin 1846.

Deutschlands, solange sie sich selber treu bleiben«.²⁹ Zwei Jahre später, 1849, nannte Boeckh die deutschen Universitäten »ein gemeinsames Gut und Kleinod des Gesamtvaterlandes« – »mit alleiniger Ausnahme der Oesterreichischen und früher auch der Bayrischen«.³⁰ Die konfessionellen Spaltungen lastete er den Fürstenhäusern an, nicht dem Volk. »Die Verschiedenheit der Bekenntnisse in Deutschland ist also eine Folge der dynastischen Trennung nicht ein Ergebnis verschiedener Volkscharaktere.« (45 f.) Er schloß: »ohne Einheit keine Macht!« Doch noch im Herbst 1849, als ein partieller deutscher Nationalstaat unter preußischer Führung weiterhin möglich schien, sprach Boeckh von »Deutschlands Einigkeit« (48). Einheit als Einigkeit, darin spiegelt sich die Suche nach einem Weg aus der Vielstaatlichkeit zu einem föderativen Staat, der die Einzelstaaten, ihre Institutionen und Traditionen schonen würde. Als Boeckh 1850 bedauernd zurückblickte auf das Scheitern aller Versuche, einen gemeinsamen deutschen Staat zu erschaffen, hob er erneut die protestantischen Universitäten hervor, »vorzüglich« sie hätten stets den »Geist der Freiheit« als ihr »Lebensprincip« verteidigt.³¹

Die kulturelle Ausgrenzung Österreichs aus der deutschen Nation schon vor der staatlichen Trennung 1867 geschah in den Berliner Rektoratsreden über die Konfession. Als der bereits erwähnte Philosoph Trendelenburg 1857 erneut Rektor war, sprach er über die Besonderheit der deutschen Universitäten. Er ließ sie mit der Reformation beginnen. In Wittenberg habe die Erneuerung der Universitäten eingesetzt, mit Melanchthon als Mittelpunkt. Berlin nahm die Impulse auf, die von Halle, Göttingen und Jena ausgegangen waren, und wendete sie als Hauptstadt-Universität ins Große. Die ältere Wiener Hochschule hingegen sei »in vorreformatorischen Zuständen zurückgeblieben«.³² Boeckh sagte es 1859 deutlicher: Nicht alle deutschen Universitäten sind protestantisch, doch sie »wurzeln [...] im Geiste des Protestantismus, und je mehr sie davon sich entfernen, desto weniger sind sie Deutsch, bis zu der äußersten Entfremdung von Deutschem Sinn in denen, die ehemals unter der Herrschaft der Jesuiten standen«.³³

29 Rektoratsrede zur Feier des Jahrestages Seiner Majestät des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms II. gehalten auf der Universität zu Berlin am 3. August 1847, in: August Boeckh's Reden gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Hgg. v. Ferdinand Ascherson, Leipzig 1859, 1–15, 15.

30 Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1849, ebd. 34–49, 41.

31 Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1850, ebd. 50–66, 55.

32 Die überkommene Aufgabe unserer Universität. Rede des derzeitigen Rektors am 3. Aug. 1857, in: Adolf Trendelenburg: Kleine Schriften. 1. Band, Leipzig 1871, 165–190, 171.

33 Festrede auf der Universität zu Berlin am 15. October 1859 gehalten von A. Boeckh, Berlin 1859, 10. Kaum anders formulierte es 1917 der evangelische Theologe Rudolf Kittel als Rektor in Leipzig: »Universität und Wissenschaft [...] im Grunde Töchter der Reformation und des Protestantismus«. Kittel: Luther und die Reformation, in: Leipziger Rektoratsreden, II, 1163–1184, 1171. Ebenso in seiner Hamburger Rektoratsrede der Anglist Emil Wolff: Über den Beruf der deutschen Universitäten in der Gegenwart, Hamburg 1923, 38.

Wenn ein Berliner Rektor in österreichischen Hochschulen positives sah, führte er es darauf zurück, daß in Österreich der Protestantismus nicht so gründlich ausgerottet worden sei wie in Spanien.³⁴ Nur selten gestand ein Berliner Rektor den österreichischen Universitäten Innovationskraft zu. So der Anatom Oskar Hertwig (1849–1922), der 1904 die Universitäten in Wien, Prag, Graz und Budapest als Vorreiter in der Einrichtung histologischer Professuren und Institute pries. »Frankreich, Russland und Italien sind ihm früher als Deutschland nachgefolgt.«³⁵

Nach der Gründung des kleindeutschen Nationalstaates dienten meist die Kampfbegriffe »ultramontan« und »Ultramontanismus« dazu, die protestantischen Charakter der deutschen Nation und ihrer Universitäten zu behaupten.³⁶ Doch in aller Regel vermieden es die Rektoren, konfessionelle Gegensätze stark zu machen. Selbst der Theologe Julius Kaftan (1848–1926) tat es nur verhalten, als er 1907 die Berliner Universität »unter dem neuen Zeichen« der Weltgeschichte, dem Protestantismus, einordnete. Das bezeuge bereits die Art ihrer Gründung. »Nicht auf Grund päpstlicher oder kaiserlicher Privilegien ist sie entstanden wie die alten Universitäten, auch die älteren deutscher Zunge. Der König von Preussen hat sie in seinen Landen und für sein Volk gegründet; d. h. sie hat weder politisch etwas mit der geistlichen Weltmonarchie des Mittelalters zu tun, noch gliedert sie sich dem geistigen Zusammenhang ein, der deren Korrelat bildet. Im Land und im Volk Friedrichs des Grossen und Kants liegen die Wurzeln ihrer Kraft.«³⁷

In den Berliner Rektoratsreden dominierte das preußisch-deutsche Bild vom geschichtsnotwendigen Weg zum deutschen Nationalstaat unter Ausschluß Österreichs mit dem preußischen König als deutschem Kaiser. Innerhalb dieses Geschichtsbildes wiesen die Berliner Rektoren der Gründung ihrer Universität eine zentrale Position zu. Das preußische Militär und die Gründung der Berliner Universität, »eine geistige Rüstkammer zur Seite der kriegerischen«, so der

34 So der protestantische Theologe Isaak August Dorner (1809–1884) in seiner Fachrede über Preußen als protestantischer Hort der Religionstoleranz: Festrede auf der Universität zu Berlin am 22. März 1864 als an dem Geburtsfest Seiner Majestät des Königs gehalten von J. A. Dorner, Berlin 1864, 6.

35 Oskar Hertwig: Ueber die Aufgaben anatomisch-biologischer Institute in Unterricht und Forschung. Rede bei Antritt des Rektorats ... 15. Oktober 1904, Berlin 1904, 6.

36 Vgl. etwa Otto Pfeleiderer: Das deutsche Nationalbewußtsein in Vergangenheit und Gegenwart. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 27. Januar 1895. In: Pfeleiderer: Reden und Aufsätze, München 1909, 68–94, 88.

37 Die Einheit des Erkennens. Rede gehalten zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1907, in: Julius Kaftan: Drei akademische Reden, Tübingen 1908, 48–71, 71. Dezent verankerte auch der Physiker Hermann Helmholtz die moderne deutsche Universität in der Reformation: Über die Akademische Freiheit der deutschen Universitäten. Rede beim Antritt des Rectorates an der Friedrich-Wilhelms-Universität am 15. October 1877, Berlin 1878, 30.

Rektor 1859.³⁸ In diesem Geschichtsbild wird die Gründung der Universität zu Berlin zu einem Grundpfeiler des deutschen Nationalstaates. Sie wird eingefügt in den deutschen Nationalmythos, der im Kampf gegen Napoleon den Nationalstaat von 1871 angelegt wähnt. »Die Gründung unserer Friedrich-Wilhelms-Universität inmitten des zertrümmerten Reichs war eine Deutsche That und eine der Stufen zum Kaiserthron«. So der klassische Archäologe Ernst Curtius (1814–1896) 1882.³⁹ Eine höhere nationalpolitische Legitimation konnte man in Deutschland seit 1871 nicht für sich beanspruchen. In der Heldengeschichte ihrer Universität, wie sie die Berliner Rektoren immer wieder aufs neue erzählten, wurde sie Jahr für Jahr aufgerufen.

Die Vorrangstellung, welche die Berliner Rektoren für ihre Universität beanspruchten, legitihierten sie nationalpolitisch, nicht durch eine höhere wissenschaftliche Leistungskraft in Forschung und Lehre und auch nicht wissenschaftspolitisch, indem sie Berlin als Ursprung eines deutschen Universitätsmodells bezeichnet hätten. Ihre nationalpolitische Strategie zur Begründung einer herausgehobenen Position der Berliner Universität spitzte Theodor Mommsen scharf zu, als er als Rektor 1875 der Gefallenen seiner Universität im deutsch-französischen Krieg von 1870 gedachte und ihn mit den antinapoleonischen Kriegen und der Berliner Universitätsgründung kurzschloß.

»Die Frage, welche Universität die erste Deutschlands sei, ist nicht besser berechtigt als die nach dem größten deutschen Gelehrten; wir wissen nichts davon und fragen nicht danach. Das aber wissen wir und das ist keine Frage, daß in der Großartigkeit der Begründung, in dem herrlichen Anfangsseggen keine Hochschule Deutschlands der unsrigen sich vergleichen kann. Die meisten deutschen Universitäten hat die verständige Überlegung oder die Gunst des Glückes, manche die Herrenlaune oder der Zufall ins Leben gerufen; unsere Anstalt ist entsprungen dem Kampfe des Volkes auf Leben und Tode und der Genialität der höchsten nationalen Gefahr.«⁴⁰

So begründete auch der Historiker Max Lenz 1910 in seiner Rede zur Jahrhundertfeier der Berliner Universität deren nationalpolitischen Vorrang.⁴¹ In ihrer Geschichte spiegeln sich alle »Kämpfe« der deutschen Nation auf dem Wege zur Einheit »unter der Krone Hohenzollern« (6). Karl Friedrich Beyme, Fichte, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt – »Welche deutsche Universität kann

38 August Boeckh [Über Preußens Stellung in dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands] Festrede gehalten auf der Universität zu Berlin am 15. October 1859, in: Boeckh: Gesammelte kleine Schriften. Band 3. Hg. v. Ferdinand Ascherson, Leipzig 1866, 19–32, 28.

39 Rede zur Gedächtnisfeier König Friedrich Wilhelms III in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität am 3. August 1882 gehalten von Ernst Curtius, z.Z. Rector der Universität, Berlin 1882, 12.

40 Mommsen, Reden und Aufsätze, 17–31, 17. Die Rede ist ursprünglich Berlin 1875 publiziert worden.

41 Max Lenz: Rede zur Jahrhundertfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten in der Neuen Aula der Universität am 12. Oktober 1910, Halle 1910.

sich noch solcher Väter rühmen! Und welche andere sah ihre Anfänge von solcher Glorie umflossen, wie sie uns die Blut- und Feuertaufe des heiligsten der Kriege gewährte, des Krieges für die Befreiung des Vaterlandes!» (7) Auch in anderen Staaten dachte man national und förderte die eigenen Universitäten. »Aber sie alle konnten den historisch gegebenen Vorrang Berlins und seiner Universität nicht wettmachen.« (10) Doch seit der Gründung des Nationalstaates trete die Berliner Universität »von ihrer bevorzugten Stellung zurück. Darf sie noch den ersten Platz beanspruchen, so doch nur als Erste unter Gleichen.« (11) Alle dienen nun gleichermaßen der Nation. »Keinerlei Schranken, es seien denn die der Konfession, verhindern noch den Zutritt zu den Fakultäten.« (11).

Wie auch immer Berliner Rektoren sich in ihren Geschichtserzählungen unterschieden, alle feierten die Gründung ihrer Universität als eine nationale Tat des preußischen Königs. Das tat 1876 auch der Orientalist und evangelische Theologe August Dillmann (1823–1894). Doch er hob sich von allen anderen ab, indem er die Berliner Gründung religionsgeschichtlich einordnete, und dies global und europäisch.⁴² Er hielt einen Fachvortrag zur Geschichte des Islams. Voller Hochachtung schilderte er dessen Aufstieg zur Weltmacht mit einem Reich von Spanien bis Indien, in »welchem vor der Gleichheit der Würde aller Gläubigen jeder Unterschied der Nationen und Stände verschwand und nur der eine Wille des Stifters und seines Nachfolgers über alle herrschte« (4). Ein Weltreich der Macht und des Glaubens, aber auch der Bildung. Es schien, »dass auch in geistiger Beziehung der Islâm seiner Ueberlegenheit über den älteren Nebenbuhler, das Christenthum, bezeugt habe.« (5) Dillmann würdigte die zivilisatorische Leistung des Islam ausführlich, um dann den Gründen für die »Erstarrung der islâmischen Völkerwelt« (15) nachzuspüren. Der Islam habe zwar auch seinen geistigen Frühling gehabt, aber nichts hervorgebracht, das sich mit dem »wissenschaftlichen Bibelstudium« (16) vergleichen lasse. »Historische Kritik, die Chemie der Geisteswissenschaften, die Kunst Wahrheit von Dichtung zu scheiden«, sei dem Islam fremd geblieben (16). Den Aufstieg Europas sah Dillmann im ausgehenden 18. Jahrhundert in der Aufklärung angelegt, als »ein gesteigertes wissenschaftliches Leben in den Völkern Europa's erwacht war« (16). Und in diese Zeit »fällt die Gründung unserer Universität« (16). Auch er schloß mit dem allvertrauten Satz, nach dem die Berliner Universität durch geistige Kräfte ersetzt habe, was Preußen an physischen verlor, doch dieses Zeugnis geistigen Erwachens verstand der Islam-Kenner als ein weltgeschichtliches. Die Berliner Universitätsgründung – kein lediglich nationales, sondern ein weltgeschichtliches Ereignis, als in der Aufklärungsära Europas Aufstieg zum überlegenen Wissenschaftskontinent begonnen habe.

42 August Dillmann: Der Verfall des Islâm. Rede zur Gedächtnisfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 3. August 1876, Berlin 1876.

Politische Provinz als geistiges Zentrum der Nation: die Jenaer Erzählung

In Jena wurde die Nationalgeschichte anders als in Berlin erzählt, doch auch hier diente sie dazu, die Position der eigenen Universität gegenüber den anderen hervorzuheben. Die Jenaer Prorektoren begründeten den herausragenden Status, den sie ihrer Hochschule bescheinigten, wissenschaftlich und nationalpolitisch. »Unsere Universität ist niemals von bloß lokaler Bedeutung gewesen«, beteuerte der Jurist Richard Loening (1848–1913), als er 1897 die alljährliche Prorektoratsrede hielt, »in den letzten drei Jahrhunderten [habe sich] kein wichtiger Fortschritt in dem geistigen Leben Deutschlands vollzogen, kein bedeutender Wendepunkt [ist] in der wissenschaftlichen Erkenntnis eingetreten [...], an dem nicht unsere Academia Salana in hervorragender Weise beteiligt, bei dem sie nicht zu den massgebenden Faktoren gehört hätte.«⁴³ Die Geschichte entwarf er als einen unaufhaltsamen Fortschrittsprozeß, mit der Universität als Motor. Sein Versuch, die Rolle Jenas in dieser Entwicklung zu bestimmen, fragte nach dem Ort des Kleinstaates in der deutschen Geschichte.⁴⁴ Er wie seine Jenaer Amtskollegen deuteten die Nationalgeschichte als eine Symbiose von deutscher Nation und Einzelstaat. Sie zeichneten das Bild einer föderativen Nation, in der Macht- und Kulturzentren nicht zusammenfallen müssen.

Die Machtprovinz als geistiges Weltzentrum und dessen kulturelle und politische Bedeutsamkeit für die deutsche Nation, dies war das Zentralmotiv der Jenaer Rektoratsreden über alle politische Zäsuren hinweg, sogar noch in der ersten genuin nationalsozialistischen Rektoratsrede von 1935, gehalten von dem Theologen Wolf Meyer-Erlach (1891–1982) über »Universität und Volk«.⁴⁵ Wie in der Fürstenzeit über Universität, Nation und Staat gesprochen wurde, verdeutlicht die Rede, die 1901 Heinrich Gelzer (1847–1906) als Prorektor zum Gedächtnis des verstorbenen Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach und deshalb auch Rektor der Universität Jena, gehalten hat.⁴⁶ Es war ein Kabinettsstück klassischer Rhetorik, deren Tradition der Philologe und Althistoriker zu Beginn aufrief. Gelzer kündete an, Carl Alexander zu charak-

43 Richard Loening, ord. Öff. Professor der Rechte, d. Z. Prorektor: Über ältere Rechts- und Kulturzustände an der Fürstlich Sächsischen Gesamt-Universität zu Jena. Rede gehalten bei der akademischen Preisverteilung am 19. Juni 1897 in der Kollegienkirche zu Jena. Jena 1897, 33. Zum Umfeld, in dem dieses Selbstdeutung entstanden ist: Ehrlich/Schmidt (Hg.), Ereignis Weimar-Jena.. In diesem Abschnitt nehme ich Passagen aus meinem Aufsatz zu den Jenaer Rektoratsreden auf: *Langewiesche* (2007).

44 Zur nationalpolitischen Rolle der thüringischen Kleinstaaten s. *Langewiesche* (2020), 59–72.

45 Universität und Volk. Rektoratsrede über den Neubau der Deutschen Universität. Von Wolf Meyer-Erlach, o.ö. Professor und Rektor der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jena 1935 (Jenaer Akademische Reden, 22).

46 DDr. Heinrich Gelzer, o. ö. Professor der klassischen Philologie und alten Geschichte, d. Zt. Prorektor: Rede welche bei der Gedächtnisfeier für den verewigten Grossherzog von Sachsen Carl Alexander Rector Magnificientissimus der Universität Jena [...] in der Universitätskirche am 19. Januar 1901 im Auftrage des Senats gehalten hat. Jena 1901.

terisieren als Staatsoberhaupt, als Landesbischof und als Rektor, doch er entwarf in diesem dreifachen Fürstenporträt ein stolzes Selbstbild des bürgerlichen Jahrhunderts. Der Großherzog erhielt eine herausgehobene Position, eingefügt jedoch in die Arbeitsteilung der modernen Gesellschaft: ein konstitutioneller Fürst, der sein Land dem deutschen Nationalstaat unterordnete, das Regieren seinen Ministern überließ und die Freiheit des Staatsbürgers bereits schützte, als dies die anderen deutschen Staaten, insbesondere Preußen, noch versagt hätten. »Weimar war, als einer der ersten deutschen Staaten, mit verfassungsmässiger Freiheit ausgerüstet.« (27) Auch als Landesbischof wird Carl Alexander als ein Freund der Moderne porträtiert: Synodalverfassung für die Weimarische Kirche und Förderer der protestantischen Mission, die dank der Jenaer Theologie »nur wissenschaftlich hochstehende Missionare« (20) entsendete. Als Rektor schließlich erscheint er als ein Garant wissenschaftlicher Freiheit, der gegen die kirchliche Reaktion »trotz mehrfacher Versuche von auswärts Jena als eine Stätte freier, voraussetzungsloser Wissenschaft geschirmt« (35) habe und die Ergebnisse der Forschung auch dann anerkannte, wenn sie der eigenen Meinung widersprachen. So als er in der Vorlesung des Theologen Paul Drews – der Landesherr und Rektor hat ab und zu Professoren aufgesucht und eine Vorlesung gehört – erfahren mußte, daß sein Ahnherr aus kirchenpolitischen Gründen Luther zwar geschützt, nicht aber mit dessen Lehre übereingestimmt habe. Der Fürst, zunächst ungläubig, beugte sich, so die Botschaft des Prorektors, der Empirie geschichtswissenschaftlicher Forschung. Sie entscheidet, was historisch wahr ist. Auch der Fürst hat es anzunehmen. Und in Jena, so der Redner, tut er es. Ähnlich hatte 1893 auch der Hygieniker August Gärtner (1848–1934) Jena und Thüringen abgegrenzt von der »Frömmerei am Berliner Hofe« und dem »Konfessionalismus in Bayern und Sachsen«. Theologie in Jena sei immer »Wissenschaft mit freiem Forschungsgebiet« geblieben.⁴⁷

Wissenschaft und Kultur waren es, so Gelzer 1901, die aus Thüringen mit seinen politischen Gebilden, »welche – wenigstens teilweise – nur uneigentlich den Namen Staat verdienen«, Bedeutsames werden ließen und diesem Raum staatlicher Ohnmacht »einen hohen Rang in der Weltgeschichte« sicherten (5). Im Zentrum des hochgestimmten Selbstbildes der Universität stand die Zeit, als sich hier der Weltgeist versammelte. Weimar – Höhepunkt der Kultur, Jena – Weltzentrum der Philosophie: »So sind zwei bescheidene und unscheinbare Städte eines Kleinstaates eigentliche Brennpunkte unserer modernen Gesittung geworden.« (8)

In welche historische Entwicklungslinie diese Kulturleistung eingeordnet wurde, variierte nach Fach und nach zeittypischem Standort des Redners. Doch

47 Dr. August Gärtner, o. ö. Professor der Hygiene, d. Z. Prorektor: Festrede gehalten in der Universitätskirche zu Jena zur Akademischen Preisvertheilung am 8. Juli 1893 dem Tage des Vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Carl Alexander. Jena 1893, 6, 8.

stets blieb es eine stolze Erfolgsgeschichte, in der die politische Provinz als geistiges Zentrum leuchtete. Dem Kirchenhistoriker Friedrich Nippold (1838–1918) geriet diese Erzählung 1903 zu einer nationalreligiösen Heilsgeschichte: »Ohne Mühlberg kein Jena.« »Ohne Jena kein Sedan.«⁴⁸ Die militärische Niederlage bei Mühlberg 1547, die Johann Friedrich um seine Kurwürde und Wittenberg brachte, führte zur Gründung der ernestinischen Universität – ein Prorektor verglich deshalb die Jenaer Gründung in »tiefster Not« mit der Berliner⁴⁹ –; die Niederlage bei Jena 1806, so die deutsche Nationalmythologie, bereitere den nationalen Triumph von Sedan 1870 vor: »eine Antinomie, die keiner Auflösung bedarf. Denn es ist die gleiche, welche in der Aufeinanderfolge von Charfreitag und Ostermorgen jenen Christusglauben begründete, der aus der alttestamentarischen Offenbarung die letzte Schlussfolgerung zog: »Musste nicht Christus Solches leiden, um zur Herrlichkeit einzugehen?« Und kein früheres Jahrhundert unserer Volksgeschichte hat diesen Christusglauben so sehr als unzerstörbare Grundfeste unseres Kulturlebens erprobt, als dasjenige, an dessen Schwelle die Niederlage von Jena steht, und dessen Höhepunkt die Erstehung des Deutschen Reiches gebildet hat, die dem Siege von Sedan wie mit Naturnotwendigkeit folgte.« (4) Von der Reformation als »nationalreligiöser Bewegung« über die Demütigung der deutschen Nation zu deren Auferstehung, in diese nationale Heilsgeschichte, die er zugleich als eine »vollbewusst christusgläubige Geschichtsbetrachtung« verstand, ordnete Nippold Jena als einen Ort ein, in dem »die schwersten Leidenszeiten« zu »Segenszeiten« werden (5).

Die Glanzzeit der Landes- und Universitätsgeschichte – das Ereignis Weimar-Jena – blieb über alle Umbrüche hinweg immer abrufbar in den Rektoratsreden. Abgerissen ist diese Tradition nie. Noch im 21. Jahrhundert besann sich die Universität auf diesen Höhepunkt ihrer Geschichte, wenn sie sich in Kontinuitäten einordnet.⁵⁰ In Zeiten des Zusammenbruchs beschwor die Universität stets jene Jahre, in denen kulturell-wissenschaftliche Weltgeltung und nationalpolitischer

48 Friedrich Nippold, o. ö. Professor der Kirchengeschichte: Der Kurfürst-Konfessor Johann Friedrich. Rede gehalten zu seinem Säkular-Jubiläum am 30. Juni 1903, nebst Universitätsbericht über das Jahr 1902/03 von Julius Pierstorff, o. ö. Professor der Staatswissenschaften, d. Z. Prorektor. Jena 1903, 4, 3. »Ohne Jena kein Sedan« hatte Bismarck bei seinem Besuch in Jena gesprochen. Dieser Ausspruch wurde in Jena oft wiederholt.

49 C[arl] F[riedrich] Bachmann: Ueber eine Schattenseite unserer Literatur, und über die Bestimmung der Universität, nach dem Statut der Universität Jena. Zwei Prorektorats-Reden, Darmstadt 1846, 50 (2. Rede). Bachmann (1785–1855) war Philosoph und Mineraloge.

50 Rubrik »Geschichte der Universität Jena« (<http://www.uni-jena.de/> Stand 8.11.2005). Die einzelnen Fakultäten bezogen sich 2005 jeweils auf ihre fachspezifischen Gründerheroen. Nur die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät verortete sich ausschließlich in der Gegenwart. In der Gegenwart (abgerufen 3.4.2024) fällt der historische Rückgriff nüchterner, aber weiterhin selbstbewußt aus: »Die europaweit einzigartige Kulturverdichtung in der Doppelstadt Jena-Weimar [um 1800] steht für einen Aufbruch in Kultur und Wissenschaft.«

Aufbruch in Jena bzw. Thüringen zusammenzufallen schienen. So auch alle Rektoratsreden zwischen 1918 und 1920.⁵¹

Hinzu traten in dem universitären Selbstbild die Heroen des naturwissenschaftlichen Zeitalters. Auch sie wurden immer wieder aufgerufen als Zeugen für die Universität als Quelle des Fortschritts. In Jena floß und fließt sie besonders heftig. Für diese Überzeugung stehen Ernst Haeckel und Ernst Abbe, in denen sich die Universität Jena ihrer herausragenden Bedeutung im Zeitalter der Naturwissenschaften versicherte. Beider Namen leuchteten in den (Pro)Rektoratsreden und in der Universitätschronik, mit denen diese Reden begannen oder endeten, als die naturwissenschaftlichen Fixsterne am Jenaer Universitätshimmel, in den die Rektoren gerne schauten, wenn sie das leistungsstarke Selbstbild ihrer Hochschule der Öffentlichkeit vor Augen stellten. Die kleineren Sterne, die um sie herum gruppiert wurden, wechselten mit dem Fach des Redners. Doch mit Sternen, daran ließen die Reden keinen Zweifel aufkommen, glänzte die eigene Hochschule in (fast) jedem Fach. Eine Universität also, die sich ihres Ortes in der weltweiten Wissenschaft, in der deutschen Nation und im eigenen Land gewiß war.

Nur einmal scheint in den Jenaer Rektoratsreden des Kaiserreiches geisteswissenschaftlicher Widerspruch auf zu der Vorstellung, das naturwissenschaftliche Zeitalter habe nun das philosophische abgelöst. Der Theologieprofessor Carl Siegfried (1830–1903) verlegte 1895 jedoch den Ursprungsort dieses Bildes naturwissenschaftlicher Vorherrschaft nach Berlin (dazu Kap. 2.3).⁵² Er kritisierte es feinsinnig, indem er den wissenschaftlichen Anspruch Virchows, den er namentlich nicht nannte, als unerlaubte Überschreitung der Aussagegrenzen von Wissenschaft ironisierte: 1893 »verkündigte« ein berühmter Lehrer der Berliner Universität der Welt, die vom ihm von Zeit zu Zeit Orakelsprüche entgegenzunehmen gewohnt ist, [...] dass im Jahre 1827 der Uebergang aus dem philosophischen Zeitalter in das naturwissenschaftliche stattgefunden habe«. Siegfried sprach dann über die »sittliche Weltordnung«, die »bekanntlich à la fin du siècle etwas mehr aus den Fugen geraten, als es sonst gewöhnlich der Fall ist.« Dazu beanspruchte er als Theologe Expertise, im Unterschied, so werden es die Hörer verstanden haben, zu den Naturwissenschaftlern.

Siegfried bot mit seiner Fachrede über den »Gegensatz zwischen Christenthum und Judenthum« (4) dem Publikum einen wissenschaftlich begründeten

51 1918 der Pädagoge Wilhelm Rein (ein Loblied auf die vielstaatliche Nation und die Bedeutung der Kleinstaaten); 1919 der Jurist Justus Wilhelm Hedemann (er griff auf Haeckel und Abbe zurück); 1920 der Mineraloge und Geologe Gottlob Link (er erinnerte an die Gründung der Universität Jena in der Zeit der Not, erwähnte Abbe und die Zeißstiftung, sorgte sich aber vornehmlich um den Bestand der deutschen Universität in ihrer überlieferten Eigenheit im neuen Staat und empörte sich über den »Schmachfrieden«).

52 Dr. Carl Siegfried, Professor der Theologie, d. Z. Prorektor: Festrede gehalten in der Universitätskirche zur Akademischen Preisvertheilung am 15. Juni 1895, Jena 1895, alle Zitate 3.

Widerspruch zum populären Antisemitismus.⁵³ Nicht durch Kritik an der öffentlichen Meinung der Gegenwart, das hätte im Widerspruch zum Selbstbild der Universität gestanden, unpolitisch zu sein, sondern durch einen Vortrag über die Entwicklung von Christentum und Judentum in ihren wechselseitigen spannungsreichen Beziehungen seit der Antike. Es ist nicht erlaubt, so schloß er seine Rede, den Talmud und daraus geschöpfte Werke wie den Schulchan Aruch, eine Sammlung religiöser Vorschriften aus dem 16. Jahrhundert, als die »Lebensregel aller jetzt lebenden Juden hinzustellen. Volksreligionen sind historische Bildungen, die man nicht mit einigen schnellen Angriffen über den Haufen rennen kann. Was in ihnen wirklichen Wahrheitsgehalt und ewigen Werth hat, erliegt überhaupt keinem Angriffe, denn es ist fest verankert in den Herzen der Menschen. Die schönste Blüte christlicher Lehre [...] ist die Liebe, die Alles trägt, glaubt und hofft. Sie wird uns hoffentlich auch über diese streiterfüllte Zeit hinwegtragen.« Daran mitzuwirken nannte er die Aufgabe der Universität, denn ihr Vorzug sei es immer gewesen und müsse es bleiben, »zu dem gemeinsamen Dienste der Wahrheit und Wissenschaft Männer der verschiedensten Anschauungen und Standpunkte zu vereinigen.« (30)

Die anderen Reden, die auf die Geschichte der Universität Jena oder einzelner Disziplinen zu sprechen kamen, ließen keinen Gegensatz zwischen Geistes- und Naturwissenschaften aufkommen. Sie fügten vielmehr den Aufstieg der Naturwissenschaften in ein Gesamtbild, das Jena als den Hauptort des philosophischen Zeitalters und zugleich als einen wichtigen Ort des anschließenden Zeitalters der Naturwissenschaften auswies. Es war »nicht Königsberg«, es waren »unser Jena und seine Philosophen, welche das Evangelium Immanuel Kant's über Deutschland ausbreiteten«, beteuerte Loening in seiner schon erwähnten Prorektoratsrede von 1897, und auch im »Jahrhundert der Naturwissenschaften« stünden wieder Jenaer Professoren an der Spitze: »wenn sich heute aus der fortgeschritteneren Naturerkenntnis eine neue Weltanschauung zu entwickeln beginnt, [muß] auch unser Jena zu den Geburtsstätten derselben gerechnet werden [...]. In gleicher Weise aber gehört es auch zu den Stätten, an welchen der deutsch-nationale Geist unseres Jahrhunderts, angeregt durch den begeisterten Historiker Heinrich Luden, zuerst seine mächtigen Schwingen entfaltet hat.« (33)

Philosophie – Naturwissenschaften – deutsche Nation: jedes Element dieser Trias galt als gleichrangig, und zu jedem beanspruchten die (Pro)Rektoratsreden für Jena und Thüringen eine Führungsrolle. Auch die Naturwissenschaftler fügten sich diesem Selbstbild ein. So setzte der Hygieniker Gärtner in seiner penibel aufzählenden Entwicklungsbilanz der Jenaer Universitätsfächer zwar die Naturwissenschaften im »Geistesleben der Völker, besonders sofern sie in das tägliche Leben übertragen sind«, an die »erste Stelle«, doch er schrieb der Philo-

53 Ihn verurteilte auch Emil du Bois-Reymond trotz seines aggressiven Nationalismus in seiner Rede: Die Humboldt-Denkmal vor der Berliner Universität. In der Aula der Berliner Universität am 3. August 1883 gehaltene Rektoratsrede, in: Reden von Emil Du Bois-Reymond. Erste Folge. Litteratur, Philosophie, Zeitgeschichte, Leipzig 1886, 480–517, 512 f.

sophie die Bereitschaft und Fähigkeit zu, die Ergebnisse der Naturwissenschaften aufzunehmen, vor allem die Entwicklungslehre Ernst Haeckels, »Schöpfer der Phylogenie und Begründer des biogenetischen Gesetzes«.⁵⁴

Die politische Provinz wurde zum geistigen Zentrum der deutschen Nation stilisiert und zu einem zentralen Ort ihrer Geschichte. »Ohne Jena kein Sedan.«⁵⁵ Dieses Bismarck-Wort, gesprochen bei einem Besuch in Jena, nahmen die Prorektoren als Beglaubigung der nationalpolitischen Bedeutung ihrer Stadt und ihrer Universität gerne immer wieder auf. Die Machtprovinz als geistiges und wissenschaftliches Weltzentrum und kulturell und auch politisch bedeutsam für die deutsche Nation, so lautete das Zentralmotiv der Jenaer Rektoratsreden nicht nur im 19. Jahrhundert.

Die fünffache Heimat der deutschen Universität – eine Münchener Erzählung

Auch in München erzählten die Rektoren selbstverständlich nicht die preußisch-deutsche Geschichtsmythologie zur Legitimierung des preußischen Wegs zum Nationalstaat, die ihre Berliner Amtskollegen Jahr für Jahr vom Katheder verkündigten, um ihrer Universität das nationalpolitische Erstgeburtsrecht zu sichern. Eine ungewöhnlich differenzierte Deutung des Zusammenspiels von Universität und Politik gab Wilhelm Heinrich Riehl, als er 1883 das Rektorat der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität antrat. »Die Heimat der Universität« überschrieb er seine Rede.⁵⁶ Riehl (1823–1897), prominenter Kulturhistoriker und einer der Vordenker des universitären Fachs Volkskunde, begrüßte die »Studirenden« aus »vielen Ländern und Orten [...], zum Theil aus weiter Ferne« als »Bürger dieser Universität«. »Sie sollen ein Heimatgefühl für unsere Universität bewahren, auch wenn Sie schon längst von ihr geschieden sind.« (3 f.) Wie läßt sich diese akademische Heimat topographisch verorten, fragte er. Er entwarf sie fünffach gestuft.

Erstens: München – keine städtische Universität, sondern eine staatliche, die den Namen von Landesherren trägt. Aber die Stadt prägt die Universität. Für das damalige Deutschland war das unübersehbar, denn der Rang einer Universität, so hat man an den Berufungen gezeigt,⁵⁷ hing in erster Linie von ihrer Größe ab. Berlin und Wien, München und Leipzig standen deshalb als Großstadtuniversitäten an der Spitze. Sie zogen die meisten Studenten an und sorgten über die

54 Gärtner (Anm. 47), 27, 26.

55 Nippold (Anm. 48).

56 Dr. Wilhelm Heinrich Riehl, Die Heimat der Universität. Rede an die Studirenden beim Antritt des Rektorates der Ludwig-Maximilians-Universität gehalten am 1. Dezember 1883, München 1883. Im folgenden greife ich auf meine Artikel »Die Rektoratsrede an den Universitäten im deutschen Sprachraum« (2016), »Humboldt als Leitbild?« (2011) zurück.

57 Baumgarten, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Mit anderem Zugang Ben-David, Scientific productivity and academic organization.

Hörgelder für die höchsten Einkünfte unter den Professoren. In deren Karrierewegen waren sie deshalb Endstationsuniversitäten; andere blieben Einstiegs- oder Aufstiegsuniversitäten. Die Großstadt bestimme »mehr, als man gewöhnlich glaubt, den Geist der Universität in ihren Mauern.« (5) Riehl verwies auf die Bedeutung der Wiener Studentenschaft in der Revolution 1848. Anderswo »undenkbar«, sagte er. Er hätte auch Berlin und Paris nennen können. Kleine Städte werden von ihrer Universität geprägt, in großen Städten ist es umgekehrt. In München behaupte sie »eine glückliche Mittelstellung« (5). Wäre sie in Landshut oder Ingolstadt geblieben, wäre sie nicht, was sie heute ist. Münchens Attraktivität fördere die Anziehungskraft der Universität.

Zweite Heimat: der Staat bzw. das Land, München als »bayerische Landesuniversität« (6). Die »Partikular-Geschichte der deutschen Territorien« spiegele sich »in der Geschichte ihrer Universitäten« (8). Alle deutschen Universitäten wurden, so Riehl, stärker von der politischen Entwicklung als von der wissenschaftlichen bestimmt. In diese Geschichtslinie ordnete er die Berliner und die Bonner Gründung ein. »Die entscheidenden Neugestaltungen in Geist und Form unserer Universitäten sind aus dem Wesen des modernen Staates hervorgewachsen« (9). Doch auch der Staat benötige die Universität. »Es ist in unserer Zeit nicht überflüssig daran zu erinnern, dass die Rangstufe der Staaten auch ein wenig mitbedingt ist durch die selbständige Pflege der Wissenschaft.« (10) Kein bedeutender Staat ohne Universität. »Staaten, welche nicht einmal eine eigene Universität besitzen, sind wirklich Kleinstaaten.« (10). Der Staat erschafft und finanziert die Universität; auf ihr gründet sein Rang.

Dritte Heimat: Deutschland. Den deutschen Nationalstaat stellte Riehl in die Nachfolge des Alten Reichs. In ihm sah er nicht, wie sein Bonner Kollege, »das alte trümmerhafte, staatenlose Deutschland«, dem Preußen, unterstützt durch die Gründung der drei Friedrich-Wilhelms-Universitäten in Berlin, Breslau und Bonn, eine neue Form gegeben habe.⁵⁸ Riehl hatte ein helleres Bild vom Reich. Deshalb konnte er alle Universitäten in Deutschland »Reichs-Universitäten« (17) nennen. Damit umschrieb er den Anspruch aller auf wissenschaftliche Gleichrangigkeit. »Man soll in diesen Dingen nicht uniformieren, nicht ein Normal-Statut für alle schaffen wollen. Das hiesse den Geist der ›deutschen Universität‹ antasten. Denn gerade aus dem individuellen Leben, welches die Einigung niemals ausschloss, erblühte die innerste Kraft unserer Hochschulen. Es gibt keine ›erste Universität‹ in Deutschland, keine Normal- und Zentral-Universität, keine Reichs-Haupt-Universität. Zu allen Zeiten haben wir wechselnd tonangebende, hervorragende Universitäten besessen, je nach dem Einflusse grosser Meister

58 Dr. phil et jur. Aloys Schulte, Geh. Reg-Rat und Professor an der Universität Bonn: Die Schlacht bei Leipzig. Mit einem Schlachtenplan. Rede, gehalten bei Übernahme des Rektorates der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn am 18. Oktober 1913, Bonn 1913, 21. *McClelland*, State, society, and university in Germany, hält die Gründung der Universität Bonn für die Borussifizierung des Rheinlandes für ebenso wichtig wie die Stationierung von Truppen (146). Er hielt allerdings das deutsche Universitätsmodell für das preußische, dessen Siegeszug mit der Reichsgründung vollendet worden sei (152).

und ihrer Schulen, aber niemals hat eine einzige schlechthin und in allen Fakultäten die übrigen beherrscht.« (18)

Auch Riehl betonte, der »nationale Beruf der deutschen Universitäten« habe die politische Einheit vorbereitet (15). Sie dürfe nun die Vielfalt der Hochschulen nicht beeinträchtigen. Denn in deren Konkurrenz sah Riehl einen wichtigen Grund für ihre Erfolge. »Wollte man die Universitäten des deutschen Reiches äusserlich zentralisieren, so würden sie in ihrem innersten Wesen auseinander fallen. Man schaffe eine privilegierte erste deutsche Universität, und die deutschen Universitäten werden aufhören, die ersten in Europa zu sein.« (19) Die historische Vielstaatlichkeit war in föderative Vielfalt innerhalb des Nationalstaates überführt worden und so sollte es bleiben.

Mit Reichsuniversität bezeichnete Riehl noch eine vierte Form von Heimat. Neben der Staatsnation kannte er, wie viele seiner Zeitgenossen, die deutsche Kulturnation. Staat und Nation decken sich nicht, doch erst im Staat erhalte die Nation ihre feste Gestalt. Aber die »Bande nationaler Blutsverwandtschaft« (20) werden durch staatliche Grenzen nicht zerschnitten. Im Verhältnis zu Österreich zeige sich, »dass die politische Trennung nationaler Bestandteile keine absolute sei« (20). In seinem kulturnationalen Blick endete die deutsche Universitätslandschaft nicht an den Grenzen des jungen deutschen Nationalstaates. »Die nördlichste deutsche Universität ist nicht Königsberg sondern Dorpat, die südlichste nicht Freiburg sondern Bern; die deutschen Hochschulen Österreichs, der Schweiz und Russlands liegen eben so gut in unserer nationalen akademischen Gesamtheimat wie Berlin oder München.« (20)

Das war kein imperialer Griff über die deutsche Staatsnation hinweg, sondern stand in der Tradition kulturnationalen Denkens, das nicht auf zentralisierte Staatlichkeit angelegt war und kein nationales Zentrum kannte. Auch darin erweist sich Riehls Münchner Rektoratsrede von 1883 als ein hochschulpolitisches Gegenprogramm zur preußisch-deutschen Ursprungserzählung, die in den Berliner Rektoratsreden der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine feste Gestalt annahm, akzeptiert allerdings nur in Berlin und anderen preußischen Universitäten. Wilhelm Heinrich Riehl stellte dem sein reichisch-föderatives Geschichtsmodell entgegen. Darin gab es keine deutsche Leit-Universität, weder politisch noch wissenschaftlich. Er pries wie seine Kollegen in den anderen nicht-preußischen Staaten die föderale Vielfalt. Sie wollte man auch im Nationalstaat bewahren. Bundesstaat sollte er bleiben.

Schließlich blickte Riehl noch über den Nationalstaat und den deutschen Kulturraum hinaus in die Internationalität der Wissenschaft und des universitären Austauschs als fünfte Heimat, »zu Hause in der wissenschaftlichen Welt« (22). Er erläuterte dies an der Feier zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Leiden, an der er 1875 als Repräsentant seiner Hochschule teilnehmen durfte. Ein internationales Treffen, berichtete er begeistert, »eine völkerverbindende Gesellschaft«, die sich lateinisch verständigte, wenngleich Latein auch unter den Gelehrten keine allen geläufige Weltsprache mehr war. Nun gebe es »mehrere Sprachen der gebildeten Welt« gleichberechtigt nebeneinander (24).

»Wir standen ja zusammen, Nation neben Nation und verkehrten miteinander in Frieden und Eintracht; war doch die wissenschaftliche Heimat uns allen gemeinsam!« (22)

Riehl endete mit einem Vergleich, in dem er die deutschen Universitäten allen anderen überlegen sah. Sie hätten die alte Universität am besten in die Gegenwart geführt. Darin liege ihre internationale Anziehungskraft, nirgendwo sei die Zahl ausländischer Studenten so hoch wie an den deutschen Universitäten, die bereits im »partikularistischen Deutschland doch weit universaler angelegt« gewesen seien als in den Nachbarstaaten (25). Auch darin zeige sich, »die Heimat der Universität ist die ganze wissenschaftliche Welt.« (26)

4.2. Staatsformen, Freiheits- und Nationsvorstellungen

Solange es Monarchien gab, ließen die Rektoren keinen Zweifel an der Loyalität ihrer Universität zu ihrem Landesherrn und zur Institution Monarchie aufkommen. In aller Regel waren die deutschen Universitäten Gründungen der regierenden Dynastie. Ihrer wurde in den Rektoratsreden gedacht, zum Teil fiel die Rektoratsübergabe mit der Stiftungsfeier zusammen. Diese Nähe zum Fürsten stattete die Universität mit Legitimität aus. Deshalb erinnerten die Rektoren immer aufs neue an diese Nähe. So nannte man in Berlin die eigene Universität ein »Ehrendenkmal der Hohenzollern«, ⁵⁹ in Bonn rühmte sich die Universität als Staatsbildner, denn sie sei »das wirksamste Mittel die neugewonnenen Landestheile mit den alten zu einem festen Ganzen zu vereinigen«, ⁶⁰ in Dorpat priesen die Rektoren die Stiftung ihrer Universität durch den Zaren Alexander I. und die zarische Fürsorge für sie, ⁶¹ in Würzburg fühlte man sich von den Wittelsbachern so ausgestattet, daß man »den Vergleich mit keiner anderen Hochschule zu scheuen braucht«, ⁶² der Rektor der Königlich Sächsischen Technischen Hoch-

59 Ernst Curtius 1882, 16.

60 Otto Jahn: Die Universität und die Wissenschaft. Rede am 3. August 1862 im Namen der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn 1862, 4.

61 S. etwa: Festrede zur Jahresfeier der Universität Dorpat am 12. December 1871 nebst Mittheilungen über die Preisaufgaben sowie dem Universitäts-Jahresbericht für das Jahr 1871. Hg. Von der Kaiserlichen Universität Dorpat, Dorpat 1871 (Leo Mayer, ord. Professor der deutschen und vergleichenden Sprachkunde); Festreden zur Feier des hundertjährigen Geburtsfestes Seiner Hochseligen Majestät Alexander I. am Stiftungstage der Universität Dorpat am 12. December 1877 von Alexander Brückner, ordentl. Professor der Geschichte Russlands [über Alexander I, sein Leben und die Gründung der Universität Dorpat] oder Carl Weihrach, ordentl. Professor der physikalischen Geographie und Meteorologie [Zwecke und Aufgaben der Meteorologie], Dorpat 1878.

62 Der Physiker Wilhelm Wien: Die neuere Entwicklung unserer Universitäten und ihre Stellung im deutschen Geistesleben. Rede für den Festakt in der neuen Universität am 29. Juni 1914 zur Feier der hundertjährigen Zugehörigkeit Würzburgs zu Bayern, Würzburg 1915, 3.

schule zu Dresden dankte nach einem stolzen Erfolgsbericht über die zivilisatorischen Leistungen seines Fachs, der Chemie, für die »königliche Huld« und Förderung,⁶³ und sogar in Rostock, im 19. Jahrhundert »Schlußlicht aller Universitäten« hinsichtlich der Attraktivität für Professoren und Studenten,⁶⁴ würdigte der Rektor den Landesherrn als »Urbild eines echten deutschen Fürsten«,⁶⁵ der seine Universität nach Kräften fördert.

Die Rektoren stellten ihre Universität unter den Schutz ihres Fürsten, der in etlichen Staaten formell der Rektor war, doch es war eine selbstbewußte Nähe, die man zelebrierte. An die vormärzliche Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der obrigkeitlichen Eingriffe erinnerte man ungern, und wenn als eine Übergangsphase. Ihre Rückkehr fürchtete niemand. Der Rostocker Rektor pries 1871 den Regierungsbevollmächtigten, der 1819 aufgrund eines Bundesbeschlusses eingesetzt worden war, als einen energischen Reformen, der die Universität Rostock gemäß dem Willen des Landesherrn und zur Freude der Professoren in die Gegenwart geführt habe.⁶⁶

Das Vertrauen auf den Staat und den Landesherrn durchzieht die Rektoratsreden im 19. Jahrhundert. Es wurde in Europa zu einem Jahrhundert der Monarchie, die eine erstaunliche institutionelle Überlebens- und Anpassungsfähigkeit bewies. Zu den Grundvoraussetzungen dieser Erfolgsgeschichte gehört die Nationalisierung der Monarchie. Die Nähe zwischen ihr und den Universitäten trug erheblich dazu bei. Da die Rektoren die Hochschulen als Repräsentanten der Nation inszenierten, konnten sich die Landesfürsten in den Nationalisierungsprozeß einfügen, auch wenn sie ihre Souveränität gegen das Homogenisierungsvehikel Nation lange zu verteidigten suchten. Zudem gewannen die Landesfürsten an der Seite der Hochschulen Ansehen als Förderer des wissenschaftlichen Fortschritts, obwohl sie alle, wenngleich unterschiedlich intensiv, den gesellschaftlichen Willen zur Machtteilhabe bremsen,

Es gab zwar den untertänigen Panegyrikus,⁶⁷ doch üblich war der selbstbewußte Anspruch, die Universität ist der zentrale Wissenschaftsort und deshalb beruht auf ihrem Erfolg die Macht des Staates und dessen Zukunftsfähigkeit. Dies zu vermitteln, war vorrangig die Aufgabe der Fachrede, insbesondere die naturwissenschaftliche. Sie entwarf eine Wissensgesellschaft, als man dieses

63 Bericht über die Königl. Sächs. Technische Hochschule auf das Jahr 1890/91, Dresden 1891, 25.

64 Baumgarten, 257f.

65 F[rantz] Bernhöft: Das neunzehnte Jahrhundert als Vorläufer einer neuen Bildungsstufe. Rede gehalten zur Universitäts-Feier am 28. Februar 1900. Rostock 1900, 3. Bernhöft (1852–1933) war Jurist.

66 Aubert 1871 (Anm. 18).

67 Als Beispiel die Rede eines Theologen über die Beziehungen Friedrichs des Großen zur Stiftung der Universität Berlin. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III in der Aula der Universität am 3. August 1886 gehalten von dem zeitigen Rektor Paul Kleinert. Berlin 1886.

Wort noch nicht kannte, mit der Universität als Fundament. Rektoren ließen sich mit Titeln, Orden und Adelsprädikaten schmücken und traten doch als Repräsentanten einer Institution auf, die sie als machtvoll und unentbehrlich für das materielle und kulturelle Wohl des Staates, der Nation und der Menschheit schilderten.

»Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirme der Hohenzollern« nannte 1881 August Wilhelm Hofmann (1818–1892) seine Berliner Rektoratsrede, doch die Akteure des Fortschritts waren seine Fachkollegen, die Chemiker. Die Zuckerindustrie, eine Frucht ihrer Forschung, sei »ganz eigentlich dem Schoosse der Wissenschaft entsprossen«.⁶⁸ Die Universitäten als »eines der wichtigsten organischen Elemente der civilisirten Staaten«, wie es ein Mediziner 1855 formuliert hatte⁶⁹ – diese Überzeugung haben die Rektoren ihrem Auditorium immer wieder vermittelt. So auch 1890 der Rektor in Dresden. Er feierte den Geburtstag des Landesherrn, indem er sein Fach Chemie als Retter der Menschheit würdigte. Es habe »für ungezählte Millionen und Milliarden von Menschen mehr Platz auf unserer Erde geschaffen«.⁷⁰ Da die deutschen Universitäten dank ihrer spezifischen Form die »Centralstätten deutscher Bildung« sind, so der Erlanger Rektor 1870, sind auch die militärischen »Großthaten unserer Nation« keineswegs nur ein Erfolg der Heere, sondern »nicht minder auch das natürliche Ergebniß der Ueberlegenheit unserer Bildung, Ordnung und sittlichen Zustände.«⁷¹ In den neuen Hochschulgebäuden, die in Deutschland gebaut wurden, »prachtvolle Paläste, herrliche Tempel«, so der Chemiker Hofmann 1881⁷², sah man den Rang der Universität im Staat verkörpert. Wenige Jahre danach, als die beiden Humboldt-Denkmäler in Berlin aufgestellt wurden, hob Emil du Bois-Reymond die Lage des Universitätsgebäudes, eines »Palastes der Wissenschaft«, gegenüber den »Palästen des Herrscherhauses« hervor. Beide zusammen, nun ergänzt um die Humboldt-Denkmäler, seien längst zu einem »Wahrzeichen der Hohenzollern-Hauptstadt« geworden.⁷³ Max Lenz urteilte 1911 in seiner Berliner Rektoratsrede über »Freiheit und Macht im Lichte der Entwicklung unserer Universität« (Berlin 1911) noch entschiedener. Er schloß

68 Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 3. August 1881 in der Aula der Universität gehalten von dem zeitigen Rector August Wilhelm Hofmann, Berlin 1881, 5.

69 [Über die naturwissenschaftliche »Zeit des Experimentes«] Antrittsrede bei der Übernahme des Rectorats der Universität zu Berlin am 15. October 1855 in der Aula der Universität gehalten von Dr. C. G. Ehrenberg, Professor der Medizin, Berlin 1856.

70 Walter Hempel: Über den Einfluss der chemischen Technik auf Leben und Sitte, in: Bericht (Anm. 63), 16.

71 Hegel 1870 (Anm. 16), 3f.

72 Rede (Anm. 68), 55.

73 Emil du Bois-Reymond: Die Humboldt-Denkmäler (Anm. 53), 514. Die Rede war zuvor zweimal im Jahr 1883 publiziert worden. Die Veröffentlichung in Deutsche Rundschau XXXVII 1883, 71 ff., erreichte ein größeres Bildungspublikum.

mit den Worten: »wenn irgend etwas als das Ergebnis dieses Jahrhunderts der Erkenntnis offenbar geworden ist, so ist es die Macht des Wissens.« (22)

Wie fein ziseliert das Verhältnis zwischen Landesherrn und Hochschule dargestellt werden konnte, führte der klassische Philologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931) in seiner Berliner Rede zum Jahrhundertwechsel 1900 vor.⁷⁴ Das neunzehnte begann bei ihm mit der französischen Revolution und endete mit dem ersten Kaiser des deutschen Nationalstaates, dem »Vater des Vaterlandes« (8f). Doch Curtius ließ seinen »Rückblick auf den Erfolg des Jahrhunderts in dem Preise der Wissenschaft gipfeln.« (19) Die Gebildeten haben das neue Reich vorausgedacht, doch es bedurfte der militärischen Tat. So kamen in dieser Rede alle zu ihrem Recht. Die Harmonie wurde durch keinen Anspruch auf Vorrang gestört. Sieht man vom protestantischen Prioritätsanspruch ab, der heute verhüllt klingen mag, für Zeitgenossen aber leicht zu entschlüsseln war, denn »Vater des deutschen Vaterlandes« pflegten Katholiken damals Bonifatius zu nennen. Er führte ihre nationale Heldengalerie an, deutlich unterschieden von der protestantischen.⁷⁵ Universität und Fürst begegneten sich bei Curtius auf gleicher Höhe. Diesen Eindruck vermittelten die Rektoren wissenschaftspolitisch und auch symbolpolitisch.

In der monarchischen Ära zeigten sie überwiegend eine Vorstellung von Freiheit, die auf die Universität in Forschung und Lehre gemünzt war. Wissenschaftsfreiheit war *das* Dauerthema der Rektoren.⁷⁶ Es gehörte zum Kern des deutschen Gesellschaftsmodells, mit dem man sich dem Ausland, insbesondere Frankreich, überlegen fühlte. Dies wird im Kapitel 5 »Wettbewerb und Gleichheit« näher ausgeführt. Hier sei nur angemerkt, daß die Rektoren monarchischer Staaten den wissenschaftlichen Erfolg ihrer Universitäten meist als Beleg für die Überlegenheit der Monarchie werteten. Welche Formen von Monarchie sie vor Augen hatten, darin unterschieden sie sich jedoch erheblich. Die üblichen Ergebnheits- und Dankbarkeitsformeln in den offiziellen Rektoratsreden konnten die große Spannweite in den Einstellungen zum monarchischen Staat nicht verhüllen. Um sie anzudeuten, vier Beispiele aus Rostock, Wien, Berlin und Heidelberg.

Der Staat als »göttliche Stiftung und Ordnung über den Menschen« – für diesen Extrempol steht die Rede »Der christliche Staat und seine Aufgaben in der Gegenwart«, die der evangelische Theologe Otto Krabbe (1805–1873) 1866 gehalten hat, als er erneut das Rektorat in Rostock übernahm.⁷⁷ Er verwarf alle Lehren, die »den Willen des Menschen zur Basis des Rechts und des Staatswesens« (5)

74 Neujahr 1900. Rede zur Feier des Jahrhundertwechsels gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 13. Januar 1900, Berlin 1900 (keine Rektoratsrede).

75 *Laube*, Konfessionelle Brüche in der nationalen Heldengalerie.

76 Dazu die Kapitel 2 und 3. S. auch *Langewiesche*, Freiheit im deutschen Universitätsmodell.

77 Rede am Geburtstage Seiner Königlichen Hoheit des Allerdurchlauchtigsten Großherzogs und Herrn Friedrich Franz am 28. Februar 1866 im Fürsten-Saale zu Rostock, Rostock 1866.

erklärten. Nur der christliche Staat garantiere, »daß die Obrigkeit von Gott ist, daß die Staatsgewalt nicht ihre Quelle im Volke hat.« (13) Er anerkannte, daß in der »bürgerlichen Gesellschaft der Gegenwart [...] das Capital eine Uebermacht bildet« (18) und befürwortete Reformen, etwa die Einrichtung von Genossenschaften, aber Reformen stets unter staatlicher Leitung. Er forderte die »christliche Obrigkeit« (15) in Gestalt des Fürsten. Ihn band er an die Prinzipien des Christentums, die er als protestantisch bestimmte, da die römische Kirche weltliche Obrigkeit nicht als von Gott eingesetzt sehe (11). Der Rostocker Theologe entwarf also den Staat als ein Bollwerk gegen alles, was er in der Gegenwart als verderblich ansah, namentlich demokratische, »socialistische und communistische Verkehrtheiten« (18), er verlangte eine starke monarchische Obrigkeit, band sie aber an christlich-protestantische Normen. Zu ihnen rechnete er »die Wissenschaft« als »höchste Stufe der Erkenntnis« (20). Doch im Mittelpunkt stand der »fürstliche Beruf«, den Staat entschlossen zu lenken: »Ohne Kampf keine Krone!« (22) Kampf auch im Innern.

Fünf Jahre später, 1873, sprach in Berlin der Jurist Rudolf Gneist (1816–1895) über »Die Eigenart des Preußischen Staates«. ⁷⁸ In der protestantischen Sicht auf die Geschichte stimmte er mit dem Rostocker Theologen überein, bei Gneist aber gänzlich auf Preußen ausgerichtet. Die »Entleerung des Reichskörpers«, verbunden mit einer »Entleerung der Kirche« führten notwendig zur Reformation (8). Preußen als Hort des Protestantismus ließ »Deutschland [...] wieder beweglich und bedeutungsvoll in den europäischen Staatenverband« eintreten (10). Während Krabbe den »politischen Nationalismus« entschieden ablehnte, weil er den Staat als »Product des Menschen« ansehe (3), sprach Gneist von einer Erziehung der Nation durch »Wehrpflicht, Schulpflicht, Selbstthätigkeit im Gemeindeleben« (22). Doch nur die »dem Staate zugewandten Mittelparteien« entsprächen dem »Charakter unserer Nation« (21). Die Institutionen, die sie erziehen, finden ihren Halt im »Königthum, die absolute Voraussetzung unserer Verfassung.« (22) Gneist sprach von Deutschland, hatte aber Preußen vor Augen. An keinem Staat zeige sich der »Segen der Erbmonarchie« (11) so deutlich wie am preußischen, meinte ein Jahrzehnt später der Archäologe Ernst Curtius in seiner Berliner Rektoratsrede. Das Königthum im »Völkerleben« eine »Naturnothwendigkeit«. ⁷⁹ Dem hätte Gneist für Preußen zugestimmt, der Theologe Krabbe hätte Natur durch christlich-protestantisch ersetzt, ein bedeutsamer Unterschied in der Legitimierung der Monarchie.

Ihre Wiener und Heidelberger Amtskollegen, der Historiker Ottokar Lorenz (1832–1904) und der Jurist Georg Jellinek (1851–1911), argumentierten anders. Sie bildeten mit ihren Rektoratsreden den entgegengesetzten Pol in der Bewer-

78 Rede zur Gedächtnisfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 3. August 1873, Berlin 1873.

79 E. Curtius 1882, 7 (Anm. 39).

tung des Staates und seiner Formen.⁸⁰ Lorenz betrachtete begriffsgeschichtlich Staatslehren von Aristoteles über Thomas von Aquin und Machiavelli bis Montesquieu, um zu verdeutlichen, wie »ungeheuerere Thatsachen«, vor allem die amerikanische und die französische Revolution, »den Staat und die Gesellschaft« grundlegend verändert haben. Die heutige Welt »bewegt sich in einem fast diametralen Gegensatz gegen das, was als historisch überkommen erscheint.« (38) Es habe sich erwiesen, »dass die innern Staatsvorgänge Exponenten der äussern Machtentwicklung sind, und dass Verfassungsfragen ähnlichen Gesetzen folgen wie Reflexerscheinungen in der Natur«. Die »politische Doctrin« habe dies noch nicht angemessen aufgearbeitet. Deshalb entlassen die Universitäten Absolventen mit einem ungenügenden »politischen Wissen« ins »öffentliche Leben«. (39 f.) In Lorenz' historischer Sicht war die monarchische Staatsform keineswegs gegen politisch-gesellschaftliche Umbrüche geschützt. Anders als im ehemaligen »Staat präventiver Massregeln«, der den »Unterthan in der Ueberzeugung« erziehen ließ, »dass sein Staat auch der beste Staat sei«, ist die »politische Discussion« darüber inzwischen »freigegeben«. Wie man nun auch wisse, daß »Patriotismus« nicht »nur in einer einzigen Form erfüllbar« sei. (40 f.)

Der Wiener Historiker bot eine ideengeschichtliche Staatslehre, die im historischen Wandel keine dauerhafte Legitimation einer bestimmten Staatsform erkannte, auch nicht für die Monarchie. Seine Fachrede verzichtete gänzlich auf Huldigungs- oder Dankesformeln. Das konnte sein Heidelberger Amtskollege nicht, denn er sprach 1907 als Prorektor in Erinnerung an den Geburtstag des »zweiten Stifters«, der die Universität »erneuerte« (3), als 1806 das Großherzogtum Baden gegründet wurde. Jellinek entwarf die Rechtsentwicklung als einen »Kampf« von »Rechtsordnungen unter einander auf Leben und Tod«. (3) Im »Krieg« zwischen dem Anspruch des Staates auf die »plenitudo potestatis« (9) und dem Willen der römischen Kirche, sie aus dem von ihr beanspruchten Bereich auszuschließen, sei ein »ewiger Frieden« »gänzlich ausgeschlossen« (11). Hingegen konnte die moderne Staatsidee, verkörpert im »absoluten Königtum«, sich gegen »das alte feudale und ständische Recht« durchsetzen (13). Doch die »Theorie vom selbstherrlichen, souveränen Königtum« unterlag im Kampf um den konstitutionellen Staat. Die »Formel vom König als Quell und Inhaber aller Staatsgewalt« ging zwar in »viele deutsche Verfassungen« ein und wurde im Deutschen Bund als »unverrückbare Norm« erklärt, doch auf ihrer Grundlage lasse sich der Verfassungsstaat nicht wissenschaftlich erklären (19). Der Streit darüber in der deutschen Staatswissenschaft sei nicht zweifelsfrei zu entscheiden. Nur »aus dem ganzen Wissen einer Zeit heraus« lasse sich der Maßstab finden, »an dem Wert und Unwert politischer Prinzipien zu messen sind« (25). Zu

80 Georg Jellinek: Kampf des alten mit dem neuen Recht. Akademische Rede zur Feier des Geburtsfestes des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich am 22. November 1907 bei dem Vortrag des Jahresberichts und der Verkündigung der akademischen Preise gehalten, Heidelberg 1907; Ottokar Lorenz: Die Politik als historische Wissenschaft. Inaugurations-Rede gehalten am 16. October 1880, Wien 1880.

diesem Wissen gehört, daß in der Gegenwart »viele Staatswesen demokratisch geartet sind« (24). Dem müsse sich auch derjenige stellen, »dem jede Obrigkeit, dem Schriftwort entsprechend, als von Gott eingesetzt gilt« (24).

Keiner der Rektoren, die zu Wort gekommen sind, sprach gegen die Institution Monarchie; auch diejenigen nicht, die sie dem historischen Wandel ausgeliefert sahen und andere Formen der Staatsordnung zumindest andeuteten. Niemand entwarf eine Staatsordnung, die als Kritik an der bestehenden gelesen werden müßte. Für offene verfassungspolitische Interventionen eignete sich die Rektoratsrede nicht, zumindest nicht, wenn sie die gegenwärtige Staatsordnung in Frage gestellt hätte. Am weitesten gingen der Rostocker und der Heidelberger Rektor. Der Theologe Krabbe band den Monarchen an Normen, die er als göttlich gegeben und deshalb in einem christlichen Staat verpflichtend sah, der Jurist Jellinek öffnete in seiner Analyse der Rechtsentwicklung eine Entscheidungssituation, in der »Bekenntnis« auf dem »Boden einer festen, in sich geschlossenen Weltanschauung« (25) verlangt sei. In der »Wissenschaft herrscht keineswegs regellose Willkür in der Wahl des Bekenntnisses« (24), aber für welchen Werte man sich einsetzt, entscheide der Einzelne. Allerdings sollte es eine Entscheidung sein, die dem »Wissen der Zeit« (25) angemessen ist.

Eine solche Offenheit gegenüber dem Wandel der Staatsordnung forderte Distanz zum Staat der Gegenwart. Jellinek ermöglichte sich diese Offenheit, weil er den Anlaß seiner Rektoratsrede, die Erinnerung an die Gründung des Staates Baden, verband mit dem »Grundgedanken« des Historismus, nach dem alles, auch Recht und Staat, dem historischen Wandel unterworfen sind (3). Je enger eine Universität sich in ihrem Selbstbild mit der Monarchie verbunden sah, um so enger band sie sich an diese Institution. Am engsten war diese Verbindung zweifellos bei der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Das nationalpolitische Erstgeburtsrecht, das sie Jahr für Jahr im performativen Akt der Rektoratsrede beanspruchte, erzeugte eine politische Symbiose mit der preußischen Monarchie. Das Ereignis Weimar-Jena hingegen, das die Jenaer Rektoren zelebrierten, benötigte eine solche Symbiose nicht, und Riehls Rektoratsrede über die fünffache Heimat der Ludwig-Maximilians-Universität zu München kam auch ohne sie aus. Wie die Rektoren die Geschichte ihrer Universität erzählten, trug also erheblich dazu bei, wie offen man für Änderungen auch innerhalb der monarchischen Ordnung sein konnte.

In der Rektoratsrede, gehalten in einem monarchischen Staat, konnte nur auf zwei Wegen Distanz zu diesem Staat und seinem fürstlichen Haupt gewahrt werden, ohne als Kritiker der monarchischen Ordnung in ihrer gegenwärtigen Form aufzutreten: indem man sich auf die Freiheit der Wissenschaft berief oder im Namen der Nation sprach. Beides galt als unpolitisch.

Wenn ein Rektor eine Fachrede hielt, stellte er sich, ohne dies ausdrücklich sagen zu müssen, unter den Schutz der Wissenschaftsfreiheit, die im 19. Jahrhundert zum wichtigsten Argument wurde, in allen Universitäten nach dem deutschen Modell die freie Wahl der Themen und der Forschungsmethoden zu legitimieren. Diese Wissenschaftsfreiheit konnte durchaus politisch gedacht

werden. Etwa in den positiven Erinnerungen an die Revolution 1848, die sich in vielen Rektoratsreden finden.⁸¹ Oder wenn Rudolf Virchow⁸² 1865 deutsches Denken »das Denken ohne Autorität« (20) nannte, es in den modernen Naturwissenschaften verankerte und forderte, es müsse Grundlage allen Denkens werden (dazu Kapitel 2.3.). Sein direkter politischer Bezug blieb verhalten, doch Virchow setzte die Wissenschaften gegen »das feudale Wesen, wo jeder auf seiner Burg sitzt und ein unabhängiger deutscher Baron sein will« (29), und er erhob den Steuerzahler, nicht den Fürsten zur letzten Instanz, wenn es um die Finanzierung der Naturwissenschaft ging. Der Obrigkeit stehe, das gehörte zum Anspruch jeder Fachrede, kein Mitspracherecht in fachlichen Fragen zu, auch wenn von den Forschungsergebnissen Forderungen an Staat und Gesellschaft abgeleitet wurden.

Das Bekenntnis zur Nation galt den Rektoren nicht als politisch, denn in ihr sahen sie in aller Regel eine überzeitliche Erscheinung, die dem Staat vorausgehe, eine »natürliche« Form menschlichen Zusammenlebens. So sprach etwa der Jurist Georg Cohn (1845–1918) 1902 in seiner rechtsvergleichenden Züricher Rektoratsrede »Die Gesetze Hammurabis« von Nationen.⁸³ Sie wurden tief in der Geschichte verankert, die deutsche Nation im Heiligen Römischen Reich, mithin den Einzelstaaten vorgeordnet. Da die Universitäten als Repräsentanten der Nation auftraten, konnte der Rektor in ihrem Namen auch politische Kritik äußern. Das taten sie, wenn sie in die napoleonische Zeit blickten und den Rheinbund kritisierten oder die Fürstenversammlung des Wiener Kongresses, weil sie dem vermeintlichen Willen der Nation zur Einheit nicht gefolgt sei. Dieser nationale Wille, den zu erkennen Rektoren beanspruchten, diente aber in aller Regel weniger der Kritik an Entscheidungen von Fürsten als vielmehr zu verhüllen, daß der gegenwärtige Staat, in dessen Obhut die Rektoren ihre Universität stellten, in einer Ära der feindlichen Übernahmen unter den Fürsten entstanden war, eine Zeit ohne nationaler Gemeinsamkeit zwischen den Fürsten und der Bevölkerung dieser Staaten. Als das Ende des Alten Reichs und die napoleonischen Kriege die europäische Ordnung verflüssigten, wurde »das Volk« als Anhängsel des Territoriums behandelt und mit diesem von einem Staat in einen anderen

81 Vgl. etwa die Rede des Theologen Philipp Bachmann: Über das Interesse der christlichen Sittenlehre an dem allgemeinen Begriff der Bildung. Rede beim Antritt des Prorektorats der Königlich Bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1910, Erlangen 1910. Auch diese neue Art der Rede zum Antritt des (Pro)Rektorats sei für Erlangen »ein Geschenk des Jahres 1848« (3).

82 Ueber die nationale Entwicklung und Bedeutung der Naturwissenschaften. Rede gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturwissenschaftler und Aerzte zu Hannover am 20. September 1865, Berlin 1865. Eine seiner berühmten Reden, die als Rektoratsrede möglicherweise zu radikal gewesen wäre, wengleich er auch in ihnen entschieden auftrat. Sie rief in Österreich und auch bei einem anwesenden »Vertreter« Rußlands Empörung hervor, wie er im Vorwort schreibt.

83 Rektoratsrede gehalten am Stiftungsfeste der Hochschule Zürich den 29. April 1902, Zürich 1903, 35 u. ö.

verschoben. »Die Nation« war kein Akteur in diesem Vernichtungs- und Schöpfungsprozeß. Das verhüllten die Rektoratsreden, indem sie sich als Sprecher einer deutschen Nation darboten, die damals ihren Willen nicht durchsetzen konnte, aber doch die Grundlage für die späteren Wege zum Nationalstaat gelegt habe.

Alle Rektoren, die vor einer ursprünglichen überstaatlichen Einheit der Nation ausgingen, repräsentiert in den Universitäten, überzogen die Ära der Staatsbildung um 1800 mit einem Deutungsnebel, in dem die damalige »Massenkatastrophe« unter den europäischen Kleinstaaten, wie es der Schweizer Historiker Werner Kaegi scharf gefaßt hat, nicht mehr zu erkennen war.⁸⁴ Er nannte die nationalstaatliche Fiktion, wie sie rückblickend (neben vielen anderen) von Rektoren vorgetragen wurde, »eine der folgenreichsten Fälschungen historisch Denkens [...]«. Nirgends in Europa ist die Nation das Primäre und der Staat ihre Schöpfung gewesen.« Sobald Rektoren an deutschen Universitäten einen nationalen Einheitswillen vorgängig staatlicher Entscheidung konstruierten, fügten sie sich in die lange Liste dieser »Fälschungen« ein. Sie schufen damit eine Möglichkeit, ihre jeweilige Obrigkeit in eine nationalpolitische Tradition zu rücken, die vermeintlich den Weg zum Nationalstaat vorgedacht habe. Insofern wirkte Kritik am mangelnden nationalen Willen des Staates der Vergangenheit, wenn Rektoren sie äußerten, in der nationalstaatlichen Gegenwart versöhnend und heilend. Eine solche Kritik ertrugen die Fürsten, denn aus ihr leitete sich keine Kritik am gegenwärtigen Staat ab. Kritik wurde in die Vergangenheit verlegt. Selbst dies ersparte die Berliner Gründungserzählung ihren Landesfürsten, indem sie die Stiftung der Universität als eine nationalpolitische Tat in höchster Not feierte. Die konkrete, keineswegs nationalpolitisch orientierte Politik des Landesherrn in dieser Zeit der Auflösung und Neubildung von Staaten verschwand in der Rettungstat der Berliner Universitätsgründung.

An den eidgenössischen Hochschulen war ein solcher Weg nicht notwendig, an den habsburgischen Universitäten war er versperrt. Schweizer Rektoren mieden meist die napoleonische Ära mit dem Experiment der helvetischen Republik, die den »Einen unzertheilbaren Staat« mit Auslöschung der Kantone erzwang. Als 1884 der Berner Rektor Eduard Herzog (1841–1924) über die Religionsfreiheit in der Helvetik sprach,⁸⁵ nannte er sie eine »halb vergessene Insel«, deren »fruchtbare Gedanken staatlichen Lebens« verdienen, aufgefrischt zu werden (20). Er ging vor allem auf Religionsfragen ein, fügte aber einen politischen Überblick an, da diese Zeit »unserer Generation so fremd geworden« sei.

84 Kaegi, *Historische Meditationen*, 270, das folg. Zitat 256.

85 Ueber Religionsfreiheit in der helvetischen Republik mit besonderer Berücksichtigung der kirchlichen Verhältnisse in den deutschen Kantonen. Studien zur Rektoratsrede anlässlich des Stiftungsfestes der Berner Hochschule, den 15. November 1884 [...], Bern 1884, 127 (Zitat im vorigen Satz). Die Rede wurde für den Druck auf 132 Seiten erweitert. Herzog war katholischer Priester, wurde 1876 zum ersten altkatholischen Bischof der Schweiz gewählt und darauf exkommuniziert.

Eine derart ausführliche Darstellung der Helvetik findet sich sonst nicht in den Schweizer Rektoratsreden. Auch in der Eidgenossenschaft kam es zu Spaltungen und heftigen Kämpfen, doch anders als unter den Fürsten des aufgelösten Heiligen Römischen Reiches kämpften die Kantone nicht gegeneinander, um sich auf Kosten anderer zu vergrößern. Allen Kantonen drohte die Vernichtung. Auch wenn die Rektoren diese Zeit der inneren Spaltungen meist unerwähnt ließen oder mit einer kurzen Bemerkung übergingen, es gab keinen Anlaß, im Rückblick einem Kanton die Führung auf dem Weg zum Nationalstaat zuzusprechen. Der schweizerische Weg war im Gegensatz zum deutschen nicht mit dem Streit zwischen zwei Großen belastet, die sich wechselseitig die Führung streitig machten. Man mußte also an den Hochschulen diese Phase nationalpolitische Geschehen nicht vernebeln, um von einer helvetischen Nation zu sprechen. Die unterschiedlichen Sprachgruppen spielten keine Rolle, wenn Schweizer Rektoren von Nation sprachen.

Dies war in der Habsburgermonarchie unmöglich. Als die dortigen Hochschulen seit ihrer Reformierung Mitte des 19. Jahrhunderts die fachliche Rektoratsrede übernahmen, um ihre Universität als Forschungsstätte zu präsentieren, war das nationalpolitische Konfliktpotential im Vielvölkerreich unübersehbar. »Nation« als Instrument zur Homogenisierung von Staaten und Gesellschaften verstärkte dort bereits in der Revolution 1848 Konflikte, und im späteren 19. und frühen 20. Jahrhundert gelang es immer weniger, sie einzudämmen. Dieses brisante Thema vermieden deshalb die Rektoren möglichst, und wenn sie es aufnahmen, kamen sie nicht umhin, die Probleme klar zu diagnostizieren. Das tat 1910 ungewöhnlich scharf der Jurist Edmund Bernatzik (1854–1919), der nach der Habilitation in Wien über Basel und Graz an die Universität Wien berufen worden war und für sie dem österreichischen Herrenhaus angehörte. Seine Inaugurationsrede »Über nationale Matriken«⁸⁶ war eine Fachrede, die präzise auf Rechts- und Verwaltungsregeln einging, sie detailliert kritisierte und Empfehlungen aussprach. Bernatzik ließ nichts im Ungefähren, die nationalpolitischen Konflikte wurden klar benannt und das geltende Nationalitätenrecht darauf befragt, ob es Wege zu ihrer Lösung oder doch Entschärfung biete. Bei allen Differenziertheit seiner Argumentation, die Antwort hieß Nein.

Bernatzik tat zunächst etwas, das die Rektoren der deutschen und auch der schweizerischen Universitäten vermieden: er fragte, wer gehört zur Nationalität. Das Wort Nation vermied er. Er folgte darin dem Staatsgrundgesetz von 1867, das dekretierte, »Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt« und jeder Volksstamm besitze ein »unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache« (Artikel 19). Doch was bedeutet »Nationalität und Sprache«? Zwei internationale Kongresse hatten keine Einigkeit über die

86 Wien 1910. Seine Professur in Basel hatte er mit einer Rede »Republik und Monarchie« (Freiburg i. Br. 1892) angetreten. Ein Staat werde nicht zur Republik, wenn »der König wirklich zur politischen Null geworden ist« (49), denn die Rechtsform der Monarchie könne weiterhin ein »ganz bedeutendes Gegengewicht erzeugen« (50).

Definition von Nationalität erzielen können und sich deshalb auf die Sprache konzentriert. Doch auch dieses Kriterium war schwer zu präzisieren: Muttersprache, Umgangssprache, Familiensprache oder Haushaltssprache, wie man in der Schweiz sagte? Man einigte sich in Österreich schließlich auf Umgangssprache, verbunden allerdings mit der »Unrichtigkeit« (63), es dürfe für jede Person nur eine benannt werden, während man in Belgien und der Schweiz mehrere angeben konnte. Deshalb sei, so der Rektor, die österreichische Nationalitätenstatistik eine »den wahren Tatbestand vielfach verschleiernde« Fiktion (66). Er prüfte die österreichischen Landesgesetzgebungen eingehend, belegte, wie unterschiedlich sie Nationalität festlegten und welche Folgen dies etwa im Schulwesen, bei der Zulassung zu öffentlichen Ämtern oder für Ärztekammern hatte.

Des Rektors Fazit: Ein »empfindlicher gewordenes Nationalgefühl« erwartet, daß Beamte oder Richter mit dem Einzelnen national übereinstimmen, wie es »den demokratischen Prinzipien der Gegenwart« entspreche (71). Eine solche »nationale Autonomie« im Interesse des Individuums lasse sich nirgendwo rein verwirklichen, erst recht nicht in einem Mehrnationalitätenstaat (72). Die Spannung zwischen der »Nationalität im objektiven und im subjektiven Sinne« (80) sei sich nicht aufzulösen. Deshalb hielt er nur einen Weg für gangbar: Nationalität als Bekenntnisakt. Eine radikale Absage an die übliche Vorstellung einer überzeitlichen Existenz von Nationen. Der Einzelne soll der Nationalität angehören, für die er sich entscheidet. Dauerhaft; nicht als politisches Wechselspiel von Abstimmung zu Abstimmung. Selbstverständlich müßten Frauen, auch verheiratete, ebenfalls dieses Entscheidungsrecht erhalten. »Es liegt kein Grund vor, Eheleuten das Bekenntnis zu verschiedenen Nationalitäten zu verweigern.« (87) Denn die »Nationalität im subjektiven Sinne ist ein höchst persönlicher, freier Besitz des Individuums.« (88)

In Analogie zur Konfessionszugehörigkeit sollte man sich zwar als nationslos, aber nur zu einer Nation bekennen dürfen: »In Österreich wenigstens sind wir durch die nationalen Kämpfe zu einer Verfeinerung, zu einer Empfindlichkeit des nationalen Gefühls gelangt, welche uns eine solche Entscheidung des Einzelnen als seine ethische Pflicht erscheinen läßt.« (92) Die Zeiten, in denen sich der hohe Adel oder Künstler, Gelehrte, Dichter national neutral gegeben haben, seien vorbei, ebenso konservative oder klerikale Vorstellungen vom sündhaften Nationalgefühl oder dessen Abwertung als kulturell rückständig, wie es Sozialisten getan haben. Das Nationalitätsprinzip müsse nicht in die Barbarei führen, wie noch Grillparzer glaubte, sofern jeder die »nationalen Urempfindungen, die uns die Mutter in Herz und Seele gelegt,« zügelt und zur Toleranz gegen andere diszipliniert. Dies bezog Bernatzik, der sich zu seiner »streng deutsch-nationalen Gesinnung« (93) bekannte, ausdrücklich auch auf sich. Das Nationalgefühl des 19. Jahrhunderts dürfe nicht das des zwanzigsten werden. Das Zukunftsprogramm müsse lauten, Grillparzer umformulierend: »Von der Nationalität durch die Humanität zur höchsten Kultur!« (94)

Der Wiener Rektor entwarf wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg ein ungewöhnlich realistisches Bild von den Problemen, die entstanden, als im 19. Jahr-

hundert zunehmend politische Rechte an nationale Zugehörigkeit geknüpft wurden. Im habsburgischen Reich wäre es nicht glaubhaft gewesen, wenn sich die Universitäten als ein Zentralpfeiler der Nation präsentiert hätten. Eine habsburgische Nation hatte es nie gegeben und noch gab es keine österreichische. Es lebten zahlreiche Nationalitäten in einem Reich, das versuchte, deren Rechte neu zu ordnen, aber die Konflikte zwischen ihnen und ihren Suprematieansprüchen nicht befriedigen konnte. Doch es wurde über national-föderale Ordnungen mit einer Intensität diskutiert, für die es im deutschen Kaiserreich und auch in der Schweiz keine Parallele gab.⁸⁷ Bernatziks Wiener Rektoratsrede gehörte zu dieser Diskussion, und er ordnete sich in sie ein, einschließlich der austromarxistischen Autoren Otto Bauer und Karl Renner mit ihren innovativen Ideen für ein föderales Reich.

Seine kenntnisreiche Erörterung fand, obwohl die Rektoren offensichtlich die Reden ihrer Amtskollegen im gesamten deutschen Sprachraum recht genau beobachteten, in den deutschen und schweizerischen Hochschulen keinen Widerhall. Hier blieb die Vorstellung von Nation undifferenziert. Das war eine Voraussetzung, um als deren Repräsentant auftreten zu können. Kaum eine Rektoratsrede verzichtete darauf. An der inneren Nationsbildung führend mitzuwirken, die geistigen Eliten zur Nation zu bilden, daraus bezogen die deutschen und schweizerischen Universitäten ihren hohen Geltungsanspruch in Staat und Gesellschaft. Deshalb mußte er immer wieder aufs neue angemeldet werden. Auch in der Schweiz. Hier findet man allerdings in einigen Rektoratsreden auch nach Gründung des Bundesstaates weiterhin die Vorstellung einer deutschen Kulturnation, die nicht staatlich begrenzt ist. Ähnlich wie bei Riehl in seiner zitierten Münchener Rektoratsrede. In Basel beschrieb 1866 der Germanist Wilhelm Wackernagel (1806–1869) in seiner Rede über Sprachgeschichte »unser deutsches Volk, die Deutschen inner- wie ausserhalb der ehemaligen Bundesgrenzen«, als Sprachpedanten.⁸⁸ Sein Sohn Jacob (1853–1938), klassischer Philologe, 1890 ebenfalls Rektor in Basel, unterschied zwischen der Schweiz als Staat und als Kulturraum. »Nationale Einheit im strengen Sinne kommt ihr ja nicht zu.« Der »Gegensatz des Deutschschweizers zum Reichsdeutschen«, seit dem Ende des 15. Jahrhunderts empfunden, sei »im geistigen Leben wol erst im XVIII. zum Bewusstsein gekommen«, doch daraus sei »gerade erst der rechte Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben erwachsen.«⁸⁹ Die Hochschulen der Schweiz dem deutschen Universitätsmodell zuzurechnen, war aber nicht daran gebunden, von einer kulturnationalen Einheit auszugehen.

87 Den derzeit wohl besten Einblick bietet *Osterkamp*, Vielfalt ordnen. Das föderale Europa der Habsburgermonarchie (Vormärz bis 1918), München 2019; s. auch *Dies.* (Hg.), *Kooperatives Imperium*.

88 Wilhelm Wackernagel: über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache, Basel 1872, 55. Die Rede wurde posthum aus seinem Nachlaß veröffentlicht (59).

89 Jacob Wackernagel: Das Studium des klassischen Altertums in der Schweiz. Rektoratsrede gehalten zu Basel am 13. November 1890, Basel 1891, 4.

Als 1859 der Philosoph Samuel Friedrich Ris⁹⁰ (1806–1887) als Berner Rektor die Geschichte seiner Hochschule erzählte, verwob er sie mit der politischen Geschichte des Kantons und auch mit der Schweizer Nation. Doch seine Geschichtserzählung, wie auch viele seiner Kollegen in Bern und den anderen schweizerischen Hochschulen, stellte die kantonale Staatsreform aus dem Geiste der republikanischen Demokratie im frühen 19. Jahrhundert in den Mittelpunkt. In den 1830er Jahren entstanden die Hochschulen in Zürich und Bern, die Basler Universität wurde reformiert. Damals wurde in den Kantonen die künftige Form von Republik ausgefochten. Daran beteiligt waren die kantonalen Institutionen, gesellschaftliche Organisationen und die mediale Öffentlichkeit. Über die strittige Frage der künftigen Form der Eidgenossenschaft entschied schließlich, wie überall auf dem Weg zum Nationalstaat, ein Krieg. Aus dem kurzen Sonderbundskrieg, ein Staatsgründungskrieg, ging 1848 der föderative Schweizer Bundesstaat hervor. Er konsolidierte die verfassungspolitische Demokratisierung in den Kantonen und schuf den Rahmen für die künftigen Entwicklungen.

Die Hochschulen haben an diesem Geschehen mitgewirkt. Der politische Kampf ging durch sie hindurch und gefährdete sie. In Zürich und Basel kam es zu Anträgen, die Hochschule aufzulösen, in Basel teilte sich der Kanton, die alte Universität schien gefährdet. Überall nahm die Bürgerschaft an den Berufungen Anteil, nicht selten höchst erregt, in Bern stellte man die Universitätsprofessoren nur noch vorläufig an, und der Plan, eine eidgenössische Nationaluniversität zu gründen, verunsicherte in den bestehenden Hochschulen.

All das erzählten die Rektoren immer wieder. Sie stellten diese Gründungsjahre der modernen Eidgenossenschaft und der modernen Schweizer Universität ihrem Auditorium stets aufs Neue vor Augen.⁹¹ Sie verschwiegen keineswegs, wie gefährlich für die Hochschule »das demokratische Staatsprinzip«⁹² sein kann, da es sie direkt dem Zugriff der Regierung, des Parlaments und auch der Öffentlich-

90 Rede zur Feier des fünfundzwanzigsten Jahrestages der Hochschule Bern. Gehalten in der Heil. Geistkirche, den 15. November 1859, von Prof. Fr. Ris d.Z. Rector, Bern 1859. Im Folgenden nehme ich Passagen auf aus meinem Aufsatz: Bürger bilden in der Universität (2019).

91 Einige Beispiele stellvertretend für viele: Der reformierte Theologe Albert Immer (1804–1884): Haben wir eine eidgenössische Hochschule zu wünschen? Rectoratsrede ... gehalten am Jahrestage der Stiftung der bernischen Hochschule, den 15. November 1852; der Historiker Philipp Woker (1848–1924): Der nationale Charakter und die internationale Bedeutung unserer Hochschule. Rectoratsrede gehalten bei der 70. Gründungsfeier der Universität Bern am 26. November 1904, Bern 1905; der Geologe Peter Merian (1795–1883): Festrede bei der vierten Säcularfeier der Universität Basel den VII. September MDCCCLX, Basel 1860; der Professor für mathematische Physik Karl von der Mühl (1841–1912): Feier des 450-jährigen Bestehens der Universität Basel. Festbericht erstattet im Auftrage E. E. Regenz der Universität, Basel 1911; der Theologe Ferdinand Hitzig (1807–1875): Rede zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Hochschule Zürich, gehalten in der Grossmünsterkirche, den 29. April 1858, Zürich 1858.

92 Ris, 12 (Anm. 90).

keit aussetzt. Die Zeit der politischen Verfassungskämpfe galt mit Blick auf Lehre und Forschung als eine schlechte Zeit für die Hochschulen. Sie verloren an Niveau, und sie verloren Professoren und Studenten. Darin waren sich die Rektoren einig. Doch die Rektoratsreden belegen auch, daß die Schweizer Hochschulen ein republikanisches Bewußtsein entwickelten, das nationalstaatliche Einheit föderativ bestimmte: »Unsere Hochschule ist ein nationales Institut; Hausherr ist hier unser Volk«,⁹³ »gewurzelt im Bewußtsein des Zürcher Volkes«,⁹⁴ die Hochschulgründung als »Willensakt des bernischen Volkes«⁹⁵ – solche Bekenntnisse findet man in Rektoratsreden im Gebiet des Deutschen Bundes und dann im deutschen Kaiserreich und in Österreich-Ungarn nicht. Sie sahen ihre Universität in Obhut des fürstlichen Landesherrn. Das Immediatverhältnis zu ihm, das sie in den deutschen Einzelstaaten beanspruchen, stelle sie neben oder über das Parlament. Ein solches Selbstbild entwarf ein anderes Staatsmodell, auch wenn es nicht offen angesprochen wurde, als die Schweizer Reden.

Auch die Rektoren in der Schweiz verlangen politische Enthaltensamkeit für die Hochschulen. Die »große Mehrzahl der Hochschullehrer«, so der zitierte Berner Rektor 1859 in seiner Rede zum 25jährigem Hochschuljubiläum, blieb auch in der Zeit der Verfassungskämpfe überzeugt, es sei »ihre Bestimmung und Aufgabe [...], mittelbar durch wissenschaftliche Bildung der Jugend auf das Volk zu wirken«. Und deshalb hätte sie sich von der »nationalen Opposition gegen die Regierung fern gehalten.«⁹⁶ Er verurteilte die »politischen Parteikämpfe«, die auch die Berner Hochschule damals erfaßt und ihren Niedergang verursacht hätten, doch er bewertete diesen »größten schwersten politischen Entwicklungsproceß, den unser Volk jemals durchkämpft hat«, als erfolgreichen Durchbruch in die »freie Staatsverfassung« (39). An ihrer Gestaltung mitzuwirken, bestimmte er als die vornehmste Aufgabe der Hochschule. Er tat es in der bildungsreligiösen Sprache der Zeit: »Die geweihte Werkstätte der sich zum reinsten Selbstbewußtsein durcharbeitenden Vernunft unsers Volkes ist [...] die Hochschule.« (42)

Die Hochschulen blieben im neuen Bundesstaat kantonal. Wie in Deutschland wurde auch in der Schweiz diskutiert, ob der neue Staat eine Zentraluniversität benötige. Im 18. Jahrhundert waren in Bern erste Pläne für eine Schweizer »Nationaluniversität« entworfen worden, 1832 kam es zu einem formellen Antrag in der Tagsatzung, 1848 wurde die Möglichkeit, eine schweizerische Universität einzurichten, in die Verfassung des neuen Bundesstaates aufgenommen, 1855 schließlich schuf man zwar keine Universität, aber doch das eidgenössische Polytechnikum mit Sitz in Zürich. Diese Entwicklungen schilderten viele Schweizer Rektoratsreden immer wieder mit konträren Urteilen.⁹⁷ Alle verban-

93 Woker, 35 (Anm. 91).

94 Hitzig, 1 (Anm. 91).

95 Woker, 22 (Anm. 91).

96 Ris, 22 (Anm. 90).

97 Als Beispiele für Bern Ris (Anm. 909), Immer und ausführlich Woker (Anm. 91).

den das Bekenntnis zur Nation mit dem Stolz, in einem Kanton beheimatet zu sein. Doch anders als in Deutschland diente in der Schweiz das Bekenntnis der Hochschulen zu Nation und Volk nicht als Instrument, die Universität mit politischer Bedeutung aufzuladen, ohne sie in das staatliche Institutionengefüge einzubinden. »Kein Geschöpf einer Laune des Souveräns, sondern eine Schöpfung, hervorgegangen aus Erkenntnis, was dem Kanton fromme, wenn er seinen Rang behaupten und seiner Vergangenheit werth bleiben wolle« – so habe sich die Züricher Kantonaluniversität in ihrer »Lebensfähigkeit bewährt«, erklärte der dortige Rektor 1858 selbstbewußt.⁹⁸ Als 1876 in Bern der evangelische Theologe Eduard Müller (1820–1900) über »Die nationale Bedeutung der Hochschulen« in der Schweiz sprach, gebildet nach dem »Muster der deutschen Universitäten« (11), sah er alle, einschließlich des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich, im »gegenseitigen Austausch und Wettbewerb«, neben den Hochschulen in Basel, Bern und Zürich die neue Universität Genf (1873) sowie die Akademien in Lausanne und Neuenburg (Neuchâtel), die ihren Weg zur Universität noch vor sich hatten. Er pries den regen Kontakt der Schweizer Hochschulen zu denen »anderer Völker«, »insbesondere der deutschen Nation« (14). Dieser Austausch läutere »unsere nationale Eigenart von schlechtem Partikularismus« (15). Auch Rektoren deutscher Universitäten sahen sie im Dienste des Volkes, doch in hierarchischer Wirkungslinien von oben nach unten. Der Berner Rektor hingegen nannte die Hochschulen seines Staates aus »dem Volke hervorgegangen und mit demselben verwachsen« (16), und er schloß mit der Erinnerung an die Übergabe der Stiftungsurkunde an den ersten Rektor durch den Schultheissen, Als 1904 der Berner Rektor auf die Geschichte der Schweizer Universitäten zurückblickte,⁹⁹ war die Aufregung über eine Schweizer »Zentraluniversität« verfliegen. Zwei Jahrzehnte zuvor, 1881, hatte sein Amtskollege noch daran erinnert, Bern habe »eine Eidgenössische Hochschule im geistigen Sinne des Wortes« werden wollen.¹⁰⁰ Die Idee einer Sonderstellung war vorbei. Nun hieß es, die Berner Hochschule »ist ein nationales Institut; Hausherr ist hier unser Volk, Kinder des Hauses seine Söhne und Töchter«, offen für Gäste aus aller Welt (35). Die Schweiz, zusammengesetzt aus drei Nationalitäten (33), feierte er dank ihrer zentralen Lage als die »natürliche Hochburg des kontinentalen Europa«, »die Sammelstätte für ganze Völkerscharen« und Nationen (34).

In Schweizer Rektoratsreden blieben »Volk« und »Volksherrschaft« die Fundamente, in denen die Rektoren ihre Hochschulen verankert wußten. Deshalb sah der Jurist Zaccaria Giacometti (1893–1970) in seiner Rede »Die Demokratie

98 Hitzig, 12 (Anm. 91).

99 Woker (Anm. 91). Seine Tochter Gertrud Woker (1878–1968) war die erste Privatdozentin für Chemie an einer Schweizer Hochschule, 1933 erhielt sie in Bern eine außerordentliche Professur. Sie war damals schon eine bekannte Frauenrechtlerin und Pazifistin.

100 C[arl] Hilty: Revision und Reorganisation, Bern 1882, 4.

als Hüterin der Menschenrechte«,¹⁰¹ die er 1954 auf der Stiftungsfeier der Universität Zürich gehalten hat, in der Schweizer »Referendumsdemokratie« (17) das »Wächteramt der Aktivbürgerschaft über die Freiheitsrechte« (20) gewahrt. In der Bundesrepublik Deutschland stehe hingegen das Bundesverfassungsgericht über dem Verfassungsgesetzgeber. »Der Richter über der Verfassung!« – »eine im Verfassungsstaat unvorstellbare Vorstellung«; sie führe den »Rechtsstaatsgedanken [...] ad absurdum« (13). Die Schweizer Form der Demokratie band Giacometti aber an ein Volk, das in einer freiheitlichen Tradition seit Generationen lebt.

Auch Schweizer Rektoren, die dieser Tradition nicht so vertrauten, haben die Nation nie zu einem zweiten Loyalitätspol aufgewertet neben dem kantonalen. Genau diese Funktion hatte jedoch in Deutschland das ständige nationale Bekenntnis der Universitätsrepräsentanten. Indem sich die deutsche Universität in ihren Rektoratsreden immer wieder aufs neue zum geistigen Fundament der deutschen Nation erhob, beanspruchte sie für sich eine Legitimität oberhalb des staatlichen Institutionengehäuses. Die deutsche Rektoratsrede ordnete die Universität zwei Legitimitätsebenen zu: der nationalen und der einzelstaatlichen. Gegenüber beiden beanspruchte sie ein Immediatverhältnis. Hier auf den Monarchen bezogen, dort auf eine ideelle Macht, als deren geborene Interpretin sich die Universität sah. Dieses Selbstverständnis sperrte sich gegen ein Leitbild, in dem Bürger bilden heißt: zur Demokratie bilden. In Deutschland konnte Nation gegen Volk und Volkssouveränität ausgespielt werden, und viele Rektoren taten es. In der Schweiz nicht.

4.3. Kontinuität und Wandel nach dem Ende der Monarchien

Der Untergang der Monarchien hat die Universitäten in Deutschland und Österreich tief getroffen. Eine Grundlage ihrer Existenz schien wegzubrechen. Die Bindung ihrer Hochschule an die Dynastie und den Fürsten, oft im Namen der Hochschule sichtbar, hatten die Rektoren Jahr für Jahr feierlich bekräftigt. Der Dank an den Landesherrn gehörte zum festen Ritual, in etlichen Staaten wurde eine Rede an seinem Geburtstag gehalten, in einigen war er *rector magnificientissimus*, nicht selten haben er oder andere Mitglieder des Fürstenhauses die Universität an ihrem Festtag mit ihrer Anwesenheit beehrt. Doch die Rektoren bekannten sich auch zur Nation oder zum Volk, und wenn sie zur Amtsübernahme eine Fachrede hielten, bezeugte sie in aller Regel die Internationalität der Forschung.

101 Universität Zürich. Festrede des Rektors Prof. Dr. Zaccaria Giacometti, gehalten an der 121. Stiftungsfeier der Universität Zürich am 29. April 1954. [...] Jahresbericht 1953/54, Zürich 1954, 3–23.

Die Trias Fürst oder Staat, Nation oder Volk und wissenschaftliche Internationale konnten die Rektoren gemeinsam aufrufen, ohne in einen Loyalitätskonflikt zu geraten. Diese Harmonie ging im Weltkriegsende unter. Die Forschungsinternationale, schon zu Kriegsbeginn zerbrochen, mußte erst wieder hergestellt werden, die Habsburgermonarchie und das deutsche Kaiserreich gab es nicht mehr, die Loyalität auf die kleineren republikanischen Nachfolger auszurichten fiel schwer. In den Machtzentren der neuen Republiken Deutschland und Österreich saßen nun Sozialdemokraten, die man zuvor von staatlichen Ämtern ferngehalten hatte. Auch von Professuren. Die Berufungsbarriere gegen Juden auf Lehrstühlen ließ sich ebenfalls nicht mehr verteidigen. Frauen durften ungehindert studieren, wenngleich es noch lange dauerte, bis sie als wissenschaftsfähig galten und noch länger mußten sie warten, bis man sie als professorabel würdigte, zur Rektorin wurde eine Frau erstmals 1965 gewählt (dazu Kapitel 6). Eine ernsthafte Bildungskonkurrenz drohte in den Volkshochschulen heranzuwachsen, befürchtete man anfangs, denn sie entstanden nach dem Ersten Weltkrieg in großer Zahl, erhielten jedoch andere Aufgaben und sprachen eine andere Klientel an. Diese Umbrüche zu verkraften, alte Loyalitäten zu lösen und neue anzuerkennen brauchte Zeit. In der Festkultur der Universitäten läßt sich die Orientierungsunsicherheit beobachten. Vielen Universitäten fiel es leichter, weiter des untergegangenen monarchischen Nationalstaates zu gedenken als der neuen Republik zu huldigen. Die Universitäten der Schweiz hatten diese Probleme nicht. Hier harmonisierten weiterhin Republik, kantonales Volk und eidgenössische Nation mit der Forschungsinternationale und dem deutschen Universitätsmodell.

Wo der monarchische Staat zusammengebrochen war, bildete das überkommene Universitätsmodell eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft. Wie entschieden an diesem Modell auch Professoren festhielten, die sich nach dem Ersten Weltkrieg in den Dienst der neuen deutschen Republik stellten, zeigt die Rede »Vom Wesen der deutschen Universität«, die der Orientalist Carl Heinrich Becker (1876–1933), ein Hochschulreformer und zeitweise preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, auf der Jahrestagung der »Europäischen Studentenhilfe des Christlichen Studentenweltbundes« 1924 in Elmau gehalten hat.¹⁰² Becker verdichtete das Selbstbild, das die Rektoratsreden Jahr für Jahr an allen Universitäten im deutschen Sprachraum verkündet hatten, auf seinen bildungs- und wissenschaftspolitischen Kern, er modifizierte ihn zeitgemäß und suchte ihn als spezifisch deutsch den ausländischen Gästen nahezubringen. Neu war, daß er die Berliner Universitätsgründung als Vorbild für die Entwicklung der deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert nannte. Er gehörte zum Kreis der »Erfinder« des Humboldtschen Modells, wenngleich er Wilhelm von Humboldt noch neben die anderen Vordenker der Berliner Grün-

102 Zit. nach *Carl Heinrich Becker*, Internationale Wissenschaft und nationale Bildung, 305–328.

dung stellte. Berlin, nicht Humboldt stand bei ihm im Mittelpunkt. Die vertraute Welt brach zusammen, diese Erfahrung »schwerer schicksalsvoller Zeit« ließ die Berliner Universitätsgründung als Parallele und als Hoffnung erscheinen.¹⁰³ In der Schweiz sprach erstmals 1945 der Rektor der ETH Zürich von der Humboldtsche Universität, dann 1977 der von Lausanne¹⁰⁴, seitdem wurde es üblich.

Im Einklang mit der Tradition feierte Becker das »Prinzip der nur sich selbst verantwortlichen freien Forschung« mit der »inneren Freiheit zu beliebiger Fragestellung«, unlösbar verbunden mit der Lehrfreiheit (308). Ihr entspreche die studentische Lernfreiheit, denn der Wissenschaft könne man »nur in freier Zucht und Verantwortung dienen« (309). Darin klang die Überzeugung an, diese Freiheiten formen die Persönlichkeit. Das war Allgemeingut (Kapitel 3). Rektoratsreden hatten es in immer neuen Variationen vor Augen geführt und taten es weiterhin. Auch Becker verfuhr so. Doch zugleich modifizierte er dieses Selbstbild unter dem Eindruck der Weltkriegszäsur, um es mit den Anforderungen der Nachkriegszeit, wie er sie sah, in Einklang zu bringen.

Zum einen öffnete Becker das Bildungskonzept. Er sah in der jungen deutschen Republik ein »neues Humanitätsideal« (327) im Werden, das an die Stelle des »liberalen Individualismus der Wissenschaft« den »Gemeinschaftsgeist« treten lasse, aus dem »der wahrhaft gebildete Mensch einer neuen Zeit« hervorgehen werde (328). Also nicht mehr Bildung durch Wissenschaft, jedenfalls nicht ausschließlich, denn »das neue Bildungsideal, das von dem bisher von der Universität gepflegten verschieden ist«, erstrebe die Formung der »Gesamtpersönlichkeit« durch eine neue Form von Gemeinschaft (327). Der preußische Reformler erkannte, daß die Idee »deutsche Nation« sich veränderte, sie mußte republikanisert und demokratisiert werden. Der Prozeß der Nationsbildung ging weiter, die Universitäten mußten sich darin neu verorten. Becker nahm diese Herausforderung an. Er wollte das deutsche Universitätsmodell für die gesellschaftlichen Erwartungen öffnen, die sich mit der Staatsform Republik verbanden – eine Demokratisierung, ohne jedoch die herausgehobene Position der Universität im staatlichen Bildungswesen und ihre zentrale Rolle in der Elitenbildung zu gefährden.

Reform, nicht Fundamentalkritik hieß Beckers nationalpolitische Hochschulstrategie. Er umzäunte das deutsche Universitätsmodell mit einer säkular-sakralen Sprache, die Bewahren zur nationalen Pflicht machte. »Vom Wesen der deutschen Universität kann man nur mit ehrfürchtiger Scheu sprechen.« So hob

103 So bei Rudolf Otto: Sinn und Aufgabe moderner Universität. Rede zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Philippina zu Marburg, Marburg 1927, Zitat 4.

104 Franz Tank: Die Hochschule. Rektoratsrede gehalten a, 17. November 1945 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Zürich 1945, 8; Dominique Rivier in: *Dies Academicus* 1977. Inauguration du bâtiment des facultés des sciences humaines de l'Université de Lausanne-Dorigny, Lausanne 1977, 30. Wenn zuvor W. v. Humboldt erwähnt würde, bezogen sie sich die Rektoren auf sein Staats- oder Bildungsverständnis oder sie benannten ihn als einen der Berliner Mitgründer, ohne aber ein Berliner Modell im Sinn zu haben.

seine Rede an (306). Eine »Art Gralsburg der reinen Wissenschaft« und zugleich »ein nationales Heiligtum für das ganze deutsche Volk«. »Der ganze deutsche Glaube an den Wert geistiger Güter findet seinen greifbarsten Ausdruck in der Wertschätzung der Universität als Idee.« (307) In einer solchen Universität zu forschen und zu lehren, sei eine Berufung. »Wer ihr sein Leben widmet, hat priesterlichen Rang, aber auch priesterliche Pflichten und trägt eine gewaltige Verantwortung« vor der gesamten Nation, die dem »Gelehrten eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung ein[räume]. Jeder Professor ist ein Pfründner der Nation, nicht weil er künftige Staatsdiener bildet oder der Industrie den Nachwuchs erzieht, nein, weil die Nation die Notwendigkeit einsieht, daß der Diener am Gral frei und unabhängig dastehen muß.« (308). Als der deutsche Professoren-Mandarin seinen Status wanken wähnte, suchte ihn der Reformers Becker quasi-sakral zu bewahren.

Dienst an der Wissenschaft adelt. Rektoren hatten immer wieder von einer »neuen Aristokratie« der Bildung gesprochen, mitunter christlich abgemildert zu »Frömmigkeit ist die Seele der Bildung«.¹⁰⁵ Auch in der republikanischen Schweiz bekannten sich Rektoren zur Aufgabe, Elite als »Adel des Geistes«¹⁰⁶ auszubilden, und in politischen Krisenphasen konnte die »sittliche Aristokratie der Bildung«, die in der Universität heranwuchs, gegen eine mißbrauchte »Volkssouveränität« ins Feld geführt werden, die »statt alles für das Volk, nun alles durch das Volk« geschehen lassen wolle.¹⁰⁷

Die Universität als der Ort, an dem der Wissenschaftsadel der Nation wirkt und die künftige Elite bildet. Dieses Bild zieht sich in den nationalpolitischen Legitimationsstrategien, wie sie in den Rektoratsreden vorgetragen wurden, durch das 19. und 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Beckers sakral überhöhte Sprache bezeugt, daß am Ende des Ersten Weltkrieges auch die Reformer nicht auf die Demokratisierung und Republikanisierung des Staates vorbereitet waren. Jedenfalls nicht in Deutschland und in Österreich. In der Schweiz hingegen zeigte sich die grundsätzliche Offenheit des deutschen Universitätsmodells für unterschiedliche Staatsordnungen. Nur deshalb konnte es so stark international wirken.

Becker erwähnte diese Offenheit nicht. Er verengte vielmehr die »Entstehung der modernen deutschen Universitäten« preußisch-national. Zwar sprach er in seiner Rede nicht von der »Humboldtschen Universität«, doch er behauptete eine »enge Verknüpfung mit dem werdenden preußischen Staat, damals noch libera-

105 Philipp Bachmann: Über das Interesse der christlichen Sittenlehre an dem allgemeinen Begriff der Bildung. Rede beim Antritt des Prorektorats [...] Erlangen am 4. November 1910, Erlangen 1910, 6, 13. Bachmann (1864–1931) war Theologe.

106 Walter Traupel: Hochschule und Spezialistentum. Rektoratsrede, gehalten am 17. November 1962 an der ETH, Zürich 1963, 15. Traupel (1914–1998) war Professor für Thermische Turbomaschinen.

107 Karl Rudolf Hagenbach; Rektoratsrede gehalten den 13. September 1832, Basel 1832, 6–7. Hagenbach (1801–1874) war Kirchenhistoriker.

ler Färbung, und mit dem deutschen Idealismus«. Beides habe »das ganze höhere Geistesleben Deutschlands eine von der gleichzeitigen Entwicklung der großen westeuropäischen Kulturen stark abweichende Wendung« nehmen lassen. (313) Ein kultureller preußisch-deutscher Sonderweg, dem das deutsche Universitätsmodell zugehöre, vorgezeichnet in Berlin. Meinte er, historisch irrig.

Mit seiner Sonderwegdeutung verschob der Reformers Becker grundsätzlich das Bild, das die Rektoratsreden entworfen haben, indem er es zentralisierte und borussifizierte. Aus der kulturellen-dezentralen Entstehung eines deutschen Universitätsmodells, dem sich die österreichischen und die schweizerischen Hochschulen auch nach der Gründung des kleindeutschen Nationalstaates weiterhin zurechnen konnten, wurde ein nationalstaatlich-deutsches mit preußischer Dominanz.

In Deutschland und in Österreich blieb das deutsche Universitätsmodell bis zum Ersten Weltkrieg fest an die Staatsform Monarchie gebunden, und danach trauerte man ihr nach. Die doppelte Loyalität zwischen Nation und monarchischem Einzelstaat mußte nach dem Ende aller Monarchien eine Neuausrichtung sehr erschweren. Die deutschen und die österreichischen Universitäten waren auf die parlamentarische Republik nicht vorbereitet. Sich in sie institutionell einzuordnen, fiel ihnen schwer. Das ist bekannt und muß hier nicht erneut dargestellt werden. Die Rektoratsreden bezeugen es ebenfalls. Aus vielen spricht eine hilflose Ernsthaftigkeit, mit der sie den Zusammenbruch des Vertrauten zu verstehen suchten. So schloß 1922 der Paläontologe Karl Diener¹⁰⁸ (1862–1928) seinen Fachvortrag zum Antritt des Rektorats an der Wiener Universität – der Bundespräsident hörte zu – mit dem Appell an die »lieben Kommilitonen«, sich der »unsere Zeit beherrschenden mechanistischen und materialistischen Weltanschauung« (45) zu entziehen und sich den Idealismus zu bewahren, der sie an »diese altehrwürdige Hochburg deutscher Geisteskultur« geführt habe. »So tief wir auch alle in unserer Lebenshaltung herabsteigen mußten, eine Nation von Kulis wollen wir doch nicht werden.« Politisch und wirtschaftlich sei der »Traum einer deutschen Weltgeltung [...] zusammengebrochen.« Nun gehe es darum, »die uns gebührende Stellung auf dem Gebiete der geistigen Kultur auch fernerhin ungeschmälert zu bewahren.« (46) In Graz dachte 1932 der Physiker Hans Benndorf (1870–1953) über vieles nach, neben anderem über Sozialismus und Nationalismus, Masse und Elite, die nationale Indifferenz der katholischen Kirche oder die Wissenschaftspflege als kulturstaatliche Aufgabe. Die privatkapitalistische Wirtschaftsordnung habe versagt und müsse ersetzt werden, aber nicht durch die russische. Er endete in der Hoffnung auf einen »großen wegekundigen Führer an der Spitze«.¹⁰⁹ Deutlicher wurde ebenfalls 1932 sein Wiener

108 Karl Diener: Probleme des Lebendigen, aus dem fossilen Material beurteilt. Inaugurationsrede, gehalten am 26. Oktober 1922, Wien 1922.

109 Hans Benndorf: Die Aufgaben der Universität und ihre Bedeutung für Volk und Staat. Rede, gehalten bei der Inauguration als Rector magnificus der Karl-Franzens-Universität in Graz am 14. November 1932 von Prof. Dr., Graz 1932.

Kollege, der Paläobiologe Othenio Abel¹¹⁰ (1875–1946). Seine mit Kriegsmetaphern durchsetzte Fachrede schloß er mit dem Bekenntnis zum »deutschen Vaterland« und der Aufforderung an die Studenten, »das alte Österreich«, von je her die von »äußeren Feinden bedrohte Ostmark des Deutschen Reiches«, »in Treuen und Ehren zu halten und zu hüten«. (116 f.) »Heimkehr nach Deutschland« forderten etliche der österreichischen Rektoren.¹¹¹ Sie fühlten sich der deutschen Nation zugehörig, von einer österreichischen zu sprechen, wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen.

In Berlin suchte 1919 der evangelische Theologe Reinhold Seeberg¹¹² (1859–1935) Orientierung in der Zeit, als seine Universität gegründet worden war. Zwar hinterließ die heutige »Weltrevolution« in Deutschland »untilgbare Spuren«: Republik statt Monarchie, die »Volksmasse« oder ihre Führer seien nun »im öffentlichen Leben maßgebend«, die »materialistische Geschichtsauffassung«, »stärkster Hebel der Revolution«, triumphiere »auf lange hinaus«. (9 f.) Doch es fehle der Gegenwart die große Idee. Die »Klassenherrschaft« sei es nicht, aber die Universität müsse sich sozial öffnen und erneut die Führung übernehmen. An die Staatsform sei diese Aufgabe nicht gebunden, wenngleich die »Bedeutung des Staates für das nationale Leben« geklärt. werden müsse (14). Beides, Staat und Nation, wurden nun auseinander gedacht. »Das Chaos gähnt vor uns« und zwingt, nach Neuem zu suchen (17). Die erneuerte Universität dürfe aber keine Volkshochschule werden. Das befürchteten viele und wie sie forderte der Theologe, sich zu »wehren gegen den Einzug« der Vielen, die es nur »zum Dilettieren bringen« würden (12 f.). Keine Auslieferung an die Agora! (18) Im Grunde setzte Seeberg die gewohnte Berliner Gründungserzählung fort, mit dem Appell wie damals Neues zu wagen, nun aber ohne Monarchen, der jedoch im Titel der Rede weiterhin genannt wurde. Da in Berlin die »Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III.« beibehalten wurde, blieb die Hohenzollern-Monarchie während der Republik im universitären Festkalender gegenwärtig.

Die Verbindung ins untergegangene monarchische Kaiserreich zu ziehen, war Aufgabe der Rede zur Reichsgründungsfeier. In die erste führte in Berlin am 18. Januar 1921 Rektor Emil Seckel (1864–19124) ein.¹¹³ Der Jurist sprach zwar

110 Die Entwicklung der Paläobiologie im Rahmen der Naturwissenschaften. Einführungsrede, gehalten am 16. November 1932, Wien 1932. Abel, als Fachmann international geehrt, an der Universität gründete eine antisemitische Netzwerk. Er war bekennender Nationalsozialist. Vgl. *Taschwer*, Othenio Abel.

111 Zitat aus der Fachrede des Osteuropahistorikers Hans Uebersberger (1877–1962): Das Dardanellenproblem als russische Schicksalsfrage. Die feierliche Inauguration des Rektors der Wiener Universität für das Studienjahr 1930/31 am 27.10.1930, Wien 1931, 113.

112 Reinhold Seeberg: Die Universitätsreform im Licht der Anfänge unserer Universität. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III. in der Aula der Universität am 3. August 1919, Berlin 1919.

113 Reichsgründungsfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin [...]. Ansprache des Rektors [Emil Seckel], Rede des Professors Dr. Hoetzsch, Ansprache des Sprechers der Studentenschaft stud. theol. Walter Harder, Berlin 1921.

vom nationalen Feiertag in Erinnerung an den »größten Tag unserer neueren Geschichte« (3), doch der Staat trat bei ihm nicht in Erscheinung oder allenfalls negativ, wenn er das »Treiben unsachlicher Parteipolitik« (5) anprangerte. Die Zukunft Deutschland sah er in der »Unzerstörbarkeit des deutschen Volkes« verankert (4). Auch in der zweiten Reichsgründungsfeier, 1922, als der Physiologe Max Rubner (1854–1932) detailliert über die schlechte Ernährungslage in Deutschland sprach, wurde Hilfe nicht von der Republik erwartet, sondern vom Zukunftswillen der deutschen Nation.¹¹⁴

Die Berliner Rektoratsreden in der Weimarer Republik lassen erkennen, wie distanziert man dem neuen Staat entgegentrat, doch auch wie nach Neuem gesucht wurde. Auch die Tradition der politikfernen anspruchsvollen Fachrede wurde fortgesetzt. Als Beispiele 1921 Walther Nernst (1864–1941), damals Professor für physikalische Chemie, kurz zuvor mit dem Nobelpreis für Chemie geehrt, und 1924 der evangelische Theologe und Kirchenhistoriker Karl Holl (1866–1926).¹¹⁵ In Nernsts Rektoratsrede »Zum Gültigkeitsbereich der Naturgesetze« konnte allenfalls der Schluß veranlassen, eine Parallele zur Gegenwart zu ziehen: »In der lebendigen Wissenschaft« gehe es immer um »das Werdende«, »große Fragen und hohe Ziele erscheinen stets am fernen Horizont« (29). Holls Rede »Urchristentum und Religionsgeschichte« (1924) kritisierte eingehend die kirchenhistorische Fachliteratur, um auf dem schlechthin Neuem am Gottesgedanken Jesu zu bestehen. In die politische Gegenwart führte er nur, als er die sozialdemokratische Vorstellung vom rächenden »Gott der Gerechtigkeit« scharf verwarf (27). Fachreden konnten allerdings politisch gerahmt werden. So folgte 1926 auf die Rede des Rektors Josef Felix Pompeckj (1867–1930), ein Geologe und Paläontologe, der studentische Chor mit dem »umgedichteten Deutschland-Hymnus«. Er schloß mit »Deutsches Reich und deutscher Rhein / sollen nicht verloren sein.«¹¹⁶

Distanz zur Republik und zugleich Suche nach Neuorientierung spricht aus der Rektoratsrede, die im Oktober 1932 der Jurist Eduard Kohlrausch (1874–1948) über »Die geistesgeschichtliche Krise des Strafrechts«¹¹⁷ gehalten hat. Der republikanische Staat als Akteur kam nicht vor. Das jetzige Strafrecht sei in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden, geprägt vom Liberalismus, nun müsse es aus der »Volksgemeinschaft« gedacht werden, der »schicksalsmäßigen

114 Reichsgründungsfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 18. Januar 1922, Berlin 1922. Rubner war 1910 Rektor gewesen.

115 Nernsts Rede In: Rektoratsreden aus den Jahren der Weimarer Republik, 13–29, 29. Holls Rede in: Studien des apologetischen Seminars. 10. Heft, Gütersloh 1925. Ein anderes Beispiel für die Fachrede: Arthur Heffter (1859–1925): Buchheim und Schmiedeberg, die Begründer der experimentellen Pharmakologie. Rede zum Antritt des Rektorates der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1922, Berlin 1922.

116 Josef Felix Pompeckj: Altert die Erde? Feier zum Gedächtnis des Stifter [...] 3. August 1926, Berlin 1926, 3–20; Hymne 20 f. Die Rede begann mit einem kurzen Dank an die Hohenzollern-Könige als Förderer der Universität.

117 Rede zum Antritt des Rektorats [...] Berlin am 15. Oktober 1932, Berlin 1932.

Verbundenheit mit dem [...] im Staat organisierten Volk« (18 f.) Er wandte sich aber gegen den »zu starken Abbau alten liberalen Kulturguts« (19) und kritisierte den »kritisch-weltanschaulichen Vorbehalt, mit dem die Jugend an das Wissen [...] und] an die ältere Generation« herantrete (20). Er forderte wissenschaftliche Disziplin gegen Weltanschauungszumutungen, auch wenn sie im Dienste des Volkes auftreten.

Sein Fachkollege, der Staats-, Verwaltungs- und Kirchenrechtler Heinrich Triepel (1868–1946) konnte diese Zurückhaltung nicht zeigen, den er sprach 1927 über »Die Staatsverfassung und die politischen Parteien«. ¹¹⁸ Auch er begann, indem er die Berliner Gründungserzählung mit den vertrauten Stereotypen aufnahm, um dann in eine intensive Diskussion einzutreten, ob der moderne Staat, insbesondere der deutsche, zum Parteienstaat geworden sei. Er verfolgte kenntnisreich, wie sich das »Verhalten des Staats gegenüber den politischen Parteien« (8) verändert und welche Positionen die Staatsrechtslehre eingenommen hat. Er erkannte eine »vierfache Stufenfolge«: Bekämpfung, Ignorierung, Anerkennung und Legalisierung, und schließlich müßte die »verfassungsmäßige Inkorporation« folgen, worüber jedoch noch keine Klarheit bestehe (8). Das heutige »politische Parteiensystem« begriff er als »die Selbstorganisation, die sich die Massendemokratie geschaffen hat.« (28) Letztlich verlange der Parteienstaat das imperative Abgeordnetenmandat als »Konsequenz des demokratischen Gedankens« (29). Eine Abkehr davon sei nur denkbar »aus der Massendemokratie heraus oder durch deren Überwindung« (30). Vielleicht sei »dies schon im Werden«, etwa durch eine »Führeroligarchie«, die »an Stelle der unverantwortlichen Parteiorganisationen« »verantwortliche Staatsleiter« stellen würde (30). Der Parteienstaat könne nur aufgehoben werden, »wenn die atomistisch-individualistische Staatsauffassung, aus der er geboren ist, aufgegeben und durch eine organische ersetzt worden ist.« (31) Ein solcher Wandel brauche Zeit und lasse sich »nicht diktieren« (31). Triepels Ausblick endete im Ungefähren, offen in die Zukunft hinein: »gemeinschaftsbildenden Kräfte« führen möglicherweise zu einer »neuen Gliederung des Volkes« und gestalten aus einer »seelenlosen Masse eine lebendige ›Einheit in der Vielheit‹«, der Staat wird »nicht abgebaut, sondern im Gegenteil von unten her aufgebaut« (31).

Ein Plädoyer für die neue Republik war das nicht, auch keins gegen sie, doch sie sollte grundlegend verändert werden. ¹¹⁹ Letzteres einte die meisten Reden,

118 Rede bei der Feier der Erinnerung an den Stiften der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. in der alten Aula am 3. August 1927, Berlin 1927.

119 Wie zurückhaltend Triepel sich äußerte, verdeutlicht ein Blick auf die Rede »Selbstbestimmungsrecht als Privatrechtsquelle«, die 1921 sein Fachkollege, der Jurist Robert Mayr-Harting (1907–1948) an der deutschen Universität in Prag gehalten hat. Er plädierte dafür, soziale und wirtschaftliche Fragen den politischen Parlamenten zu entziehen und an ein »Fachparlament«, besetzt von Interessenvertretern, zu übergeben (22). Mayr-Harting wurde 1926 Justizminister der tschechischen »Republik. Die Rede ist abgedruckt in: An Stelle der feierlichen Inauguration des Rektors der Deutschen Universität in Prag für das Bericht das Studienjahr 1920–21, Prag [1922], 9–23.

ganz gleich wer sie vortrug und um welche Themen es ging. Selbst wer für die Weimarer Republik offensiv eintrat, wie der evangelische Theologe Adolf Deißmann (1866–1937), blickte hoffnungsvoll über die Republik hinaus. Er und Walter Nernst blieben unter den 15 Berliner Rektoren der Weimarer Zeit die einzigen, die sich für die Republik engagierten.¹²⁰ Deißmann hielt während seines Rektorat 1930/31 und kurz zuvor drei große Fachreden zur Bedeutung des Weltkrieges für die weltweite ökumenischen Bewegung und zu den neuen Kirchenverfassungen.¹²¹ 1929, als er auf der Stiftungsfeier sprach, und 1930, als er sein Rektorat antrat, verknüpfte er die Erzählung von den »heroischen Ursprüngen [...] unserer Berliner Universität« mit der Hoffnungen, sie werde in der Gegenwart erneut zur »Licht- und Kraftzentrale für Volk und Vaterland« (1930, 141). Auf der Verfassungsfeier, die 1931 fünf Berliner Hochschulen gemeinsamen begingen, erläuterte Rektor Deißmann die verfassungsrechtliche Neuordnung im Verhältnis des preußischen Staates zu seinen Landeskirchen. Damit sei zugleich ein »neues Blatt deutscher politischer Geschichte aufgeschlagen« worden (1931, 23). Eine Fortschrittsgeschichte, urteilte er, eine »freie Volkskirche«, die »ohne Hemmungen durch die jeweilige Staatsraison« handeln dürfe (1931, 24). So ordnete er auch das Konkordat von 1929 zwischen Preußen und dem Vatikan ein. Doch, so schloß er, *ein* Konkordat fehle noch, »das Konkordat zwischen Deutschen und Deutschen.« In dessen Erwartung ließ er die »Verfassungsfeier der Berliner Hochschulen ausklingen« in dem Wunsch, »aus dem Elend der Zeit« mögen »neue Kräfte emporstoßen«, »Kräfte neuer Geistigkeit und neuer Brüderlichkeit, Kräfte des Aufbaus der deutschen Volksgemeinschaft.« (1931, 25) Die Republik der Gegenwart erscheint auch in der Rede ihres Verteidigers als transitorisch.¹²²

Volk, Stamm, Nation, diese Begriffe waren auch in monarchischer Zeit als überstaatliche Legitimitätsebene für das deutsche Universitätsmodell aufgerufen worden. Die Universität als Repräsentant einer Ordnung, die dem Staat vorausgehe. Nach dem Ersten Weltkrieg kam »Volksgemeinschaft« hinzu. Doch

120 Michael Grüttner: Der Lehrkörper 1918–1932, in: [Universität Berlin] Geschichte der Universität Unter den Linden. Bd. 2, 146.

121 Die ökumenische Erweckung. Ein Jahrzehnt zeitgenössischer Kirchengeschichte. Rede [...] Erinnerung an den Stifter [...] 3. August 1929, Berlin 1939; Die Schicksale des Neuen Testaments (1930). In: Bernhardt (Hrsg.): Rektoratsreden, 115–141; Reichsverfassung und Kirchenverfassung. Rede zur Verfassungsfeier am Sonntag, dem 5. Juli 1931, in der Neuen Aula der Universität, gehalten von Herrn Geheimem Konsistorialrat D. Dr. Adolf Deißmann, Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Gemeinsame Veranstaltung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, der Technischen Hochschule Charlottenburg, der Tierärztlichen Hochschule, der Landwirtschaftlichen Hochschule und der Handelshochschule zu Berlin, Berlin 1931.

122 Der Druck enthält am Schluß (25) diese »Korrekturnotiz. Die in dieser Rede geäußerten Urteile sind selbstverständlich unter der Voraussetzung abgegeben, daß die Verfassung in Kraft steht. Sie beziehen sich keineswegs auf die Diktatur der Bürokratie.« Vermutlich hatte Deißmann Reichsreformpläne im Blick, die Preußen in Provinzen aufteilen und in ihnen Kommissare einsetzen wollten.

während bis dahin die Rektoren durchweg Monarchie und Hochschule symbiotisch verbunden sahen, mit einigen Eintrübungen in der napoleonischen und der vormärzlichen Ära, konnten nach dem Ende der Monarchie diese vor-staatlichen Begriffe als Gegenpol zur ungeliebten Republik genutzt werden. Volksgemeinschaft, Volk, Nation gegen den Nationalstaat zu stellen, das war neu. Dazu kam es in Deutschland und Österreich erst in der Republik.¹²³ Neu war auch, Nation durch Rasse zu ersetzen, wie es der Geograph Robert Gradmann (1865–1950) als Erlanger Rektor 1925 in seiner Rede »Volkstum und Rasse« getan hat.

Gradmann prüfte, wie in der Fachliteratur aller an »Rasseforschung« beteiligten Disziplinen »Rasse« verstanden wurde, entwarf eine globale »Anordnung der Menschenrassen« nach Klimazonen und fragte, was die bisherigen Forschungsergebnisse für die deutsche Bevölkerung bedeute. Von deutscher Nation sprach er nicht, sondern von Volk und Volkstum. Er definierte: »Deutsch ist nicht so viel wie Germanisch und Germanisch nicht wie Nordisch.« Es sei die »Rassemischung«, die spezifisch deutsche Verhaltensweisen erklären könnte, wie musikalische Begabung, Fleiß, »fanatische Ordnungsliebe, ein gewisses schwerfälliges, kleinbürgerliches Wesen« (14). Solche Stereotypen waren seit langem üblich, sie wurden hier auf »Rasse« umgepolt. Um das Schrumpfen des nordischen Anteils an der süddeutschen Bevölkerung zu verlangsamen, dachte er über eine Wirtschaftssteuerung nach rassepolitischen Kriterien nach – wirken Industrie und Großstädte »rasseverschlechternd« und bedrohen »das Volksganze?« Vor allem aber gelte es, »dem einzelnen Volksgenossen das Rassebewusstsein zu schärfen« (16). Der Geograph ersetzte das Bild einer politischen Mainlinie, das in Deutschland spätestens seit dem innerdeutschen Krieg 1866 geläufig war, durch eine Art Mainlinie der Rassenmischungen und plädierte dafür, den »Austausch zwischen Nord und Süd« zu stärken. Die »deutsche Einheit« gehöre »nicht bloß politisch und kulturell zu unseren höchsten Gütern«, sondern auch rassepolitisch.

Staat und Nation spielten in dieser Fachrede eines Geographen keine Rolle, es ging um Volk und Rasse. Seine Rasselehre bot eine vermeintlich sichere wissenschaftliche Grundlage, denn er stützte sich ausgiebig auf Fachliteratur. An solche Versuche, den »deutschvölkischen Bestand« (16) zu sichern, konnte die nationalsozialistische Rassenpolitik anknüpfen, wenngleich Gradmann noch

123 S. etwa die Rede von Seeborg (Am. 112); die Fachrede des deutschnationalen Rektors Gustav Roethe: Der Dichter des Parzival. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III. in der Alten Aula am 3. August 1924 gehalten. Berlin 1924; zu Jena s. *Langewiesche* (2007); in Graz der Geograph Robert Sieger: Die Geographie und der Staat, in: Die feierliche Inauguration des Rektors der Grazer Universität für das Studienjahr 1925/26. Graz 1925, 37–52; oder 1922 in Wien die Rede Rektors Diener (Anm. 108); der antisemitische Botaniker Hans Molisch (1856–1937) beendete 1926 seine Antrittsrede »Deutsche Kulturarbeit in Japan« im Beisein des Bundespräsidenten mit der Hoffnung, der »schöne Traum der Deutschösterreicher [...] mit dem Mutterland Deutschland« bald vereinigt zu werden (Antrittsrede, gehalten am 28. Oktober 1926, Wien 1926); Gustav Riehl: Über Entwicklung und Forschungswege der neueren Dermatologie. Inaugurationsrede, gehalten am 25. Oktober 1921, Wien 1921.

vor der »Verhimmelung der Nordrasse« warnte, doch, so fügte er hinzu, für »die Mehrzahl unserer Rasseforscher [sei sie] die edelste und wertvollste aller Menschenrassen überhaupt.« (15) Ihre Geschichte mute wie »ein einziges Heldenepos« an, geboren »aus dem nordischen Mutterschoß, der vagina gentium« (14).

Gradmann erwähnte nicht die Republik, in der er lebte, seine Vorschläge zur Zukunftsgestaltung blieben politisch neutral. Wie sich das 1933 änderte, zeigte bereits die erste Rektoratsrede an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin im nationalsozialistischen Deutschland. Der medizinische Anthropologe Eugen Fischer (1874–1967) erklärte, der Begriff des völkischen Staates ersetze fortan den des »Nationalstaates im alten Sinn«. ¹²⁴ Er bemühte erneut die Berliner Gründungserzählung, doch in seiner »biologischen« Geschichtssicht lief sie nun auf den völkischen Staat der Nationalsozialisten zu. In München suchte 1933 der Entomologe Karl Escherich (1871–1951) den nationalsozialistischen Staat aus seinem Spezialgebiet, der Termitenforschung, einzuordnen: arbeitsteilig im »Dienste der Gemeinschaft« (13). Der Termitenstaat komme dem »idealen Totalstaat« so nahe, daß er den Menschen als »Vorbild« dienen könne (17). Auch das Leben der Völker sei den »Gesetzen der biologischen Anpassung unterworfen«. Die Gegenwart befinde sich in einem »ungeheuren Anpassungssturm«, in dem in die Völker »die nationalen inneren Kräfte ihre Lebensmächtigkeit erproben müssen.« (24). ¹²⁵

In der Bundesrepublik entschwand »Nation« weitgehend aus dem Themenfeld der Rektoren, wie auch in der Gesellschaft. Im Krisendiskurs der Nachkriegszeit dienten »christliches Abendland« und »Europa« als Hoffnungszeichen, ¹²⁶ später wurde »Nation« vornehmlich im internationalen und im innerdeutschen Wettbewerb aufgerufen, um Frauen aus der Wissenschaft auszugrenzen (dazu Kap. 5 und 6) oder wenn Rektoren über die »Weltwirkung des Nationalismus« nachdachten. So der evangelische Theologe Heinz-Dietrich Wendland (1900–1992), Professor für Christliche Gesellschaftswissenschaften in Münster, als er 1965 zum Antritt seines Rektorats über »Nationalismus und Patriotismus in der Sicht der christlichen Ethik« sprach. ¹²⁷ Der Nationalstaat, wie man ihn aus dem 19. Jahrhundert kannte, sei vergangen, doch an den »neuen Staatenbildung in Afrika und Asien« zeige sich die »außerordentliche, politische Missionskraft«,

124 Eugen Fischer. Der Begriff des völkischen Staates, biologisch betrachtet. Rede bei der Feier der Erinnerung an den Stifter der Berliner Universität, König Friedrich Wilhelm III. in der Alten Aula am 29. Juli 1933, Berlin 1933, 10.

125 Karl Escherich: Termitenwahn, München 1934. Ders.: Biologisches Gleichgewicht. Eine zweite Münchener Rektoratsrede über die Erziehung zum politischen Menschen, München 1935 (Biologie als nationalsozialistische Leitwissenschaft. Marxismus und Kommunismus als »biologische Irrtümer«). Zu Escherich vorzüglich *Winthrop-Young*, *The Social Politics of Karl Escherich's 1933 Inaugural Presidential Lecture*.

126 Zu den Rektoratsreden eingehend *Schwartz*, *Tradition mit Innovation*, V–VI; *Paletschek*, *Universität im und nach dem Krieg* (2006).

127 *Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster*, 58, Münster 1965, Zitat 7.

die weiterhin von der »Idee der Nation« ausgehe (9). Im Antikolonialismus erweise sie wie zuvor in Europa seit der Französischen Revolution ihre Fähigkeit, zu mobilisieren und zu integrieren. Nach der Entstehung der europäischen Nationalstaaten und dann der »Zuspitzung des Nationalismus zum Nationalsozialismus und Faschismus« habe nun in Afrika und Asien als dritte Phase der »Nationalismus der Gegenwart« begonnen (10). Ihm stehe die Ökumene der Kirchen gegenüber, an die sich die Forderung nach »Nationalkirchen« richte. Der Theologe entwarf eine offene Situation, die eine christliche Ethik benötige, welche die gesellschaftliche Kraft der Idee Nation anerkennt, aber die »christliche Nationalstaatsethik« überwindet (20). Er hoffte auf ein globales Lernen aus der europäischen Geschichte, damit sich die Militanz des Nationalismus im Prozeß der Dekolonisierung nicht wiederhole.

4.4. Universalität der Wissenschaft – Nationalität der Universitäten

Das Spannungsverhältnis universal-national sprachen die Rektoren in zweierlei Form an. Dezidiert, aber theoretisch dürftig und inhaltlich nur sehr knapp, nicht selten oberflächlich redeten sie darüber, wenn sie das deutsche Universitätsmodell im Vergleich vor allem zu Frankreich und England priesen. Das wird im anschließenden Kapitel 5 zum Wettbewerb näher dargestellt. Inhaltlich genauer und ausführlicher, doch theoretisch ebenfalls wenig reflektiert und meist nur implizit taten sie es, wenn sie über die Entwicklung ihres Fachs oder über gegenwärtige Forschungsprobleme in ihrem Spezialgebiet referierten. Wie schon im vorherigen Kapitel »Forschen bildet« erläutert, galt es keineswegs als eine Zumutung gegenüber den Laien unter den Zuhörern, über solche Fachprobleme beim Antritt des Rektorats zu sprechen. Ging es doch darum, das Auditorium in der Fachrede am Forschungsprozeß teilhaben zu lassen, um zu zeigen, wie wissenschaftliche Bildung in der nie abgeschlossenen Auseinandersetzung mit offenen Fragen entstehe. Eine solche Konzeption von Bildung durch Forschung beanspruchte per se Universalität. Denn sie war einer Universitätsidee verpflichtet, welche die Universität, mit Rudolf Stichweh zu sprechen, mit Wissensproduktion und Wissensvermittlung verbindet und dieses Wissen nicht durch Zeit und Ort seiner Verwendung festlegt.¹²⁸ Die organisatorische Bindung an den einzelnen Staat oder die ideelle an eine Nation steht dieser Form von Universalität nicht entgegen.

Auch ein weiteres Kriterium, das Stichweh in seinen Überlegungen über die »Universalität der europäischen Universität« im Mittelalter und der frühen Neuzeit anführt, erfüllte das deutsche Universitätsmodell; und das gilt auch

128 *Stichweh*, *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität*, 23. Zum Folgenden 15–23.

real für die meisten der Universitäten wie sie sich im deutschen Sprachraum im 19. Jahrhundert entwickelt hatten: die Universalität von Forschung und Lehre in dem Sinne, daß alle Wissenschaften an der Universität vertreten sind. Das Modell »deutsche Universität« und ihr Bildungskonzept waren ausdrücklich darauf ausgerichtet. Universalität als Zusammenwirken aller Wissenschaften innerhalb der Universität, die *Universitas litterarum* (dazu Kapitel 2), nannten die Rektoratsreden immer wieder als eine der Abgrenzungen zur französischen Wissenschaftsorganisation in Spezialschulen.

Was Universalität des Wissens in der jeweiligen Wissenschaft bedeute, führte die Fachreden der Rektoren eindringlich vor Augen. Da gab es keine territorial-staatlichen oder nationalen Grenzen. Viele junge deutsche Forscher, so 1881 der bereits zitierte Hofmann über sein Fach Chemie, sind nach Frankreich, England und Schweden gegangen, um dort die Chemie als Experimentalwissenschaft zu studieren, als das an deutschen Hochschulen noch nicht möglich gewesen sei. Er verfolgte dann ihre Wege auf Professuren in Deutschland und berichtete über die fachlichen Innovationen, die von ihnen ausgingen.¹²⁹ Der Anatom Hertwig blickte 1904, wie bereits erwähnt, auf die Errichtung histologischer Professuren in Wien, Prag, Graz, Budapest und in Frankreich, Rußland und Italien, bevor deutsche Hochschulen nachfolgten.¹³⁰ Ähnlich erzählte der Rostocker Rektor 1902 die Geschichte seines Fachs, der Mathematik, als eine europäische Erfolgsgeschichte, ausgehend von Frankreich und in geringerem Maße von Italien. Sein Fach komme dem »Ideal einer Weltsprache nahe, nicht an Nationen und politische Grenzen gebunden«. Doch er schloß seinen Vortrag mit diesem Bekenntnis: »Das System der exakten Wissenschaft selbst hat keine Nationalität, aber wir, die wir die Wissenschaften pflegen und die deutsche Jugend in ihre lebendigen Werkstätten einführen wollen, wir stehen auf dem Boden des Vaterlandes, dem zu dienen unser Stolz ist, eine Vaterlandes, dessen Ehre auch unsere Ehre ist.«¹³¹ Nicht alle Fachgeschichten endeten so emphatisch national, doch das Bekenntnis zur Universalität von Wissenschaft mit der Territorialität oder Nationalität ihrer Nutzung zu verbinden war üblich.

Nur selten wurde es als nebensächlich gesehen, wo die Forschungsfront verlief. »Jede Wahrheit wird Gemeingut, sobald sie ausgesprochen ist. Was vorschlägt es, wer sie zuerst aussprach? Die Quelle verrinnt im Bache, die Bäche im Strome, und aller Ströme Wasser verrinnen im ewigen Meere. So in der Wissenschaft. Wie darf sich da ein einzelner oder ein Volk rühmen, dieser Tropfen, diese Welle stammt von mir?«¹³² Als Legitimationsstrategie für das deutsche Universitätsmodell und die kostspielige Forderung aller Rektoren, es an jeder

129 Hofmann (Anm. 68).

130 Hertwig (Anm. 35), 6.

131 Die Hauptepochen der Entwicklung der neueren Mathematik. Rede gehalten in der Aula der Universität Rostock am 28. Februar 1902 von Prof. Dr. Otto Staude, als derzeitigem Rektor, Leipzig 1902. (Sonderabdruck aus dem »Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung«, 11. Band).

132 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Neujahr 1900 (Anm. 74), 29.

deutschen Universität in vollem Umfang zu realisieren, taugte eine solche irenische Haltung nicht. Da kam der deutsche Kaiser der Realität näher, als er auf der Jahrhundertfeier der Berliner Universität forderte, sie soll ihren »preußisch-deutschen Charakter bewahren. Wohl ist die Wissenschaft Gemeingut der ganzen kulturellen Welt, und ihre Errungenschaften machen heute vor keinem Grenzpfahl mehr Halt. Und dennoch – wie jede Nation ihre Eigenwart wahren muß, wenn sie ihre selbständige Existenz und ihren Wert für das Ganze behaupten will – bleibe der Alma mater Berolinensis stets bewußt, daß sie eine deutsche Universität ist.«¹³³

Man kann dieses Beharren auf dem Dienst der Universität an der Nation und dem Staat, der sie unterhält, als zeittypisch charakterisieren. Das trifft gewiß zu. Doch es gilt zu beachten, daß damals die Vorstellung von der Nation als einer überzeitlich gültigen Organisationsform des Menschen dominierte. In der Nation, so hatte es der Historiker Wilhelm Giesebrecht 1859 metaphorisch ausgedrückt, würden »die Gedanken Gottes sich gleichsam verkörpern«.¹³⁴ Zur gleichen Zeit nannte sein Erlanger Amtskollege es »ein Naturgesetz nach welchem die Menschheit in verschiedene Nationen, Völker und Stämme zerfällt«.¹³⁵ So sahen es viele Rektoren, und sie bezogen es auf die Universität und die Wissenschaft. Nur gegliedert in »Nationen und nationale Gemeinschaften des Wissens« könne »die Menschheit die Welt des Wissenswürdigen allseitig umfassen«, postulierte 1864 ein protestantischer Theologe in seiner Berliner Rektoratsrede.¹³⁶ Er zeigte sich überzeugt, das Christentum habe den »Naturgrund der Völker gereinigt« und alles »Aechtmenschliche« mit der Nationalität vereint. Also ein Werk der Universalisierung, das in die Universität hineinwirke. Denn die »wachsende Durchdringung« des Nationalen und des Universalen erzeuge »die kräftige Lebensbewegung unserer Universitäten«. Wissenschaftlichen Fortschritt im nationalen Gehäuse, doch im »universalen Geist« verlangte er von ihnen (8 f.).

Der protestantische Theologe sprach indirekt auch die Frage von Universalität und Religion an, indem er den wissenschaftlichen Impuls in der deutschen Nation von der Universität Wittenberg ausgehen sah. Andere waren nicht so zurückhaltend, wenn sie Martin Luther den »grössten Universitätslehrer« nannten, »den die Weltgeschichte kennt.«¹³⁷ Katholizismus und Wissenschaft galten

133 Jahrhundertfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 10.–12. Oktober 1910. Bericht im Auftrag des Akademischen Senats von dem Prorektor Erich Schmidt. Berlin 1911, 38.

134 Giesebrecht: Die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft, in: Historische Zeitschrift. 1 (1859) 8.

135 Eduard Joseph Schmidtlein: Die Bedeutung der Universitäten für die Erhaltung eines gemeinsamen Rechtszustandes in Deutschland. Rede beim Antritte des Prorektorats der Königlich Bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität [...], Erlangen 1857, 4. Schmidtlein (1798–1875) war Jurist.

136 Rede gehalten am 15. October 1864 von I[saa]k A[ugust] Dorner, d.Z. Rector der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1864, 10. S. auch Anm. 34.

137 Kirchhoff 1883 (Anm. 7).

vielen als im Grunde unvereinbar. So hatte 1859 Boeckh in seiner Berliner Rektoratsrede geurteilt,¹³⁸ und so wütete Virchow gegen die »Versumpfung« der Wiener Universität, weil es den Habsburger gelungen sein, den »protestantischen Geist niederzuwerfen«.¹³⁹ Als Max Lenz 1911 die nicht realisierte Konzeption des Philosophen Fichte für die Gründung der Berliner Universität mit »Papsttum der Wissenden« charakterisierte, war das wohl die schärfste Verurteilung, die im universitären Milieu des protestantischen Deutschland möglich war.¹⁴⁰

Die Stiftung der mittelalterlichen Universität durch den Papst hatte zu ihrer Universalität gehört. Im Zeitalter von Nation und Nationalstaat wurde hingegen das Bekenntnis eines Professors zur katholischen Kirche als Hindernis gesehen, die Universalität der Wissenschaft in der eigenen Forschung und Lehre achten zu können. Seit dem späten 19. Jahrhundert wurde es aber generell immer schwieriger, Universalität als ein Spezifikum der deutschen Universitätsmodells zu fassen. Die Rektoren verteidigten durchweg die *Universitas litterarum* als Abgrenzungskriterium gegen andere Formen der Hochschulorganisation, doch daß in den einzelnen Disziplinen überall universal im Sinne von staatenübergreifend geforscht wurde, bestritten sie nicht, denn sie demonstrierten es ständig in ihren Fachreden.

Als Universalität und Nation immer wenige dazu taugten, ein deutsches Universitätsmodell zu begründen, mußten andere oder zusätzliche Legitimationsstrategien entwickelt werden, um die Leistungsfähigkeit von Hochschulen inner- und zwischenstaatlich, europäisch oder global zu vergleichen. Wie die Rektoren damit umgingen, berichtet das folgende Kapitel.

138 S. oben S. 3.

139 Anm. 33.

140 Max Lenz, Freiheit und Macht im Lichte der Entwicklung unserer Universität. Rede zum Antritt des Rektorates der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin gehalten in der Aula am 15. Oktober 1911, Berlin 1911, 6.

5. Wettbewerb in der Forschung, Gleichheit im Bildungsauftrag

Das deutsche Universitätsmodell sah Bildung aus Forschung hervorgehen. Der Bildungsauftrag machte Universitäten und Dozenten zu Gleichen, die Forschungspflicht zu Konkurrenten. »Sinn und Aufgabe moderner Universität« ist es, den »Typus des wissenschaftlichen Menschen« zu formen. So 1927 der Marburger Rektor Rudolf Otto (1869–1937), eine prägende Gestalt der Religionswissenschaft.¹ »Bildung zur Universalität« (9), indem am »Einzelobjekte« (15) geforscht wird, Forschen als »die immer lebendige Arbeit am Problem«, eine Lebensform, »auf der Universität erworben«, um sie »in die Arbeit des Berufes« zu übernehmen und lebenslang zu bewahren (17). Diesen »Typus moderner akademischer Kultur«, diese »Geistesart [...] zu bilden« (16), bestimmte der Marburger Rektor, wie alle seine Amtskollegen (Kapitel 3 berichtet davon), als die Hauptaufgabe der Universität. Sie galt allen gleichermaßen, allen Hochschulen und allen, die in ihnen forschten, lehrten und studierten, unabhängig vom Fach.

Sich wissenschaftlich bilden, indem man forscht oder im Studium Forschung zumindest nachvollzieht, möglichst aber an sie herangeführt wird, dieser Kern des deutschen Universitätsmodells war auf Gleichheit angelegt, doch geforscht wird im Wettbewerb, Forschung als Kampf, wie die Rektoren zu sagen pflegten. Auch deshalb suchten sie lange, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, Frauen von dieser Kampfarena fernzuhalten und von der Professur auszuschließen (dazu Kapitel 6). Forschung als Kampf, aber doch auch auf Zusammenarbeit angewiesen. Wie gingen die Rektoren damit um?

Zunächst wird gefragt, wie haben sie das deutsche Universitätsmodell im internationalen Vergleich bewertet? Hier geht es um Konkurrenz zwischen unterschiedlichen Organisationsformen von Wissenschaft und um Strategien, den eigenen nationalen Weg gegenüber den Entscheidungsmächtigen im Staat und den Einflußreichen in der Gesellschaft zu legitimieren. Und es geht darum, wie die Rektoren den Wandel einschätzten, der von den politischen Umbrüchen im 20. Jahrhundert und den staatlichen Eingriffen in der Gegenwart ausging. Als Stichworte zu letzterem: Europäisierung und Globalisierung, Bologna-Reformen und Exzellenz-Wettbewerb. Danach wird erörtert, wie die Rektoren, wenn sie als Experten über ihr eigenes Fach sprachen, Kooperation und Wettbewerb gegeneinander abhoben. Wer kooperierte und konkurrierte in diesen Erzählungen – Nationen, Staaten, »Systeme«, Universitäten, Labore und Institute, Personen?

1 Sinn und Aufgabe moderner Universität. Rede zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Philipina zu Marburg (Marburger Akademische Reden 45), Marburg 1927, 10. Jörg Lauster u. a. (Hg.): Rudolf Otto, Berlin 2014, insb. die Beiträge in Kap. VII.

Wie veränderten sich die Kooperations- und Wettbewerbsinszenierungen, die Rektoren seit dem 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart entworfen haben? Angesichts der tiefgreifenden Veränderungen im späteren 20. Jahrhundert tritt es in diesem Kapitel stärker in den Vordergrund.

5.1. Deutsche Überlegenheits Erzählung: »im Alleinbesitze der rechten Universität«

Warum konnte ausgerechnet in Deutschland, das sich »unter den großen Culturvölkern das Institut der Universitäten am spätesten [...] aneignete«, dieses europäische Erbe derart perfektioniert werden, daß es nun, »man darf fast sagen, im Alleinbesitze der rechten Universität ist«? So fragte der Theologe und Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger, als er 1866 in München das Rektorat antrat.² Den Hauptgrund fand er in der *Universitas litterarum*, einer »Eigenthümlichkeit« (26) im deutschen Universitätsmodell, die im »Wetteifer« »fortschreitender Forschung« über alle Fächer hinweg jedem bewußt halte, »nur ein Glied eines großen Organismus« zu sein (27 f.). Döllinger sah die Hochschulen Europas und Nordamerikas in einem Systemwettbewerb. Das deutsche beschrieb er als ein fächerübergreifendes Netzwerk, das im »Wechselverkehr des Gebens und Empfangens« (27) sich ständig erneuere. Die deutsche Universität als innovative Kommunikationsgemeinschaft, von den Zeitgenossen *Universitas litterarum* genannt (dazu Kapitel 2). Döllinger sprach vom »geistigen Band«, das alle »Glieder einer Hochschule« organisch verbinde (27). Diese Organisationsform habe sich als derart überlegen erwiesen, daß in der Gegenwart »Universitäten im wahren Sinne« (31) nur dort zu finden seien, wo sie sich den deutschen angeglichen haben. Er nannte die Schweiz, Holland, Dänemark und Rußland. Döllinger band dieses Universitätsmodell zwar an Eigenheiten, die er der deutschen Nation zuschrieb, doch er verstand es als ein Vorbild, das sich universalisieren lasse. Ein Weltmodell.

Es war kein Zufall, daß in der Zeit der beiden Einigungskriege besonders intensiv nach den Besonderheiten deutscher Universitäten gefragt wurde. Auch »Politiker und Intellektuelle verschiedener europäischer Staaten« taten es, auch sie glaubten an einen Zusammenhang von Kriegserfolg und deutschem Universitätsmodell.³ Rektoren haben ihn im Kriegsjahr 1870 in ihren Reden behauptet, und sie taten es auch später immer wieder (dazu Kapitel 4.1.). Nicht alle steigerten sich in Döllingers Überlegenheitsgestus, der in seiner Münchener Rede

2 Die Universitäten sonst und jetzt. Rectorats-Rede gehalten am 22. Dezember 1866 von Dr. Joh. Jos. Ign. von Döllinger, d.Z. Rector, München 1867, 28. Zu dieser Rede s. auch Kapitel 2.2.

3 Giarrizzo, Die deutsche Universität in der Geschichte Italiens, 273.

neben dem deutschen Modell nichts gelten lassen wollte. Nicht einmal Universität wollte er die anderen nennen. Doch Überlegenheitserzählungen waren es allesamt. Zwei Berliner Beispiele. 1869 sprach der schon mehrfach zitierte Physiologe Emil du Bois-Reymond »Über Universitätseinrichtungen«, 1877 der Physiker Hermann Helmholtz (1821–1894) »Über die akademische Freiheit der deutschen Universitäten«.⁴ Mögen die deutschen Hochschulen auch einige Mängel aufweisen, so der Physiologe, sind sie doch »im ganzen denen aller übrigen Länder überlegen« (358). An »ihrer Gestaltung hat jahrhundertlang gleichsam die ganze Nation gearbeitet.« (359) Auch er hob den Leistungsvergleich sofort auf die Ebene Nation, ein Systemwettbewerb, in dem er die deutsche Universität (wie auch die deutsche Nation) als eine Einheit auftreten ließ. In der Beschreibung ihrer Vorzüge folgte du Bois-Reymond dem vertrauten Muster. In den Kapiteln 2 und 3 wird es nachgezeichnet. Freiheit der Lehre, der Forschung und des Studiums in einer Universität, in der die »Gesamtheit der Wissenschaften« (360) gegenwärtig ist, anders als in Paris, wo die Fakultäten isoliert voneinander arbeiten. Deshalb sei sein Fach, die Physiologie, in Frankreich trotz einzelner hervorragender Repräsentanten hinter den Forschungsstand zurückgeblieben, erstarrt im Gestrigen, denn es habe die von »der reinen Physik und Chemie ausgegangene Wandlung nicht durchgemacht« (362).

Es fehle die »Universalität der Lehre« (359), die nur in der *Universitas litterarum* möglich sei. Der französische Unterricht, zugeschnitten auf die »handwerksmäßige Ausbildung des Durchschnittskopfes« (361), ermögliche keine wissenschaftliche Bildung, sondern bleibe in der »Atmosphäre einer praktischen Fachschule« (362) stecken. Zudem fehlen in Frankreich zwei Besonderheiten, die das deutsche Universitätsmodell so innovativ und leistungsstark gemacht hätten: das Honorar in Form der Hörgelder und die Privatdozentur. Das Honorar erzeuge »eine erste persönliche Beziehung« und gebe »dem Studierenden billigerweise Anrecht auf Rat und Hilfe des Lehrers« (365). Vor allem aber ermögliche das Honorar das »vom Auslande beneidete Institut des Privatdozenten« (366). »Das Honorar ist es, welches so dem Lehrkörper der deutschen Universitäten den nie stockenden Nachwuchs junger Kräfte zuführt, von denen der kühne, rastlos fortschreitende Geist der deutschen Lehre ausgeht« (366). Das Honorar schütze auch den staatlich bestellten Professor vor Druck von oben in politischen und religiösen Fragen. Du Bois-Reymond schloß seine Rektoratsrede vom 15. Oktober 1869 mit einem stolzen Blick auf den Krieg, der die staatliche Einheit erfüllen werde, »zuerst gedacht worden« sei sie aber auf den deutschen Universitäten (368). Der Kriegserfolg bezeugte im Bild, das der Berliner Rektor entwarf, die Überlegenheit »unseres Universitätsorganismus« (367) im internationalen Systemwettbewerb.

4 Du Bois-Reymonds Rektoratsrede von 1869 in: du Bois-Reymond in zwei Bänden. Erster Band, 356–369; Helmholtz' Rektoratsrede von 1877 wird zitiert nach dem Druck Berlin 1878.

Helmholtz dachte 1877 in Berlin, wie schon zuvor in seiner Heidelberger Prorektoratsrede von 1862,⁵ über die »Umformung der Universitäten« durch die modernen Naturwissenschaften nach. Er hob die deutschen von den englischen Universitäten Oxford und Cambridge ab, die diese Entwicklung ungeachtet bedeutender Wissenschaftler in ihren Reihen nicht mitgemacht hätten. Die französischen Hochschulen beschrieb er wie sein Amtskollege. Die Lehrer müssen »nur gute receptive Talente« sein, »um Schülern auch von mässiger Begabung ausreichende Kenntnisse für die Routine ihres Berufes zu geben.« (14) Davon grenzte er die »Universitäten deutscher Zunge« ab, »von Dorpat bis Zürich, Wien und Gratz [!]« (16). Zur Freiheit der Lehre und des Studium gebe es »nichts Aehnliches« unter den »übrigen Europäischen Völkern« (18). Auch er betonte die Innovationskraft, die von den Privatdozenten ausgehe.

Neben dem Systemvergleich sprach Helmholtz auch die Konkurrenz zwischen den Universitäten und der außeruniversitären Forschung an. Im Unterschied zu England, wo viele bedeutende Forscher keine Verbindung zu einer Universität gehabt haben, sei es den Universitäten unter dem deutschen »System« gelungen, die besten »wissenschaftlichen Köpfe« an sich zu ziehen (26). Institutionelle Konkurrenten hatte er noch nicht vor Augen. Doch auch seine Amtsnachfolger haben die neuen außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie die Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin, die Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft oder die Industrieforschung nicht als Konkurrenten gesehen.⁶ Sie waren nicht beunruhigt, weil dort nicht gelehrt wurde. Die Lehre stand aber im Kern des deutschen Universitätsmodells – vorausgesetzt sie schöpfte aus Forschung und wurde vorgetragen von Forschern. Deshalb galten reine Forschungsstätten nicht als innerstaatliche Konkurrenten. Mit ihnen kooperierte man.

Helmholtz schloß seine Rektoratsrede 1877 mit dem Appell an die Studenten, sich des deutschen Weges würdig zu erweisen – »selbst erarbeitete Ueberzeugung« im forschungsnahen Studium als »Richtschnur des Handelns« für das gesamte Leben. Er schlug eine zeitliche Brücke in die Reformation, als »Deutschland [... zuerst für das Recht solcher Ueberzeugung aufgestanden ist und dafür als Blutzeuge gelitten hat«. Es stehe weiterhin »im Vorrang dieses Kampfes«, eine »erhabene weltgeschichtliche Aufgabe«, und die Studenten »sind jetzt berufen daran mitzuarbeiten.« (30) Höher ließ sich das deutsche Universitätsmodell im Systemwettbewerb der Nationen nicht verankern. Daß Helmholtz mit der Re-

5 Ueber das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften. Rede zum Geburtsfeste des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich von Baden und zur akademischen Preisvertheilung am 22. November 1862 von Dr. Hermann Helmholtz, Grossherzoglich Badischem Hofrathe und ordentl. Professor der Physiologie, dermaligem Prorektor, Heidelberg 1862.

6 Daß diese Einrichtungen schon im Kaiserreich von Hochschullehrern als Konkurrenz wahrgenommen wurden, zeigt mit einigen Belegen Waßer, 117 f. In den Rektoratsreden ist das erst nach 1945 zu finden.

formation eine protestantische Legitimationsgrundlage anbot, entsprach dem Selbstbild, das an den deutschen und auch den schweizerischen Hochschulen vorherrschte.

5.2. Systemwettbewerb im 20. Jahrhundert

Wettbewerb als Systemkonkurrenz blieb auch im 20. Jahrhundert ein Thema, das in den Rektoratsreden häufig zur Sprache kam. Nach dem Ersten Weltkrieg dominierten weiterhin die nationalen Abgrenzungen. Im vorherigen Kapitel sind einige dieser Reden vorgestellt worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat der Ost-West-Konflikt in den Reden an deutschen Hochschulen ins Zentrum. Die staatliche Teilung zwang dazu. Wie Rektoren im östlichen Deutschland auf die deutsch-deutsche Systemkonkurrenz blickten, wird in einem eigenen Abschnitt (5.4.) betrachtet.

Schweizer Rektoren sprachen auch über Systemkonkurrenz, doch seltener und allgemeiner. So der Maschinenbauingenieur Walter Traupel (1914–1998), der als Rektor der ETH Zürich über »Technik, Geist und Ungeist« (1961) und »Fragwürdiger Fortschrittsglaube« (1964) nachgedacht hat.⁷ Das Thema Systemkonkurrenz durchzieht, ohne das Wort zu verwenden, diese kulturkritischen Reden. 1961 konfrontierte er die »fundamentale Unwahrhaftigkeit« einer Gesellschaft, die alles auf den »sogenannten hohen Lebensstandard« ausrichte, mit dem Kommunismus, den man angesichts »seiner wirklichkeitsfremden Planerei [...] noch viel mehr ablehnen« müsse (11 f.). Er sei mit »Wahrhaftigkeit« in »allen Bereichen des menschlichen Lebens« unvereinbar, »unsere Wirtschaft« hingegen nicht (12). Den Kommunismus definierte er als »die vollkommenste Verwirklichung des Bösen in unserem Jahrhundert« (12). Der Maschinenbauingenieur gehörte zu denen, die eine Wirtschaft, die auf immer größeren Verbrauch angelegt ist, auf die »Katastrophe« zulaufen sahen (13). Er pries die »schöpferischen Arbeiten auch in der Technik« (16) und verlangte, damit verantwortungsvoll umzugehen. »In der geistigen Auseinandersetzung gibt es kein Recht des Stärkeren.« (17) Worauf er hoffte, um »in Menschenwürde und sinnerfüllt leben« zu können (18), hätten seine Amtsvorgänger wissenschaftliche Bildung genannt. Doch anders als seine Amtsvorgänger sah er sie nicht in jeder Forschung angelegt, sondern vornehmlich in der »Philosophischen und Staatswissenschaftlichen Abteilung«, die auch an der ETH »mehr Beachtung« finden müssten (18).

1964 führte der ETH-Rektor seine kulturkritischen Erörterungen weiter. Nicht mehr an den Segen des Fortschrittes zu glauben, rechnete er nun »zum Typischen der geistigen Situation des Mitteleuropäers«. Darin unterscheide er sich »mindestens graduell vom Amerikaner. Dies ist mitbestimmend für unsere ganze Stellung innerhalb der modernen Welt.« (6). Systemkonkurrenz

7 Veröffentlicht Zürich 1962 und 1965.

bestimmte er nun dezidiert als das Ringen der Weltkriegssieger. Rußland lebe »noch vollständig im 19. Jahrhundert, denn der Kommunismus ist ja die zur Absurdität gewordene Extremform des für jene Epoche so typischen Fortschrittsgedankens. Er will den Fortschritt mit Gewalt erzwingen. Aber auch der Amerikaner, weit entfernt davon, eine Tyrannei ausüben zu wollen, bekennt sich mit einer uns befremdenden Vorbehaltlosigkeit zum Glauben an die Menschheitsbeglückung durch den Fortschritt.« (6) Die Einwände, die »wir Mitteleuropäer« (6) vorbringen, wertete er als Zeichen für »unsere Hilflosigkeit« (7). Typisch für »den europäischen Wissenschaftler« sei es, mitzuarbeiten »an einem Fortschritt, an dessen Segen er nicht glaubt.« (10) Sich dem zu entziehen, sei der »Totalitätsanspruch des naturwissenschaftlich-zivilisatorischen Fortschrittsgedankens« zu mächtig (10). Daraus erwachse das Gefühl einer »Sinnlosigkeit« als Kennzeichen »für die moderne Welt« (11). Den Nationalsozialismus begriff er als den verbrecherischen Versuch, »aus der Sinnlosigkeit des modernen Lebens ausbrechen zu können.« (11) Auch in der Schweiz nahm er »Verheerungen« in den »Herzen der Menschen« wahr, angerichtet durch »die wirtschaftliche Prosperität« (12): ständiges Wirtschaftswachstum als vermeintlich »einzige Variante zur Katastrophe« (12), ein Leben ohne »Gnade« (13). Seine Krisendiagnose mündete nicht in einem Aufruf zum Verzicht, sondern zu Demut und Empathie. Zeichen dafür erkannte er in der der Haltung von Schweizern während des ungarischen Aufstandes und im Mitleid mit Tieren. So seltsam diese Koppelung anmuten mag, beides stand bei ihm für die Systemkonkurrenz – mit den kommunistischen Staaten und mit einer Religion, die an »Seelenwanderung glaubt« (18). Der ETH-Rektor sah sich und seine Universität auf der richtigen Seite im Kampf der politischen und religiösen »Systeme«.

Weitaus zurückhaltender ordnete 1981 der St. Galler Rektor Emil Küng⁸ (1914–1992), ein Volkswirt, den Wettbewerb der »Wirtschaftssysteme« (8) zwischen »Markt- und Konkurrenzwirtschaft« (3) und Kommunismus in eine allgemeine Betrachtung von »Lebenszyklen« ein, die er von Individuen über Normen und Institutionen bis zu Staaten führte. Die Hochschule bestimmte er als eine jener Institutionen, die »im Prinzip fast unsterblich« sind, wenngleich ihre Mitglieder wechseln (15). Welche Rolle den Hochschulen im Systemwettbewerb und im »Lebenszyklus« von Staaten zukomme, suchte er nicht zu bestimmen. Ein Jahrzehnt danach, 1991, las sein Züricher Amtskollege⁹ aus der Geschichte der Universitäten von den mittelalterlichen Anfängen bis in die Gegenwart die Botschaft, in dem wechselnden Spannungsverhältnis zwischen Kirche, Staat und Wirtschaft könne die Hochschule ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn sie als eine

8 Der Lebenszyklus. Aulavorträge 13. Festrede am Hochschultag 1981 der Hochschule St. Gallen, St. Gallen 1981.

9 Hans Heinrich Schmid: Sacerdotium – Imperium – Studium. Die Universität im Spannungsfeld der Kräfte. Rede des Rektors gehalten an der 158. Stiftungsfeier der Universität Zürich am 29. April 1991. Jahresbericht 1990/91. Schmid (1937–2014) war evangelischer Theologe.

eigenständige Institution anerkannt werde. Den Untergang der DDR begriff er als empirischen Beleg. »Staat, Wirtschaft und Universität waren gleichgeschaltet der gleichen Doktrin unterworfen. Und alle drei sind untergegangen.« Kein Triumph, »vielmehr Mahnung« für die eigene Gesellschaft. (15).

Mit ihr reagierten Rektoren auf die »Trendwende in der staatlichen Hochschulpolitik«, die auf »Ressourcenabbau« hinauslaufe.¹⁰ Um ihn zu rechtfertigen, erfanden Wissenschaftsministerien verhüllende Sprachformeln wie Solidarpakt (Baden-Württemberg) oder Qualitätspakt (Nordrhein-Westfalen), die es schwer machten zu widersprechen, ohne als Tugendverweigerer dazustehen. Die Schweizer Bundesrätin Ruth Dreifuss forderte, als sie 1993 an der Universität Bern die neue »Wissenschaftsförderungsbotschaft« des Bundesrates vorstellte, eine gesamtschweizerische »Verzichtsplanung« zwischen den Hochschulen.¹¹ Systemkonkurrenz spielte sich in ihrer Sicht auf drei Ebenen ab: innerschweizerisch – »Bewährungsprobe für den kooperativen Föderalismus« (7) –, europäisch und global. Den Hochschulen wies sie in diesem Wettbewerb eine zentrale Position zu, denn sie trügen die »Hauptverantwortung für die Zukunft des Denkplatzes Schweiz«, dessen Qualität wiederum die »Zukunft des Werkplatzes Schweiz« bestimme (6f.).

Wettbewerbsfähigkeit stieg im ausgehenden 20. Jahrhundert zur »ubiquitären Letztbegründung« in der Wissenschaftspolitik auf.¹² Wettbewerb gehörte zwar von Beginn an zum deutschen Universitätsmodell,¹³ doch nun erhielt er eine zuvor unbekannte Dimension mit einer Fülle neuer Steuerungsmöglichkeiten, an denen zahlreiche außeruniversitäre Institutionen und Expertenkommissionen mitwirkten. Wie umstürzend sich die Situation verändert hatte und wie kontrovers der Traditionsbruch bewertet wurde, lassen die Reden erkennen, die gehalten wurden, als 1999 an der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal nach achtjähriger Amtszeit der Rektor wechselte. Es sprachen zunächst der scheidende Rektor, dann der sozialdemokratische Wissenschaftspolitiker Peter Glotz, damals Gründungsrektor an der Universität Erfurt, und der für die Hochschulpolitik in Nordrhein-Westfalen zuständige Staatssekretär Wolfgang Lieb. Danach hielt ein hochschulpolitisch aktiver wissenschaftlicher Mitarbeiter die traditionelle Bildungsrede. Und schließlich sollte der neue

10 So der der Mathematiker Karl Peter Grotemeyer (1927–2007), langjähriger Rektor der Universität Bielefeld, in seiner Rede zur Rektorwahl in der Konventssitzung am 4.2.1987 (Uni.archiv Bielefeld Ko 55; diese und weitere unveröffentlichte Reden verdanke ich Martin Löning, Uni.archiv).

11 Sind wir dem richtigen Weg? Rede von Frau Bundesrätin Ruth Dreifuss, in: Jahresbericht zum Studienjahr 1993/94, Bern 1994, 5–10, 9.

12 So Leendertz, Die Macht des Wettbewerbs, 258; für die Hochschulen Szöllösi-Janze, Archäologie des Wettbewerbs. Zu den Methoden, Wettbewerb zwischen Universitäten zu messen: MacLeod/Urquiola, Why does the United States have the best research universities?

13 Vgl. Waßer, Von der »Universitätsfabrick« zur »Entrepreneurial University«.

Rektor sprechen¹⁴ Die Rektoratsübergabe blieb also ein Ort des öffentlichen Gesprächs der Universitätsleitung mit staatlichen Entscheidern und politisch Einflußreichen, doch nun sprachen beide Seiten und zeigten, wie unterschiedlich sie die Lage der Hochschulen beurteilten.

Der scheidende Rektor Erich Hödl (geb. 1940), ein Ökonom, zog eine Bilanz, welche die Landespolitik scharf kritisierte: »dramatischer Wandel« des Bildungssystems, »Verwissenschaftlichung der Gesellschaft« mit der Folge von »Massenbetrieb« (11), auf den die Organisation und die Finanzausstattung der Hochschulen nicht abgestimmt wurden. Die Unterfinanzierung werde bleiben, ohne die sogenannten Drittmittel, die jenseits der normalen Etats eingeworben werden müssen, ist Forschung kaum mehr möglich. Der »Intensivierung des Wettbewerbs« (12 f.) diene alles, was die Wissenschaftspolitik den Hochschulen verordne: Entlassung in die Autonomie mit Globalhaushalt, Akkreditierung, Evaluation und leistungsbezogener Besoldung – historisch korrekt müßte es heißen: die Leistungskriterien, von denen früher das Professoreneinkommen abhing (Zahl der Berufungen und der studentischen Teilnehmer in den Lehrveranstaltungen), wurden durch weitere ergänzt oder ersetzt. Die »Humboldtsche Universität« sei nicht tot, doch die »wettbewerbliche Selektion« werde sie künftig auf die »Kernbereiche« mit florierender Forschung begrenzen (13). Im gesellschaftlichen Wertewandel sei die Vorstellung einer Wissenschaft »für alle« entstanden, »alle wollen sie anfassen«, und immer mehr Probleme soll sie lösen (14). Der künftigen Wissensgesellschaft prognostizierte eine »sehr bunte Landschaft von staatlichen und privaten Angeboten im tertiären Bildungsbereich« (14 f.).

Der Ökonom brachte auf den Punkt, was den Hochschulen in den vergangenen zwei Jahrzehnten »zugemutet« worden war – viel mehr Studierende und Absolventen, nur sehr geringe Aufstockung des Personals, erheblich weniger Finanzmittel pro Studierende. Dennoch sei die »Qualität der Abschlüsse im internationalen Vergleich [...] hoch geblieben, so daß der »Vorwurf der mangelnden Leistungsfähigkeit der deutschen Hochschulen nur als absurd bezeichnet« werden könne (15 f.). Seine Umbruchsbilanz endete in Stolz auf das trotz allem Erreichte, verbunden mit der »Hoffnung auf eine einigermaßen wissenschaftsorientierte Hochschulentwicklung« (17) in der Zukunft, verbunden mit konkreten Vorschlägen für eine hochschulinterne Organisationsreform mit flachen Hierarchien.

Der erfolgreiche Weg der Hochschule Wuppertal mußte gegen die Hochschulpolitik des Landes erreicht werden – dieser Kern-Botschaft des bisherigen Rektors folgte ein Aufruf zum offensiven Traditionsbruch mit der europäischen,

14 Rektoratsübergabe. Die Reden. Im Auftrage des Rektorates hgg. v. der Presse- und Informationsstelle der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal, 1999. Für Auskünfte zur damaligen Situation bin ich Prof. Dr. Klaus Mecke (Professor für Theoretische Physik an der Universität Erlangen-Nürnberg) dankbar, der für die Gruppe der wiss. Mitarbeiter gesprochen hatte. Er war damals Mitglied der ständigen Senatskommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs, hatte 1998 den Wissenschaftspreis des Landes NRW erhalten und einen »Tag des wissenschaftlichen Nachwuchses« organisiert.

insbesondere der deutschen Hochschulpolitik durch den Gastredner Peter Glotz. Wenige Jahre zuvor, 1996, hatte er mit seinem Buch »Im Kern verrottet? Fünf vor zwölf an Deutschlands Universitäten« Aufsehen erregt, nun verkündete er: »die Zukunft der Saurier, wenn sie denn eine haben sollten, liegt in einer mächtigen Abmagerungskur.« (35). Der Rektor hatte zuvor die Folgen einer solchen Kur beschrieben. Auch Glotz beklagte die Unterfinanzierung. Sein Ausweg hieß, die Hochschulen müßten sich das Geld anderswo »besorgen, das sie vom Staat nicht mehr bekommen.« (28) Der Hochschulpolitiker forderte die »wettbewerbliche Hochschule« (28) mit offenen personellen Übergängen zur Wirtschaft. Nur so könne das »Absinken der deutschen, österreichischen oder französischen Universitäten im Vergleich zu den führenden fünfzehn oder zwanzig Spitzeninstituten« in der Welt gestoppt werden (26). Als Wissenschaftspolitiker verlangte Glotz den »Befreiungsschlag« (29), als Gründungsrektor an der Universität Erfurt war er mit den geringen finanziellen Handlungsspielräumen einer Hochschulleitung vertraut. Er sprach vom »Wettbewerb unterschiedlicher Gesellschaftssysteme«, doch in der postsowjetischen Zeit wechselten die Konkurrenten. Nun gehe es um den Wettbewerb »zwischen den USA, Japan, den ›kleinen Tigern‹ und Europa« (35).

Peter Glotz anlässlich einer Rektoratsübergabe zu einem Vortrag »Über das Verhältnis von Wissenschaft und Politik in der Bundesrepublik Deutschland« einzuladen, versprach Provokation. Staatssekretär Wolfgang Lieb, der nächste Redner, nahm sie und die Kritik des scheidenden Rektors auf. Er stimmte einigem zu, wehrte sich jedoch gegen das Wort Unterfinanzierung, es stehe für »altes Denken« (39), lobte die Steigerung des Hochschulhaushaltes in Nordrhein-Westfalen und charakterisierte Glotz' Hoffnung auf potente Finanziere jenseits des Staates als illusionär.

Nach diesen drei Kontroversreden, die alle von einem Traditionsbruch ausgingen, aber für unterschiedliche Formen der künftigen Universität warben, sprach der Physiker Klaus Mecke als Vertreter des wissenschaftlichen Mittelbaus. Sein Thema »Was bedeutet der zweite Hauptsatz der Thermodynamik« hatte er mit dem Rektorat nicht abgestimmt. So kam es inmitten des Traditionsbruchs doch noch ungeplant zur traditionellen Bildungsrede, die man früher stets von dem neuen Rektor erwarten durfte. Die Fachrede, einst Mittelpunkt bei Rektoratswechsel, war nun zum »genuin wissenschaftlichen Farbtupfer«¹⁵ geworden, eine Zierde, mehr nicht.

Zum Abschluß sollte der neue Rektor Volker Ronge (geb. 1943) sprechen. Der Soziologe und langjährige Prorektor wollte in seiner Antrittsrede über die heutige Hochschule nachdenken und ankündigen, er werde »ein Universitätsmodell vertreten und verteidigen, das des Zusammenhanges mit der deutschen Tradition nicht völlig entsagt: das Modell der Universität als einer vergleichsweise eigenständigen, selbstverwalteten Körperschaft« (75). Seine Rede wurde jedoch »aus kontingenten Gründen« (7) nur gedruckt. Möglicherweise weil der Staats-

15 So der neue Rektor Volker Ronge in seinem Vorwort zu der Broschüre mit den Reden (5).

sekretär die Landespolitik unvorhergesehen ausführlich gegen die Kritik seitens seiner beiden Vorredner verteidigt hatte. Die Feier wäre wohl zeitlich aus dem Ruder gelaufen, und der Landesvertreter hätte auf die nochmalige Kritik, nun durch den künftigen Rektor, nicht mehr antworten können.

Es war ein ungewöhnlich provokativer Festakt. Kritik an der staatlichen Hochschulpolitik gehörte zwar zur Tradition der Rektoratsübergabe. Doch im ausgehenden 20. Jahrhundert trug diese Tradition nicht mehr, der Bruch mit ihr ließ sich nicht mehr übersehen (dazu Kapitel 3.7). Die Reden, die 1999 in Wuppertal gehalten wurden, bezeugen es. Der scheidende Rektor, der eine Bilanz der politischen Zumutungen gegenüber der Hochschule vortrug, und der Wissenschaftspolitiker, der allseitiges Versagen beklagte und einen radikalen Umbruch verlangte – beide Reden »haben mich wirklich provoziert«, bekundete der Staatssekretär (49). Ungewöhnlich war auch, die Provokation durch die Vorredner hallte nach, als er zum Schluß dem künftigen Rektor versicherte: »Sie können die Urkunde noch ablehnen. Aber ich hoffe und wünsche, daß Sie die Urkunde annehmen.« (49) Das tat er.

Die Unsicherheit, mit der die Hochschulpolitik die Universitäten konfrontierte, ließ 1999 den Rektoratswechsel in Wuppertal zu einem provokativen Akt werden, in dem die konträren Positionen offen vorgetragen wurden. Auch der neue Rektor stimmte in diese Linie ein. Seine ungehaltene Rede endete mit zwei Botschaften. Das Land möge die Hochschulen nicht als »nachgeordnete Behörden« behandeln (75), und die NRW-Rektorenkonferenz soll sich nicht zu einer »Landes-Hochschulbehörde nach dem Muster der Schulverwaltung« machen lassen (77). Man war sich in Wuppertal zwar einig, das deutsche Universitätsmodell, wie es im 19. Jahrhundert entstanden war, funktioniere nicht mehr, was an seine Stelle treten sollte, blieb hingegen streitig, doch es sollte wettbewerbsfähig sein – national, europäisch und global.

Die Reden der nun langjährig amtierenden Rektoren drehten sich durchweg um die neuen Wettbewerbsbedingungen. Als Beispiel ein kurzer Blick auf die Bonner Friedrich-Wilhelms-Universität zwischen 2009 und 2015.¹⁶ Der Literaturwissenschaftler Jürgen Fohrmann (geb. 1953) sprach in seiner Antrittsrede 2009 von einer »Systemumstellung«, die »Konkurrenzabschätzungen systematisch in das Wissenschaftssystem« einbaut, mit »Ressourcenzuweisungen« (7f.) koppelt und alles unter einen »Expansionsimperativ« (5) stellt. Eine »Kultur ständiger Selbstbeobachtung, Selbstbewertung und Selbstrechtfertigung« sei entstanden (6f). Als er am 18. Oktober 2011 das Akademische Jahr eröffnete, sprach er von »einer immer noch nicht ganz erledigten Trauerarbeit« (2). Bonn war nicht zu einer der Exzellenzuniversitäten gekürt worden, hatte aber einige Projekte in die zweite Phase gebracht. Künftig gelte es, sich auf die »Stärkung des

16 Die folgenden Bonner Reden sind Online auf der Website der Universität einzusehen. Allerdings wechselt die Adresse, unter der sie gespeichert sind. Zuletzt (21.10.2024): <https://epflicht.ulb.uni-bonn.de/urn/urn:nbn:de:hbz:5:2-6953>.

internationalen Wissenschaftsstandorts Bonn« durch Kooperation von Stadt, Land, Bund und Wirtschaft zu konzentrieren (29).

Wie sich die »Handlungsoptionen der Universitäten in den vergangenen Jahren grundlegend« verändert hatten (3), ließ sich 2009 bis in die technokratische Sprache der Abschiedsrede Rektor Matthias Winigers (geb. 1943) verfolgen. Der Schweizer Geograph konstatierte einen »überraschende[n] Paradigmenwechsel: »Institutionelle Unabhängigkeit, Output-orientierte Lehr- und Forschungsprofile, institutionalisierter Wettbewerb, leistungsbezogene Ressourcenzuteilung« (3). Den »Bologna-Prozess« begrüßte er trotz vieler Fehlentwicklungen, die korrigiert werden müssen. Es gehe darum, europaweit die »Vergleichbarkeit von Studienstrukturen und -abschlüssen« zu sichern und das »europäische Bildungssystem in der globalen Konkurrenz in eine vorderste Position« zu bringen (5). Auch er bedauerte, daß die »Verleihung des Labels ›Eliteuniversität‹ (verbunden mit erheblichem Mittelzuwachs) vorerst versagt blieb« (6), listete dann aber auf, was dennoch erreicht worden ist: ein Exzellenzcluster, zwei Graduiertenschulen, dazu Erfolge im Förderwettbewerb des Landes. Wettbewerb und Planung unter dem »Credo« »fokussierte Vielfalt«, darauf müsse alles ausgerichtet werden (9).

Als der Entwicklungsbiologe Michael Hoch (geb. 1961) 2015 das Rektorat übernahm, stellte er dem wie stets prominent besetzten Auditorium vor Augen, woran in der Gegenwart die nationale und globale Reputation einer Universität bemessen werde: internationale Forschungsrankings, »Drittmittelströme der öffentlichen Förderinstitutionen«, dargestellt im jährlichen Förderatlas der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Zahl ihrer Stipendiaten seitens der Humboldt-Stiftung, »Grants« des Europäischen Forschungsrates. Regionale Verankerung bleibe wichtig, doch im Zentrum stehe die »Vernetzung«, um »gemeinsam als Wissenschaftsregion gegen die Großräume Berlin, München oder die Rhein-Main-Region bestehen« zu können (5).

Wettbewerb auf allen Ebenen, auch innerhalb der Hochschule. Die Bonner Rektoren nannten öffentlich erfolgreiche Fächer und Personen, erfolgreich im Wettbewerb um Geld und Ehrungen. Sie erwähnten stets auch die Bedeutung der Lehre, doch im Mittelpunkt stand die Forschungskraft. Sie wird wettbewerblich gemessen, die Lehre zielt auf einheitliche Bologna-Standards. Während die Rektoren in der Ära des deutschen Universitätsmodells die Gleichheit der Bildungsuniversität in den Mittelpunkt gestellt hatten, kreisten die Reden seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts um die Forschungsuniversität. Scharf zugespitzt: Das Wissenschaftsmanagement im deutschen Universitätsmodell zielte auf Gleichheit im Bildungsauftrag, das heutige hierarchisiert nach Forschungsleistung. Darin bekundet sich der tiefen Umbruch der Institution Universität in der Gegenwart. Sie wurde neu »erfunden«, wie zuvor im frühen 19. Jahrhundert.

5.3. Kooperation und Konkurrenz in der Forschung

Naturwissenschaften

Wer forscht kooperiert und konkurriert. Auch international. »Forschung kennt keine politischen Grenzen«¹⁷, wenngleich sie zum »Wettkampf der Völker«¹⁸ gehört. So zwei Physiker in ihren Rektoratsreden in Frankfurt am Main und Dresden kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Richard Wachsmuth, letzter Rektor der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt, blickte 1913, als vielerorts das vermeintliche nationale »Erwachen« der Deutschen im »Befreiungskrieg 1813« gefeiert wurde, auf das »Jahrhundert der Naturwissenschaften«. Begonnen habe es, als während der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege »die ganze alte Welt in ihren Grundfesten erzitterte. Doch im Reiche der Wissenschaft weiß man nichts von den Stürmen des Krieges, und die Forschung kennt keine politischen Grenzen.« (20) Das traf zwar auch damals nicht zu, und der Weltkrieg, der bald begann, sollte es erneut bekräftigen. Doch Wachsmuths Rede verfolgte die Entstehung der modernen Physik bis zur Relativitätstheorie ungetrübt von Kriegen. Er tat es europäisch. Das war üblich, wenn ein neuer Rektor zum Amtsantritt sein (naturwissenschaftliches) Fach vorstellte und Forschungswege nachzeichnete. Selten notierte er die Nationalität der Forscher, die er würdigte. Ihre Ergebnisse galten als »Eigentum der Menschheit« (23). Französische, englische und deutsche Forscher standen im Zentrum von Wachsmuths Wissenschaftsgeschichte, beginnend um 1800, als »gänzlich neue Anschauungen« entstanden, »die größtenteils auch heute noch die unsrigen sind.« (20) Er verfolgte die Geschichte der Physik, ihre Abkehr von der »spekulativen Philosophie« und die »Vereinigung von Theorie und Experiment« (33) in den Bereichen Wärme-, Licht- und Elektrizitätslehre. Wichtig war es dem Frankfurter Rektor hervorzuheben, »daß große Entdeckungen nicht nur einem einzelnen Kopf entspringen, sondern daß die Zeit reif wird für sie und die gleichen Gedanken bei mehreren Forschern auftreten.« (30) Das »zweite große Weltgesetz« von der Erhaltung der Energie ist zwar »für immer an die Namen von Robert Mayer und Helmholtz geknüpft«, doch neben ihnen haben James Prescott Joule, Ludwig August Colding und Gustav-Adolf Hirn innerhalb von nur fünf Jahren »unabhängig voneinander die gleiche Entdeckung teils theoretisch, teils experimentell« gemacht (30 f.). Ein Brite, ein Däne und ein Franzose teilten sich in dieser Fachgeschichte mit zwei Deutschen den Ruhm. Das letzte

17 Richard Wachsmuth: Physik vor hundert Jahren, in: Rektoratswechsel an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt am Main am 5. November 1913, 20. Zu dieser Rede auch Kapitel 3.3.

18 Hans F.H. Görges: [Wirtschaftliche Bedeutung von Erfindung und technischer Wissenschaft] Festrede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs gehalten am 23. Mai 1914, in: Bericht über die Königl. Sächs. Technische Hochschule Dresden für das Studienjahr 1914/15. Hgg. von Rektor und Senat, Dresden 1915, 10–17, 12.

Wort erhielt in Wachsmuths Fachgeschichte ein französischer Wegbereiter der Relativitätstheorie, der Mathematiker Henri Poincaré, weil er die Wissenschaft einen lebenden Organismus genannt hat, in dem alle Ideen zusammenlaufen und auch die von gestern nicht untergehen.

Wachsmuths Blick auf die Entstehung der modernen Physik verschwieg nicht die Konkurrenz zwischen Forschern auf dem Weg zu neuen Erkenntnissen, doch er entwarf einen auf Kooperation angewiesenen Weg, auf dem staatliche Grenzen kein Hindernis bedeuteten. Deshalb konnte die Nationalität der Forscher unerwähnt bleiben. In vielen Fachreden fehlten Namen ganz oder nur wenige wurden erwähnt. Im Mittelpunkt stand das Problem, an dem eine internationale Experten-Gemeinschaft arbeitet, sei es im Gespräch oder ohne Kontakt miteinander. So verfuhr auch Max Planck, als er 1913 in seiner Berliner Antrittsrede seine Fachgeschichte der Physik dort begann, wo sein Frankfurter Kollege aufgehört hatte: um 1900.¹⁹ Das Ende des bisherigen physikalischen Weltbildes, über das Planck sprach, ließ er aus Kampf hervorgehen, aber nicht unmittelbar zwischen Personen, sondern zwischen Theorien und Hypothesen, die Physiker aufstellen, experimentell testen und neu formulieren. Wenn er Namen nennt, dann nur als Verständnishilfe: »die Maxwell-Lorentzsche Elektrodynamik« (355) als bedeutsam für die Relativitätstheorie. Planck ließ nicht einfließen, daß James Clerk Maxwell ein Schotte und Hendrik Antoon Lorentz ein Niederländer war. Neben ihnen nannte er nur noch Aristoteles, Demokrit und Helmholtz. Die »Quantenhypothese« (358), der Mittelpunkt seiner Rede, stellte er ohne Forschernamen vor. Als sein Berliner Fachkollege Walther Nernst 1921 als Rektor das Gespräch über die Physik fortsetzte,²⁰ erwähnte er zwar 24 Wissenschaftler – ausschließlich Männer, die in Europa forschten, die Hälfte Deutsche, fünf Franzosen –, doch auch bei ihm traten sie als Glieder einer Forschergemeinschaft auf, in der Nationalität keine Rolle spielt. Das Wissenschaftsgespräch, in das dieser Physiker kurz nach dem Ersten Weltkrieg einführte, blieb also international. Das sagte er nicht, es galt ihm offensichtlich als selbstverständlich.

Die Internationalität naturwissenschaftlicher Forschung stand auch im Mittelpunkt, als 1881 der Berliner Rektor mit dem Titel seiner Rede eine Hymne auf die preußische Wissenschaftspolitik anzukündigen schien: »Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirme der Hohenzollern«.²¹ August Wilhelm Hofmann (1818–1892) verknüpfte zwar seine Geschichte der Berliner Lehrstühle für Chemie mit der Universitätsgründung im »nächtigen Schatten verhaßter Fremdherrschaft auf Deutschlands Gauen« (3), und er pries die

19 Neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis, 1913. Diese Rede wird oben in Kapitel 2.3. näher vorgestellt.

20 Zum Gültigkeitsbereich der Naturgesetze, Rektoratsreden aus den Jahren der Weimarer Republik (Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin). Berlin 1992, 13–29. Zu dieser Rede Nernsts s. auch Kapitel 4.3.

21 Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 3. August 1881 in der Aula der Universität gehalten von dem zeitigen Rector August Wilhelm Hofmann, Berlin 1881.

preußische Forschung, die dazu geführt habe, daß »wir« in der Gegenwart »den transatlantischen Colonien nicht länger tributpflichtig sind« (5) – er hatte die Zuckerindustrie und ihre Ableger vor Augen –, doch seine Rede war trotz des Bekenntnisses zu Preußen ganz auf die Forschungsinternationale gestimmt. Er bot eine naturwissenschaftliche Fortschrittsgeschichte, in der die Entwicklung der Universitätschemie in Berlin und generell in Deutschland ihre entscheidenden Impulse aus Frankreich, Schweden und England erhalten hatte.²² Hofmann, der dank seiner Berufserfahrung in London einer der einflußreichsten Vermittler zwischen Forschung und Industrie in Deutschland wurde,²³ ließ die Chemie an der neuen Universität zu Berlin als eine Art Ableger von Paris und Stockholm entstehen. In Frankreich hatte »damals die chemische Industrie ihren Hauptsitz« (17), was die dortige Forschung voranbrachte, in Stockholm zog »die mächtige Persönlichkeit des nordischen Meisters« Jöns Jakob Berzelius (1779–1848) junge Forscher aus vielen Staaten an (42).

In Hofmanns Erzählung scharten sich junge Männer in »innigem Freundesbunde« um die »Meister« in Stockholm und Paris und spornten sich wechselseitig zu wissenschaftlichen Pionierleistungen an (34). »Das ist ein frisches, fröhliches Schaffen auf allen Gebieten des chemischen, physikalischen, mineralogischen Forschens! Wohl sucht es Einer dem Andern zuvorzuthun, aber es ist doch immer nur ein Wettstreit, wer die schönste, wer die werthvollste Arbeit als Weihegeschenk an dem Schreine der Wissenschaft niederlege!« (28) Die deutschen »Jünger der Naturwissenschaft« waren damals darauf angewiesen, im Ausland zu lernen, konnte doch keiner der in Deutschland wirkenden Forscher mit den Großen des Fachs in Frankreich, Schweden und England »auf eine Stufe gestellt werden« (27).²⁴ Die Meister gaben ihr Wissen weiter, stellten ihre Labore zur Verfügung und öffneten Berufskarrieren. Nicht einmal Kriege, so der Berliner Rektor, konnten diese grenzüberspannenden wissenschaftlichen Netze beschädigen. Als Heinrich Rose (1795–1864) mit preußischen Truppen als junger Freiwilliger in Paris einmarschierte, sei er mit »einigen der berühmtesten französischen Gelehrten der damaligen Zeit« in Kontakt gekommen und ging dann zu Berzelius nach Stockholm, was seinen Weg auf den Berliner Lehrstuhl 1835 geebnet habe (42 f.). Aus der »Reihe erlesener Schüler zu Füßen des schwedischen Meisters«, die Hofmann namentlich nennt, erhielten vier Professuren für Chemie und Mineralogie in Berlin, einer wurde Professor für Chemie an der dortigen städtischen Gewerbeschule, bevor er auf eine Professur in Göttingen

22 Dies entspricht dem heutigen Forschungsstand; Ursula Klein: Chemische Wissenschaft und Technologie in der Gründungsphase der Berliner Universität, in: [Universität Berlin] Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010. Bd. 4, Genese der Disziplinen. Die Konstitution der Universität, 447–464.

23 *Meinel/Scholz* (Hg.), *Die Allianz von Wissenschaft und Industrie – August Wilhelm Hofmann* (1818–1892).

24 Er nannte Joseph Louis Gay-Lussac (1778–1850), Humphry Davy (1778–1829) und Berzelius (27).

berufen wurde (27).²⁵ Der Freundeskreis der ›Stockholmer‹ half sich wohl auch bei den beruflichen Karrieren.

Wie es die Berliner Ursprungserzählung vorgab – gestiftet im Augenblick höchster nationaler Not und Inbegriff des preußischen Wegs zum deutschen Nationalstaat (dazu Kapitel 4.1.) –, fügte Hofmann den Aufstieg der Berliner Chemie in die preußisch-deutsche Nationalgeschichte mit ihren Kriegen ein, doch für die Fachgeschichte, wie er sie erzählte, blieben Staatsgrenzen bedeutungslos. In seinem Bild kooperierten und konkurrierten Personen und Labore, eingeordnet in eine Leistungshierarchie, in der deutsche Forscher sich erst nach oben arbeiten und die Industrie des eigenen Staates voranbringen konnten, nachdem sie in Paris, Stockholm und auch London ausgebildet worden waren. Es war eine kooperative Form der Konkurrenz unter Wissenschaftlern. Erfolge stimulierten alle, man lernte von den Erfolgreichen, international und innerhalb der Nation. Justus Liebig – Lehrer und Förderer Hofmanns – hatte in Frankreich die Laborforschung in Gemeinschaft mit den Meistern kennengelernt. Diese Arbeitsform übertrug er auf das Studium, als er in Gießen eine Professur erhielt und das »erste öffentliche Universitäts-Laboratorium in Deutschland« gründete, wo »die Kunst, wissenschaftliche Untersuchungen auszuführen, systematisch gelehrt wurde.« (57) So sei »die kleine Universität Gießen der chemische Anziehungspunkt für ganz Deutschland, für Europa, man könnte sagen für die ganze gebildete Welt« geworden (57). Die anderen deutschen Hochschulen und ihre staatlichen Finanziere folgten diesem Vorbild.

Hofmanns Rede feierte die »Meister«, die Forschung und Lehre vereinten. Er scheute sich nicht, Professoren nach ihrer Forschungskraft abzustufen. Doch auch denen, die sich vornehmlich auf die »Darlegung des von Anderen Erforschten« beschränkten, gestand er zu, die »Verbreitung und Ausbildung der chemischen Studien in unserem Vaterlande« gefördert zu haben.²⁶

Am Schluß seiner Rede feierte der Berliner Rektor die »prachtvollen Paläste«, die deutsche Staaten für die Naturwissenschaften errichteten, »dem Dienste der Wissenschaft gewidmet« (55f) auf dem Fundament der militärischen Siege und des deutschen Nationalstaates. Hofmann, in London als Forscher und Wissenschaftsorganisator arriviert, in Europa und den USA hochgeehrt,²⁷ konnte die internationale Vernetzung von Wissenschaftlern problemlos mit staatlicher Konkurrenz und Krieg vereinbaren. Als nur wenige Jahre nach Hofmann der Rektor der Technischen Hochschule zu Aachen die Entstehung der modernen Physik schilderte, verband auch er das internationale Forschungsnetzwerk der Naturwissenschaftler, dessen Knotenpunkte zunächst außerhalb des deutsch-

25 Neben Heinrich Rose nannte er Eilhard Mitscherlich (1794–1865), Gustav Rose (1798–1873), Gustav Magnus (1802–1870) und Friedrich Wöhler (1800–1882), der nach Göttingen ging.

26 So charakterisierte er die Berliner Professoren Karl Daniel Turte (1776–1847) und Sigismund Friedrich Hermbstädt (1760–1833) (26).

27 Informativ zur zeitgenössischen Wertschätzung ist der Artikel »Hofmann, August Wilhelm von« von Bernhard Lepsius in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 50 (1905), 577–589 (online zugänglich),.

sprachigen Raumes lagen, mit dem preußischen Weg in des »deutschen Reiches Herrlichkeit«,²⁸

Wissenschafts- und Nationalgeschichte zu verknüpfen, ließ sich, solange die Monarchie bestand, in Berlin und Aachen kaum umgehen. In der Hauptstadt begannen und endeten die Rektoren im Gedenken an die heroische Gründung ihrer Universität oder sie sprachen wie in Aachen am Geburtstag des Königs und dann des Kaisers. Die Gründungsdaten der anderen preußischen Hochschulen legten den Rektoren nicht die Pflicht auf, ihre Fachreden stets mit Hohenzollern-Verehrung zu schmücken.²⁹ Sie konnten sich darauf beschränken, die Geschichte ihres Fachs als ein ununterbrochenes Forschergespräch darzustellen, in dem Staatsgrenzen und nationale Zugehörigkeit keine Rolle spielten. Man tauschte vielsprachig Beobachtungen aus, diskutierte und stritt über deren Deutung, korrigierte sich wechselseitig, übernahm, was sich durchsetzte oder verteidigte, nicht selten polemisch, die eigene Position. Forschungsdurchbrüche charakterisierten sie als ein zeitgebundenes Geschehen, in dem Einzelne an unterschiedlichen Orten zu vergleichbaren Einsichten kamen, die das kollektive Fachwissen erweiterten und die Forschung in eine neue Richtung führten. Der Anatom und Physiologe Julius Wiesner (1838–1916) hat dafür in seiner Wiener Rektoratsrede 1898 eine ungewöhnliche Formulierung gefunden: »das geistige Heroenthum der alten Zeit« sei durch den »Socialismus des Wissenschaftsbetriebes« besiegt worden.³⁰ So charakterisierte er die Arbeitsteilung als Kennzeichen moderner Wissenschaft. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts seien in der Pflanzenphysiologie englische und französische Forscher sowie der Genfer Nicolas Théodore de Saussure (1767–1845) führend gewesen, inzwischen hätten deutsche Forscher (zu ihnen rechnete er sich) »in den wichtigsten Fragen die führende Rolle übernommen«, und »alle Culturvölker – Japan nicht ausgeschlossen –« seien beteiligt.

Die Zeit war »reif geworden«, hatte der Frankfurter Rektor 1881 gesagt, als er über Innovationen in der Physik sprach. Die Zeit war »reif«, sagte 1951 auch der österreichische Botaniker Siegfried Strugger (1906–1961), als er mit einer Rede zur Geschichte der »Zellentheorie des Lebens« das Rektorat in Münster antrat. Er erzählte von zwei deutschen Forschern, die nach Vorarbeiten vor allem eines schottischen Wissenschaftlers 1838 »das Wesen der Zellenstruktur

28 A[dolf] Wüllner: Entwicklung der Grundanschauungen in der Physik im Laufe unseres Jahrhunderts. Rede zum Geburtsfeste Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Aula der Königlichen Technischen Hochschule zu Aachen am 22. März 1887 gehalten, Aachen 1887, 3.

29 In Bonn begann die Tradition der Rektoratsrede bei Amtsübergabe am 18. Oktober erst 1873, zuvor wurde am Geburtstag des Landesherrn eine Rede gehalten, aber meist nicht vom Rektor. *Klein*, Rektoratsreden besonderer Art, 216.

30 Julius Wiesner: Die Beziehungen der Pflanzenphysiologie zu den anderen Wissenschaften. Inaugurationsrede gehalten am 24. October 1898 im Festsaaale der Universität, Wien 1898, 58 (auch die folgenden Zitate).

zum ersten Male richtig erkannt« hätten.³¹ Ähnlich hatte schon im ausgehenden 19. Jahrhundert sein Jenaer Fachkollege diesen Durchbruch im Jahre 1838 als ein Zusammenspiel von kollektivem Wissen, erarbeitet von Forschern in vielen Staaten, und individueller Deutung charakterisiert. Allerdings bestimmte er die Bedeutung der neuen Sicht differenzierter: »unrichtig und doch in hohem Maasse fruchtbringend, denn sie lenkte die pflanzliche Zellenlehre in neue Bahnen«.³² Zwei Deutsche mit internationalen Karrieren in unterschiedlichen Fächern, die als Weichensteller die zoologische und botanische Zellforschung zusammenbrachten und das kooperative und zugleich kontroverse Dauergespräch der internationalen Forschung in eine neue Richtung lenkten.

1951 verfolgte Strugger die Zellforschung bis in seine Gegenwart. Die beiden Weltkriege tauchten in seiner Fachgeschichte nicht auf. Er entwickelte in seiner Rektoratsrede eine »pangenetische Neuformulierung der Zellentheorie« (21). Diese »Arbeitshypothese« (25) wurde, so legte er offen, zur gleichen Zeit, als er seine Rede niederschrieb, auch in der Schweiz von Borris Ephrussi (1901–1979) formuliert, einem französischen Genetiker, geboren in Rußland (24). Die neue Theorie erweitere »die Denkweise der Biologie« und festige »die klassische Zellenlehre« (26) – Ergebnis eines internationalen Forschungsgesprächs, in dem die neue Idee ebenso wichtig sei wie das Experiment und die »Sammlung von Tatsachenmaterial« (26). Bei allem Stolz auf das Erreichte meinte er, die »Biologie ist heute sicher noch in ihrer vorklassischen Periode.« (27) Das Forschungsgespräch werde weitergehen, international, ohne Grenzen, ein kollektiver Prozeß, von dessen Stand es abhängt, wann Einzelne eine neue wegweisende Idee hervorbringen können.

Wer international kooperieren will, muß sich in der Forschungskonkurrenz behaupten. Deshalb informierte sich der Berliner Anatom und Entwicklungsbiologe Oskar Hertwig 1904 auf einer siebenwöchigen Reise über den Stand seines Fachs in den USA, »dem grossen Land der Zukunft, das auch auf wissenschaftlichem Gebiet mit uns in regen Wettbewerb eintritt«.³³ Noch gelten »unsere Institutseinrichtungen« dort als »vorbildlich« (28). Im »edlen Wettbewerb der Culturnationen unserer Erde« (27) nicht zurückzufallen, erfordere, das Stu-

31 Siegfried Strugger: Die historische Entwicklung und der gegenwärtige Stand der Zellentheorie des Lebens. Rede gehalten anlässlich des Rektoratsantrittes am 11. November 1951, Münster 1953, 13. Die beiden Forscher waren der Botaniker Matthias Jacob Schleiden (1804–1881), der nach Professuren in Jena und Dorpat Privatgelehrter wurde, und der Anatom und Physiologe Theodor Schwann (1810–1882), der in Berlin promoviert wurde und in Löwen und Lüttich Professuren innehatte.

32 Eduard Strasburger: Das Protoplasma und die Reizbarkeit. Rede zum Antritt des Rektorates der Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität am 18. October 1891, Jena 1891, 6. Auch Strugger geht auf die »Richtigstellung« der Zelltheorie Schleidens und Schwanns ein (14 ff.).

33 Oskar Hertwig [1849–1922]: Ueber die Aufgaben anatomisch-biologischer Institute in Unterricht und Forschung. Rede bei Antritts des Rektorats gehalten in der Aula der Königlich-friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1904, Berlin 1904, 28.

dium ständig anzupassen, um in die neuesten Forschungsmethoden einzuführen und trotz notwendiger Spezialisierung den Blick nach nebenan zu öffnen. Dazu machte er Vorschläge.

Um international gesprächs- und konkurrenzfähig zu sein, forderten Rektoren, die erforderlichen Sprachen zu lernen. Als Handelssprachen seien Englisch und Spanisch am wichtigsten, meinte 1914 der neue Rektor in Dresden, wer wissenschaftlich und technisch arbeiten will, brauche vor allem Englisch und Französisch, »vielleicht noch Italienisch«.³⁴ Einer »großen Kultursprache« sei es zwar »unwürdig«, »die Dinge und Begriffe des täglichen Lebens durch Fremdwörter auszudrücken«, doch bei Fachbegriffen sollte man »nur mit großem Takt an die Verdeutschung gehen«, denn die »Internationalität vieler wissenschaftlicher Bezeichnungen« erleichtere die Kommunikation (50).

Wenn Rektoren nach Forschungsleistung hierarchisierten, darf man darin eine Analogie zu den heutigen Forschungsrankings sehen. Meist wurde sie auf das jeweilige Fach und auf einen Staat bezogen. Seltener auf eine Universität. Für Berlin findet man dies wohl häufiger als in den Rektoratsreden anderer deutscher Universitäten, doch das hing von der Persönlichkeit des Redners ab. Wenn der Physiologe du Bois-Reymond 1883 die Sterne an den kleinen Universitäten erloschen wähnte, während »die Summe der in der Berliner Universität und Akademie vereinigten geistigen Kräfte« wüchse und »Berlin zur geistigen Hauptstadt Deutschlands« erhoben habe,³⁵ so war dies in dieser Form eine Ausnahme. Andere mögen es auch gedacht haben, aber man sagte es als Rektor nicht. Du Bois-Reymond wurde zu einem öffentlich präsenten Intellektuellen, weil er sich zu vielen fachfremden Gebieten autoritativ äußerte und keinem Streit aus dem Weg ging.³⁶

In aller Regel anerkannten die Rektoren die Vielzahl deutscher Staaten als einen Vorteil, weil der Wettbewerb zwischen ihnen den Hochschulen zugute kam (dazu Kapitel 4.1.). Wenn in Leipzig der sächsische König als *Rektor magnificientissimus*, ein Ehrentitel, den er 1875 erhalten hatte, Professoren seiner Universität auszeichnete, indem er eine Vorlesung besuchte, diente dies auch dazu, sie gegen die Konkurrenten in Berlin zu stärken.³⁷ Ebenso, wenn ihn »seine« Technische Hochschule Dresden 1913 zum Doktor-Ingenieur Ehrenhalber promovierte,

34 Rede des antretenden Rektors Geheimen Hofrats Professor Dr.-Ing. [Hans] Görges [1859–1946]: Über die dreifache Sprache der Ingenieure, am 28. Februar 1914, in: Bericht über die Königl. Sächs. Technische Hochschule zu Dresden für das Studien-Jahr 1913/14. Hg. v. Rektor und Senat, Dresden 1914, Anlage 10, 45–50, 48.

35 Die Humboldt-Denkmalier vor der Berliner Universität. In der Aula der Berliner Universität am 3. August 1883 gehaltene Rektoratsrede, in: du Bois-Reymond. 2. Band, 1912, 271 f.

36 Zu seinen öffentlichen Reden und zum Veralten seiner Forschung, das seine mediale Präsenz nicht beeinträchtigte, s. *LeberNickelsen*, Wissenschaft im Glaubenskampf.

37 Zum Amt des Rektors in Leipzig: Jens Blecher: Hoch geehrt und viel getadelt. Die Leipziger Universitätsrektoren und ihr Amt bis 1933, in: [Leipzig] Die Leipziger Rektoratsreden 1871–1933, 7–34, 30 f.

nachdem sie ein Jahr zuvor für den königlichen »Gnadenbeweis«, künftig den *Doctor rerum technicarum* verleihen zu dürfen, danken konnte.³⁸

Das einheitliche deutsche Universitätsmodell war auf Wettbewerb angelegt.³⁹ Einen vergleichenden Blick aus den USA Mitte des 19. Jahrhunderts bietet der Bericht eines Theologen, geboren in der Schweiz, in Deutschland ausgebildet und dann über England an das theologische Seminar in Mercersburg (Pennsylvania USA) und später in New York berufen. Philip Schaff (1819–1893) nannte 1857 die Universitäten den Stolz Deutschlands. Als Laboratorien für neue Ideen und Theorien hätten sie stärkeren Einfluß auf das Leben der Nation als Hochschulen in anderen Staaten. Die Berliner Universität stehe an oberster Stelle nicht nur in Deutschland, sondern weltweit. Wenn er jedoch Amerikanern eine deutsche Universität empfehlen sollte, dann Berlin im Winter und den Sommer zwischen Bonn und Heidelberg aufteilen. Wer ein weiteres Jahr zur Verfügung habe, möge die kalte Jahreszeit in Halle, Leipzig, München oder Wien verbringen, die wärmere in Göttingen, Tübingen oder Zürich.⁴⁰ Wie üblich rechnete Schaff die Schweiz und Österreich zur deutschen Hochschulwelt. In der Habsburgermonarchie gebe es anders als in Deutschland keine »kulturell segensreiche Konkurrenz von Herrscherhäusern und Regierungen«. Das habe dazu geführt, bedauerte 1913 der Wiener Rektor, ein Botaniker, daß die »deutschen Provinzuniversitäten«, eine solche Formulierung wäre in Deutschland keinem Rektor über die Lippen gekommen, weitaus besser ausgestattet seien als die österreichischen.⁴¹

Das hatte zwei Jahrzehnte zuvor sein Wiener Amtskollege gänzlich anders gesehen. Eduard Sueß (1831–1914), ein international geehrter Geologe, sprach 1888 »Über den Fortschritt des Menschengeschlechtes«.⁴² Obwohl mit Anmerkungen versehen und so als »wissenschaftlich« ausgewiesen, kam diese Rektoratsrede einer säkularen Predigt nahe – ein »Triumphgesang des Erfolges, welcher aus der Tiefe der Jahrtausende heraufrauscht« (41). Die Universitäten haben sich nationalisiert, aber es sei ein »Wetteifer der Nationen nach dem gleichen Ziele« (42). Die Universität Wien habe stets an diesem Werk mitgewirkt, oft »führend«. »Keine zweite Lehranstalt kömmt ihr heute gleich an Zahl der Hörer«, eine »Zierde des Kaiserreichs« (47).

38 Bericht für das Studien-Jahr 1912/13, Dresden 1913, Zitat 26. Kaiser Wilhelm II. erhielt ebenfalls die Dresdner Ehrendoktorwürde, zu seinem 25. Regierungsjubiläum (Festrede in: Bericht in Anm. 34, Anlage 9).

39 Zum Wettbewerb im deutschen Universitätssystem s. *Baumgarten* anhand der Berufungspolitik und mit anderem Zugang *Ben-David*, 828–843.

40 Schaff: *Germany, its Universities, Theology and Religion*, Philadelphia 1857, 27, 62 f.

41 Richard Wettstein Ritter von Westerheim: *Forschung und Lehre*, in: *Die Feierliche Inauguration des Rektors der Wiener Universität für das Studienjahr 1913/14 am 20.10.1913*, Wien 1913, 47–78, 62 f.

42 Inaugurations-Rede gehalten am 16. October 1888 im Festsale des neuen Universitätsgebäudes von Eduard Sueß, d.Z. Rector der Wiener Universität, Wien 1888.

Diese Fortschrittseuphorie, bei Sueß naturwissenschaftlich grundiert wie bei vielen seiner Fachgenossen, ging im Ersten Weltkrieg unter. Als 1925 in Frankfurt/Main Gustav Emden (1874–1933) »Über die Neuere Entwicklung der Humoralphysiologie«⁴³ sprach, würdigte er vor allem die großen Erfolge seines Fachs in den letzten Jahrzehnten. Den wichtigsten Beitrag zur Vitaminforschung, auf die sich sein Vortrag konzentrierte, habe in der Vorkriegszeit ein Forscher der damaligen deutschen Universität Straßburg geleistet. Seit dem Krieg sei die Führung an englische und vor allem amerikanische Wissenschaftler übergegangen, denen große finanzielle Mittel und zahlreiche Mitarbeiter zur Verfügung stünden. »Gewiß kommen die in Amerika, England und sonst in der Welt gewonnenen Forschungsergebnisse auch der deutschen Wissenschaft zugute, und es wäre erfreulich, wenn die Zusammenarbeit der Völker auf wissenschaftlichem Gebiet möglichst vollständig wiederhergestellt würde.« Doch gerade für Deutschland sei wissenschaftliche Leistungsfähigkeit »eine im höchsten Sinne nationale Angelegenheit«. (12) Zum Abschluß seiner Rektoratsrede forderte er die »jungen Kommilitonen und Kommilitoninnen« auf, sich für das Vaterland zu engagieren und mit ihm »das Deutschlandlied an[zu]stimmen.« 1933 wurde Emden, dessen jüdische Eltern zum Protestantismus konvertiert waren, von Studenten öffentlich gedemütigt.⁴⁴

In den Fachreden der Rektoren in der Weimarer Republik dokumentierte sich weiterhin die Internationalität naturwissenschaftlicher Forschung, nun aber begleitet von Klagen über zu geringe Mittel und der Gefahr, im Wettbewerb zurückzufallen. Als 1924 in Tübingen der neue Rektor Wolfgang Stock (1874–1956) über »Experimentelles Arbeiten auf dem Gebiete der Augentuberkulose«⁴⁵ dozierte, klagte er, bei der »augenblicklichen Lage unseres Staates« sei es kaum mehr möglich, die teuren Experimente zu finanzieren, und er bat um private Hilfen (13). Die »stille zielbewußte Laboratoriumsarbeit« habe »unsere deutsche Wissenschaft in der Welt bekannt und geachtet gemacht«. Solang diese wissenschaftliche Arbeit möglich ist, so schloß er seine Rede, »brauchen wir keine Sorge zu haben – wir werden unseren Platz an der Sonne wieder erringen!« (16)

Das war eine milde Form, an die verlorene Weltgeltung zu erinnern, die es wiederzugewinnen gelte, indem die Universitätsforschung gestärkt wird. Deutlicher wurde der Wiener Paläontologe Karl Diener (1862–1928), als er 1922 forderte, durch »Pflege der Wissenschaft« zu kompensieren, daß der »Traum einer deutschen Weltgeltung [...] in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht zusam-

43 In: Frankfurter Universitätsreden XXII, Frankfurt a. M. 1925, 3–12.

44 Vgl. den Eintrag zu ihm in: Stolperstein-Biographien in Sachsenhausen <https://frankfurt.de/frankfurt-entdecken-und-erleben/stadtportrait/stadtgeschichte/stolpersteine/stolperstein-in-sachsenhausen/familien/emden-gustav>

45 Reden anlässlich der Rektoratsübergabe am 2. Mai 1924 im Festsaal der neuen Aula, Tübingen 1924, 7–16.

mengebrochen« ist.⁴⁶ Sein Wiener Fachkollege Othenio Abel griff 1932 tief zurück in die Reichsgeschichte, ohne aber genauer zu sagen, wo dort, an welchem Vergangenheitsort die Zukunft ansetzen sollte. In seiner internationalen Geschichte der Paläobiologie nannte er »eine der vornehmsten Aufgaben der modernen deutschen Universität«, der »geistigen und seelischen Not« in der »studierenden Jugend« entgegenzutreten, indem »wir« das »alte Österreich« »wieder heimführen [...] ins Deutsche Reich« (116f).⁴⁷ Andere nutzten die internationale Forschung, um aus ihr die Bedeutung ihres Fachs für die Zukunft des deutschen Volks herauszulesen. So der Erlanger Augenarzt Bruno Fleischer (1874–1965), als er 1929 die »Verhütung erblicher Augenleiden« forderte, um dem deutschen Volk seine »Kulturfähigkeiten« zu erhalten.⁴⁸ Während der nationalsozialistischen Herrschaft gehörte er zur Gruppe der Augenärzte, die Sterilisation erblich Kranker befürwortete.⁴⁹

Nach dem Zweiten Weltkrieg blieben die Fachreden der Rektoren aus naturwissenschaftlichen und technischen Fächer international ausgerichtet. Der Vergleich, nun vornehmlich mit den USA, diente weiterhin dazu, die eigene Leistungskraft einzuschätzen und eine ausreichende Finanzierung zu fordern. Ein gern genutztes Argument blieb, die »Konkurrenzfähigkeit unserer Wirtschaft« zu erhalten oder stärken. Sie trat an die Stelle von Nation und Volk. Das Zitat ist der Rede entnommen, mit der sich 1967 der neue Rektor an der Technischen Hochschule Aachen vorgestellt hat. Man sei »im Einsatz von Rechenanlagen gegenüber Amerika im Rückstand«.⁵⁰ Daß sie auch für die Lehre unverzichtbar sind, beglaubigte er mit einer Rede des Präsidenten des *Massachusetts Institute of Technology*, der gefordert hatte, künftig dürfe es »nicht mehr den spezialisierten, professionellen Ingenieur geben; es ist vielmehr nötig, statt des bisherigen Ingenieurtyps gebildete Naturforscher zu erziehen« (29). Das gehörte zum Kern des Bildungsideals, wie es das deutsche Universitätsmodell erstrebte. Seit den 1960er Jahren verlor es an Überzeugungskraft (dazu Kapitel 3.7). Der zitierte Präsident des MIT, Julius Stratton, hatte es an der ETH Zürich kennengelernt, wo er 1928 promoviert worden ist.

46 Carl Diener: Probleme des Lebendigen, aus dem fossilen Material beurteilt. Inaugurationsrede, gehalten am 26. Oktober 1922, Wien 1922, 46. Diener gehörte zu den antisemitisch aktiven Wiener Professoren; [Universität Wien] darin Band 2, hg. v. Mitchell G. Ash/Josef Ehmer, 79.

47 Die Entwicklung der Paläobiologie im Rahmen der Naturwissenschaften, 1932, 116f. Zu Abel und dieser Rektoratsrede s. Kapitel 4.3.

48 Bruno Fleischer: Verhütung erblicher Augenleiden. Rede anlässlich der Übernahme des Rektorats gehalten am 4. November 1929, Erlangen 1930, 3.

49 Rohrbach, Augenheilkunde im Nationalsozialismus, 133.

50 Ansprache und Vortrag »Fertigungstechnik – Synthese der Ingenieurwissenschaften« von Magnifizenz Professor Dr.-Ing. Dr. h.c. Dr. h.c. Herwart Opitz, in: Alma Mater Aquensis. Berichte aus dem Leben der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Band VI 1968, Essen 1968, 23–32, Zitate 29. Opitz (1905–1978) war Professor für Werkzeugmaschinen und Betriebslehre.

Der Aachener Rektor berichtete über die »internationale Zusammenarbeit der wissenschaftlichen Forschungsinstitute«, die in seinem Bereich nach dem Krieg »über die Grenzen der Länder hinweg selbst bei divergierenden politischen Richtungen« institutionalisiert worden ist (26f.). Er berief sich nicht auf das deutsche Universitätsmodell, sondern argumentierte mit »Europa« (32), wo man meine, im Ingenieurstudium müsse die Einführung in »rein naturwissenschaftliche Grundlagen« mit möglichst früher Praxis verbunden werden. Ihm war, fügte er hinzu, kürzlich die Grashof-Denkmünze des Vereins Deutscher Ingenieure verliehen worden, weil er in so großer Zahl »vorzügliche Ingenieure für Wirtschaft und Industrie ausgebildet« habe (32). Internationale Forschungskooperation, um »unserer Wirtschaft rechtzeitig eine Hilfestellung geben zu können« (29), darauf zielte des Rektors Rede. Daß damit auch Eingriffe von außen in die universitäre Selbstverwaltung abgewehrt und abwertende Wahrnehmungen korrigiert werden sollten, hatte der scheidende Rektor zuvor in seiner Rede dargelegt. Er zitierte einen Zeitungsartikel, in dem über das »Schrebergartenkönigreich« von reformunwilligen Institutsleitern gespottet wurde.⁵¹

Wettbewerb hieß für die Universitäten seit jeher auch Budgetkonkurrenz mit den vielen anderen staatlichen Aufgabenbereichen. In der Ära der Bildungsoffensive verschärfte sich diese Konkurrenz. In den Rektoratsreden wurde dies offen angesprochen, wenn etwa Mediziner die expandierenden Kosten für Forschung und Patientenversorgung verteidigten. Als Beispiel die beiden Reden, die der Pathologe Hans Ulrich Zollinger (1912–1989) als Rektor auf den Jahresfeiern der Universität Basel 1974 und 1975 gehalten hat.⁵²

»Medizin am Scheideweg«, dem dramatischen Titel der Rektoratsrede folgte ein dramatischer Einstieg in die Krise des Fortschrittsdenkens, verbunden mit Überlegungen zur Kostenexplosion in der Universitätsmedizin und der staatlichen Reaktion darauf. »Schockartig hat unsere fortschrittsgläubige, auf ihre spektakulären Erfolge in Wissenschaft und Technik so stolze Generation die Erkenntnis überfallen, daß Fortschritt auch Unheil bedeuten kann.« (3) Auch die Medizin müsse sich »dieser lebensbedrohenden Krise der Fortschrittsgesellschaft« stellen (4). Die Basler Regierung hatte eine Personalreduktion um 8,2 Prozent im Kantonsspital beschlossen (9). Das werde die medizinischen Leistungen wesentlich verschlechtern, auch die »Ausbildungsqualität unserer Kliniken« werde »untergraben« (9). Ob »das Volk« damit einverstanden ist, werde sich zeigen. Warum es das nicht sein sollte, dafür gab er eine Vielzahl konkreter Beispiele, abgesichert mit Zahlen aus der Schweiz und vergleichenden Studien, die belegten, daß es sich um eine allgemeine Entwicklung handelte. Als er vor fast 40 Jahren klinischer Assistent war, starben Patienten mit »Oberschenkel-

51 Eröffnung des akademischen Jahres 1967/68. Ansprache des scheidenden Rektors Professor Erich Kühn, ebd. 15–21, 18. Auch er kräftigte seine Ausführungen mit Verweisen auf die USA und England.

52 Hans Ulrich Zollinger: *Medizin am Scheideweg*, Basel 1974; Ders.: *Die Aufgaben der modernen Pathologie in Dienstleistung, Lehre und Forschung*, Basel 1975.

halsbrüchen, einer typischen Verletzung alter Menschen nach einem Sturz, [...] mehrheitlich nach längerem Krankenlager. Die moderne Chirurgie, läßt, vereint mit der segensreichen Narkose-Technik, die Patienten heute nach kurzer Zeit das Spital gehfähig verlassen.« (8) Sein Fazit aus einer Vielzahl solcher Fortschritts-erzählungen: Die hohen Ausgaben lohnen sich »für den einzelnen Patienten und die Gesellschaft« (9) Die Gesellschaft müsse entscheiden, wieviel des möglichen »bio-medizinischen Fortschrittes« (10) sie sich leisten will, in Relation etwa zum Straßenbau oder zu den Kosten, die ihr Alkoholkonsum verursacht.

Im zweiten Jahr seines Rektorats erneuerte Zollinger sein Werben, die »Gesundheit als eines der höchsten Lebensgüter der Menschheit« (3) angemessen zu finanzieren. Nun in der Form der traditionellen Fachrede. Er sprach über »Die Aufgaben der modernen Pathologie in Dienstleistung, Lehre und Forschung«, ausgehend von einem Interview, in dem der belgische Biochemiker Christian de Duve, im Vorjahr mit dem Nobelpreis für Physiologie oder Medizin geehrt, behauptet hatte, die meisten Universitätsinstitute für Pathologie würden nicht auf der Höhe der Zeit arbeiten (3). Nach einem kurzen historischen Rückblick erläuterte Zollinger, welche Aufgaben die stark ausdifferenzierte Pathologie in der Gegenwart erfüllt. Er schöpfte aus eigener Berufserfahrung und aus der internationalen Fachliteratur, um dem Auditorium, überwiegend fachliche Laien, zu verdeutlichen, wie Forschung und Dienst am Kranken in der Pathologie in vielfältiger Form zusammenwirken. Sein Vortrag zielte darauf, die »Trinität: Dienstleistung, Lehre und Forschung« (21) in der täglichen Arbeit der Pathologie sichtbar zu machen und sie zu begründen. Ohne dies vor Augen zu haben, ordnete er sein Fach in das deutsche Universitätsmodell ein: Einheit von Forschung, Lehre und Studium, in der Pathologie ergänzt um Dienstleistung für alle Bereiche der Universitätsmedizin. Er schloß mit einem Appell an »Behörden und Volk«, abseits von »zeitkonformen und emotionellen Schlagworten« die »Untrennbarkeit von Dienstleistung, Lehre und Forschung« zu erkennen und sie auch künftig als »Leitbild unserer kantonalen Universitätspolitik« zu bewahren (22).

Der Basler Rektor argumentierte 1975 wie es die Rektoren im deutschsprachigen Raum seit dem 19. Jahrhundert immer getan haben: Die Universität als Einheit von Forschung, Lehre und Studium, in der Medizin tritt der Dienst am Patienten hinzu, sei unverzichtbar. In der Universitätsmedizin beruhe auf dieser Verbindung ihre Fähigkeit, die Forschung unmittelbar umzusetzen in der Lehre, in der Fortbildung der Ärzte und in der Krankenversorgung. Das nutze dem Einzelnen und der Gesellschaft, der Nation, dem Volk, dem Staat. Konkuriert wurde hier nicht mit anderen Universitäten oder Kliniken, nicht mit anderen Kantonen, sondern mit denen, die ebenfalls öffentliche Mittel beanspruchten. Die Forschungsinternationale erzeugte in dem Bild, das der Basler Rektor von der Pathologie gab, keinen Wettbewerb, sondern half überall, wo man es sich leisten konnte, das medizinische Wissen schneller zu verbessern als jemals zuvor. Das allerdings führte in eine Kostensteigerung, die dazu zwingt, die Relationen in den »Ausgaben des Volkes« (1974, 24) neu zu überdenken. In seiner zweiten Rede konkretisierte er dies: »Quantitative Beschränkung ist ein politischer, ge-

legentlich notwendiger Entscheid. Qualitative Einbusse an einer Universität ist ein Fehler mit unverantwortbaren, auf viele Jahre nicht wiedergutzumachenden Folgen.« (1975, 22)

Ein Jahrzehnt später, 1985, nahm erneut ein Basler Rektor, der Betriebswirt Wilhelm Hill (1925–2017), das Thema auf. Er fragte grundsätzlicher: Wie läßt sich »Die Qualität der Universität« anhand ihrer Aufgaben »Lehre, Forschung und Erbringung von Dienstleistungen« beurteilen?⁵³ Seine Rede leitet zum nächsten Abschnitt über, in dem nach der Einschätzung von Kooperation und Wettbewerb in den Geistes- und Sozialwissenschaften gefragt wird.

Geistes- und Sozialwissenschaften

»Wo steht und wohin geht die Universität Basel heute, 25 Jahre nach ihrer glanzvollen 500-Jahr-Feier?« (5) Um diese Frage sachkundig beurteilen zu können, erörterte Hill, wie läßt sich die Qualität einer Universität und ihrer Forschung bestimmen? Die erste Frage beantwortete er traditionell. Das Programm des deutschen Universitätsmodells war seit den 1960er Jahren in Vergessenheit geraten (dazu Kapitel 3.7), Hill nahm es auf, ohne die Tradition zu kennen, in die er sich stellte. Eine Hochschule ist gut, so definierte er, wenn sie ihre Studierenden befähigt, »sich das Grundwissen und methodische Können an[zu]eignen, das bei eigenständiger Forschungsarbeit und in Berufen, die eine wissenschaftliche Ausbildung bedingen, vorausgesetzt wird.« (5) Die Lehre müsse zudem soziale Kompetenz vermitteln. Der »autonome Mensch«, der sich seiner gesellschaftlichen Verantwortung bewußt ist, als »Ziel universitärer Bildung« (6). Ob dieses Ziel erreicht wird, lasse sich am Berufserfolg der Absolventen erkennen.

Auch für die Forschung, deren Resultate er als »internationale Kollektivgüter« (7) bestimmte, entwickelte der Betriebswirt eine Reihe von Kriterien, die er der internationalen Fachliteratur und den Entwicklungen der Wissenschaftsorganisation entnahm: Zahl der Veröffentlichungen, Reputation der Publikationsorte, Resonanz in der Forschung, Drittmittel für Projekte, Position in »internationalen und nationalen Rangvergleichen« (9) und anderes mehr. Auch die Dienstleistungen aller Art bezog er ein in den Versuch, Leistung von Einzelnen, Instituten, Fakultäten und Hochschulen zu bewerten.

Eine Universität, die nach diesen Kriterien gut abschneidet, leiste mehr als sich an dem unmittelbaren Nutzen, der von ihr ausgeht, erlassen lasse. Ihre Leistungen haben »zivilisatorische Wirkungen«, sie ist eine »Stätte kritischer Reflexion«, eine »Arena des Wettstreits von Ideen und Idealen und damit ein

53 Wilhelm Hill: Die Qualität der Universität. Rektoratsrede gehalten an der Jahresfeier der Universität Basel am 29. November 1985, Basel 1985, 5. Im Jahr zuvor hatte er eine Fachrede gehalten: Auf der Suche nach einem neuen Rationalitätsverständnis der Führung, Basel 1984.

»Kristallisationspunkt für das Selbstverständnis der Gesellschaft« (11). Um dies zu ermöglichen, benötige es hinreichend Geld, eine angemessene Organisation und eine an Qualität ausgerichtete Rekrutierung des Personals. All das konkretisierte er, gestützt auf einschlägigen Forschungen, soweit es im zeitlichen Rahmen einer Rektoratsrede möglich war. Es gehe darum, so die Botschaft des Basler Rektors 1985 inmitten der staatlichen Universitätsreformen in Europa, Voraussetzungen zu schaffen, um das »Essentielle, die Idee der Universität« zu bewahren: »die Fähigkeit, ihre unwandelbare Mission in einer sich wandelnden Welt zu erfüllen, ihr Auftrag, Einsicht und Erkenntnis zu gewinnen, und das Bewusstsein ihrer Verantwortung für die menschenfreundliche Nutzung ihrer Forschungsergebnisse« (23). Planerisch erzwingen lasse sich das nicht. Doch eine qualitativ hochwertige Universität fördere die Chance, »wenigstens die Fragen zu verstehen«, um die es geht (24).

In beiden Rektoratsreden erörterte der Basler Betriebswirt Hill komplexe Fragen aus der Perspektive seines Fachs, um Kriterien zu finden, die geeignet sind, Hochschulen qualitativ zu vergleichen. Als er 1984 über »Rationalitätsverständnis der Führung« sprach, betrachtete er die Konkurrenz unterschiedlicher Managementmodelle in der Privatwirtschaft und in der staatlichen Verwaltung, im Jahr darauf, als er darüber nachdachte, woran man eine gute Universität erkennt, beobachtete er eine Vielfalt konkurrierender Erwartungen, ausgehend von Zweifeln, »ob der starke quantitative Ausbau der Hochschulen wirklich das Wohl der Gesellschaft gefördert habe.« (1985, 4)

Wettbewerb trat hier in vielerlei Gestalt auf. Es konkurrierten wissenschaftliche Konzepte und Modelle, Individuen, Forschungs- und Lehrbereiche, Universitäten und Vorstellungen, was eine Universität sein soll. Für ein derart weites Feld ließen sich, anders als in den Fachreden, die Rektoren aus den Naturwissenschaften hielten, keine Forscher nennen, mit denen sich eine grundsätzliche neue Sicht verbindet, ein Durchbruch, der dazu zwang, in neue Richtungen zu denken. Sozial- und Geisteswissenschaftler im Amt des Rektors blickten, wenn sie über ihr Fach sprachen, auf lange Entwicklungen, die sich nicht als Fortschritts geschichten erzählen ließen, in denen das Neue das Frühere überholt. Das Ältere wirkt weiter und muß in der Analyse des Heutigen gegenwärtig gehalten werden. Mit einzelnen Namen ließ sich das nur selten verbinden. Deshalb wurden in den Fachreden von Rektoren aus den Geistes- und Sozialwissenschaftlern in aller Regel wenig Namen genannt. Wenn sie ihre Reden zu Drucktexten ausarbeiteten, fügten sie Anmerkungen hinzu, die einen Forschungsprozeß widerspiegeln, der nicht von einer Laien-Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen wurde. Welche Bedeutung nahm in diesen Fachgeschichten Konkurrenz und Wettbewerb ein? Welche Art von Konkurrenz?

Als Beispiele dienen Geschichtsreden aus dem 20. Jahrhundert. Eine anspruchsvolle und »weitwirkende«⁵⁴ hielt 1953 Hermann Heimpel (1901–1988)

54 So nannte sie *Schulin*, Die Frage nach der Zukunft, 219.

in Göttingen.⁵⁵ In seinem »Entwurf einer deutschen Geschichte« dachte er über Grundfragen des gesellschaftlichen Geschichtsverständnisses nach und welche Rolle dabei der Geschichtswissenschaft zukomme. Für den »Kreislauf der Geschichte« (eine voraussetzungsreiche Annahme, die er nicht erläuterte) gebe es »keine aufschließende Mathematik – unser Schlüssel ist nichts anderes als das Erlebnis der Gegenwart.« (164) Für die deutsche Geschichte laute deshalb die Aufgabe heute, ein knappes Jahrzehnt nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Europa: »dem eigenen Volk im Erkennen seines Unglücks dazu zu helfen, daß es sich über dieses Unglück wissend erhebe, und es im wirklichen oder vermeintlichen Glück vor der Hybris zu warnen« (164). Die »historische Bildung«, die »dem deutschen Volk not« tue, sei im »Studium der älteren deutschen Geschichte« zu finden. Sie gebe dem deutschen Volk und »seinem Bewußtsein die geschichtliche Tiefe und rettet so seine Menschlichkeit.« So historisch gewappnet, könne auch die »Zeitgeschichte« unparteiisch aufgenommen werden, »nicht mit Wallungen und nicht mit Ressentiments« (194). Die ältere Geschichte als Bildungsfilter für die Betrachtung der Gegenwart, vorausgesetzt, der »eigene Irrtum und die eigene Schuld« werden nicht vergessen. (194) Geschichtsschreibung als »Gebot der Nächstenliebe« (170), als Therapeutikum für den Einzelnen und für die Nation.

Es geht nun nicht darum, Heimpels Geschichtsbild kritisch nachzuzeichnen, gefragt wird vielmehr, enthält es Aspekte von Wettbewerb und Konkurrenz als Merkmale der Geschichtsbetrachtung generell und speziell in der Geschichtswissenschaft? Heimpels Entwurf einer deutschen Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, europäisch verwoben mit globalen Ausblicken, losgelöst aus nationaler Sicht, wie sie sich im 19. Jahrhundert durchgesetzt hatte, doch die neuen Nationalismen in Asien und Afrika einbeziehend – ein beeindruckender Versuch, die übernationale Zukunft, die »wir wollen«, mit der »Kontinuität der nationalen Geschichte« zu verbinden (182). Doch diese Aufforderung, die nationalgeschichtliche Blickverengung zu überwinden, nennt im Text ausschließlich deutschsprachige Historiker, insgesamt 24, und auch in den Anmerkungen findet man nur deutschsprachige Literatur. Geschichtsschreibung in anderen europäischen Staaten wird nicht erwähnt, nicht einmal als gelegentlicher Seitenblick, obwohl Heimpels Bild deutscher Vergangenheit europäisch angelegt ist und er betont, die Forschung zum deutschen Mittelalter habe »längst den europäischen Gesichtspunkt angenommen« (166). Konkurrierende Geschichtsdeutungen werden benannt, auch mit nicht-professionellen Autoren, aber alles bleibt binnennational bzw. im deutschsprachigen Raum. In Hermann Heimpels Göttinger Rektoratsrede fehlt jeder Hinweis auf eine Internationale der Geschichtswissenschaft, die an der Deutung jenes Mittelalters mitwirkt, in dem er die Kernelemente deutscher Kontinuität bis in die Gegenwart verankert sieht. Er wollte »das Hartholz der nationalen Überzeugungen« des 19. Jahrhunderts den »Zweifeln und Neuerwägungen« der Gegenwart aussetzen (163), und doch

55 Erweitert veröffentlicht in: *Heimpel*, Der Mensch in seiner Gegenwart, 162–195, 205–206.

er endete mit einem Zitat Heinrich von Treitschkes, einem der wirkmächtigsten deutschen Nationalhistoriker des 19. Jahrhunderts. Es fasse zusammen, »was wir mit diesem Vortrag gemeint haben« (194).⁵⁶ Von diesem Zitat gibt es jedoch keine Brücke zur jüngsten Katastrophengeschichte, die Heimpels »Entwurf einer deutschen Geschichte« zugrunde liegt.

Auf die Katastrophe in seiner Gegenwart reagierte auch der evangelische Kirchenhistoriker Karl Heussi (1877–1961), als er 1930 in Jena das Rektorat antrat.⁵⁷ Der Weltkrieg habe »ein Zeitalter einer reichen Kultur mit ihrer Selbstsicherheit« jäh beendet, eine »Periode fortgesetzter Erschütterungen« folgte, die »Existenz der Einzelleben wie der Staaten« wurde unsicher. »War das nicht alles eine einzige große Sinnlosigkeit? Oder lag darin doch ein verborgener Sinn beschlossen, der sich später offenbaren sollte? Und war über Sinn oder Sinnlosigkeit der großen europäischen Katastrophe nicht nur dann zu entscheiden, wenn man die Frage nach dem Sinn der Geschichte überhaupt geklärt hatte?« (1) Diesen Fragen wollte Heussi nachgehen, ohne sich der »Flut geschichtsphilosophischer Erörterungen unserer Tage« einzufügen (1). In seiner Frage nach dem »Sinn der Geschichte« rief er eine internationale Autorengalerie auf, von Jacques Bénigne Bossuet, Giambattista Vico, Kant, Hegel, Auguste Comte, Droysen, Marx, Nietzsche bis zu Oswald Spengler und Herbert George Wells. Bei allen Unterschieden, sie alle haben, so Heussi, Geschichte konzipiert als Universalgeschichte, immanent-teleologisch und mit einmaligem Ablauf. Die Ursprünge dieser Vorstellung von Geschichte verfolgte er zurück bis zu Augustinus' *De civitate Dei*, er betrachtete ihre umkämpfte Säkularisierung und endete schließlich: »Es gibt nicht den Sinn der Geschichte; aber es gibt in unendlicher Mannigfaltigkeit und Fülle und Unwiederholbarkeit immer wieder neue Sinnerfüllungen im Einzelleben und im Leben der Völker. Es gibt Sinnhaftigkeit des Geschichtlichen.« Sinnhaft bestimmte er als »Sinnfindung und Sinngebung«, Begreifen und Handeln. (19f) Heussi gab seinem Auditorium keine Deutung der Katastrophe, in deren Wirkung es lebte, er informierte, wie bedeutende Denker über Geschichte und ihre Sinnhaftigkeit gedacht, wie sich diese Deutungen entwickelt haben und daß sie immer umstritten waren. Heussi führte in ein europäisches Feld von Ge-

56 Das Treitschke-Zitat (1861) lautet: »Aber es ist eine höchste Blüte feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Mute der Tat die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich, festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehene wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Notwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Torheit das liebe traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich tätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblicke reif und bereit ist, abzuschließen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als ein Ideal vor Augen stehen.«

57 Jenaer Akademische Reden, Heft 11: Vom Sinn der Geschichte. Augustinus und die Moderne. Rede gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung am 21. Juni 1930 im Volkshaus in Jena mit einer Chronik der Universität Jena für das Jahr 1929/30 von D. Dr. Karl Heussi, ord. Professor der Kirchengeschichte, derz. Rektor der Thüringischen Landesuniversität, Jena 1930, 1–20.

schichtendenken ein, in dem es unterschiedliche Positionen gab und der Einzelne sich immer wieder aufs Neue seine eigene erschließen muß.⁵⁸ Geschichtsschreibung soll helfen, sich in der konkurrierenden Vielfalt von Deutungsangeboten zurecht zu finden, eine Therapie für erlittenes Geschichtsleid und für Täter bietet Heussis Frage nach der Sinnhaftigkeit des Geschichtlichen nicht.

Zur gleichen Zeit wie Heussi hielt in Halle-Wittenberg der dortige Rektor Gustav Aubin (1881–1938), ein Wirtschaftshistoriker und Nationalökonom, zwei Reden, eine zu Gegenwartsproblemen im deutschen Osten, mit historischen Rückblicken, und eine zur Geschichte seiner Universität um 1800.⁵⁹ Es ging es um Zusammenbruchserfahrungen und deren Wirkungen. In der Rede über »Die Wirtschaftsnot des deutschen Osten« in der Gegenwart konkurrierten Staaten und Völker, innenpolitisch Interessengruppen und konträre politische Konzepte, nicht aber Hochschulen. In seinem Rückblick auf die Universität Halle, fundiert auf Quellen und Fachliteratur, wird die Geschichte der Universität Halle in den letzten Jahrzehnten vor ihrer von Napoleon erzwungenen Schließung 1806 geschildert. Der Nationalökonom und Philosoph Ludwig Heinrich Jakob (1759–1827) steht im Mittelpunkt. Deshalb führte der Blick über Halle hinaus. Jakob war zeitweise an der neuen russischen Universität Charkow tätig und Staatsrat in Sankt Petersburg, bevor er, geadelt und mit einer Dotation wohlversorgt, 1816 auf eine Professur an der wiedereröffneten Universität Halle zurückkehrte. Jakob hatte die Kameralistik in Halle »modernisiert«, indem er unter dem Einfluß Kants französische und englische Autoren in seine Lehre und Publikationen aufnahm. Er gehörte zu denen, die Adam Smith in Deutschland bekannt machten. Aubin ordnete also seinen lokalgeschichtlichen Vortrag in ein Umfeld ein, das von bedeutenden Innovationen gekennzeichnet war, die aus Kooperation und Konkurrenz in Politik und Wissenschaft hervorgingen. Damit begründete er auch die Themenwahl. Seine Rektoratsrede sollte dem »Hörerkreis« den »Gewinn einer Erkenntnis« vermitteln: »Die Erkenntnis von dem ungeheuren Umschwung, der sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts im deutschen Universitätswesen im Verlaufe weniger Jahre und auf allen seinen Gebieten vollzogen hat.« (24)

Um Konkurrenz und deren Abwehr geht es auch in zwei weiteren Rektoratsreden, mit denen das Thema Wettbewerb in den Geistes- und Sozialwissenschaften abgeschlossen werden soll. 1910 warb der Leipziger Historiker Karl

58 Einen Einblick in seine Wirkung auf die Studierenden, denen er das »Rüstzeug« im »Kampf der Weltanschauungen heute« (6) mitgeben wollte, bietet der Nachruf seiner Mitarbeiterin Hanna Jursch: In memoriam Karl Heussi. Rede zur Gedächtnisfeier der Theologischen Fakultät Jena am 16. Februar 1961 (https://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/77a27e40e1630817c78b961d5b8f8c24/Jursch_Heussi.pdf).

59 Gustav Aubin: Die Wirtschaftsnot des deutschen Ostens. Rede gehalten beim Antritt des Rektorates der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 1930, Halle 1920; Ders.: Aus der Geschichte der Universität Halle um die Wende des 18. Jahrhunderts. Rede gehalten beim Antritt des zweiten Rektorates (...) am 13. Juni 1931, Halle 1931. Er war der Bruder des Historikers Hermann Aubin (1885–1969).

Lamprecht (1856–1915) für eine Universitätsreform, die insbesondere die Geisteswissenschaften befähigen sollte, sich auf die neue Intensität der Globalisierung einzustellen.⁶⁰ In den letzten Jahrzehnten hätten sich »alle Kontinente« miteinander verbunden – wie das geschah, sprach er nicht an –, aus der »völligen Wandlung des Wirtschaftslebens der europäischen und der amerikanischen und fast auch schon eines Teils der ostasiatischen, sowie der australischen Welt« (991) gehen Anstöße hervor, die nun wissenschaftlich verarbeitet werden müssen. Das werde mit »starken Umbildungen unseres wissenschaftlichen Denkens« (992) einhergehen. Dies und wie sich die »fundamentalen Auffassungsweisen« in den Naturwissenschaften ändern (992), könne die Geisteswissenschaften nicht unberührt lassen. Die »physiologische Seite der menschlichen Entwicklung« zu erforschen sei weiterhin die Aufgabe der »historischen Naturwissenschaften«, die »Psychogenese« des Menschen hingegen könne nur durch »historisch-vergleichendes Forschen« zur »Entwicklung mehrerer großen menschlichen Gemeinschaften« erhellt werden (993). Als Beispiel skizzierte er den »Parallelismus«, den er in der Geschichte des japanischen und des deutschen Volkes wahrnahm (994). Sein »Institut für Kultur- und Universalgeschichte« in Leipzig gehe diesen Fragen nach. Deshalb pries er es als beispielhaft, wie sich die Geisteswissenschaften auf die Forschung in einer globalisierten Welt einstellen können.

Lamprechts Leipziger Rektoratsrede war eine Herausforderung an die gesamte Geisteswissenschaft und vor allem an die historischen Fächer. Sie sind ihm damals nicht gefolgt.⁶¹ Doch er hat Ideen entwickelt, die auf die geisteswissenschaftliche Großforschung und Reformforderungen der Gegenwart vorausweisen. Die »innere Verflechtung der Forschungsgebiete« verlange, die bisherige Organisation nach »rein monarchischer Verfassung«, wie er das Lehrstuhlprinzip nannte, aufzugeben (1000). Wer auf die Hochschulleitung schaute, urteilte anders. Sein Leipziger Kollege Wilhelm Ostwald (1853–1932), Chemiker und Philosoph, meinte nach einem längeren Aufenthalt an der Harvard und der Columbia University das »monarchische Deutschland« besitze »die demokratischste Universitätsorganisation«, während im demokratischen Amerika die Universitäten »streng monarchisch« organisiert seien. Den dortigen Universitätspräsidenten nannte er einen »absoluten Wahlmonarchen auf Lebenszeit«.⁶²

Wettbewerb in der Hochschule bezog sich in Lamprechts Rektoratsrede auf die Organisationsformen von Forschung und Lehre, auf Forschungskonzeptionen und -methoden. Der gegenwärtige »Umbildungsprozeß« werde auf dem »Gebiete der Naturwissenschaften eine dynamische, und auf dem Gebiete der

60 Karl Lamprecht: Die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Geisteswissenschaften und der Gedanke der Universitäts-Reform, in: Leipziger Rektoratsreden. Bd. II, 991–1003, 992. Auch in *Ders.*, *Ausgewählte Schriften*, 725–746.

61 *Chickering*, Karl Lamprecht.

62 Wilhelm Ostwald: Deutsche und amerikanische Universitäten (1906), in: *Ders.*: Die Forderung des Tages, Leipzig 1910, 538–549, 546. 1909 Nobelpreis für Chemie. Er lehrte 1905–1906 in USA. In Leipzig gründete er ein außerordentlich erfolgreiches physikalisch-chemisches Institut.

Geisteswissenschaften eine psychogenetische Grundauffassung als Basis einer künftigen Weltanschauung« hervorbringen (1000 f.) Er erwartete nicht weniger als »die Herausbildung einer neuen nationalen Ethik und eines neuen Denkens«, das auch den Wettbewerb zwischen Nationen und Staat neu formen werde (1003). Um in diesem globalen Wettbewerb bestehen zu können, forderte Lamprecht 1910 für die deutschen Hochschulen eine Organisationsform, die längerfristig angelegte Forschung im Team ermöglicht.

Wie ein etabliertes Universitätsfach auf die Herausforderung der Globalisierung antworten sollte, hatte schon ein Jahrzehnt zuvor der evangelische Theologe Adolf Harnack (1851–1930) in Berlin für sein Fach erörtert.⁶³ Nach dem üblichen Blick auf die heroischen Anfänge der Universität zu Berlin setzte sich Harnack mit der Frage auseinander, ob eine »Fakultät für christliche Theologie« noch zeitgemäß sei oder in eine Fakultät für allgemeine Religionswissenschaft und -geschichte« umgewandelt werden sollte (164). In Holland ist man vorangegangen, »in anderen Ländern gärt es.« (164) Harnack plädierte entschieden für die Tradition. Reformunwillen war nicht der Grund. Am Wandel der Wissenschaftsorganisation beteiligte er sich aktiv. Als wissenschaftspolitisch außerordentlich erfolgreicher »Großordinarius«, mit Ehren überhäuft, Mitglied mehrerer Akademien, leitete er Forschungsprojekte, auch interdisziplinäre, wurde erster Präsident der Kaiser-Wilhelmsgesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (Vorläufer der heutigen Max-Planck-Gesellschaft), er war politisch aktiv, engagierte sich für das Frauenstudium, und er wirkte in eine größere Öffentlichkeit hinein. Sein Buch »Das Wesen des Christentums« (1900, 1902 bereits die 5. Auflage), wurde zu einem Bestseller.

In seiner Rektoratsrede bekräftigte Harnack, was man die Protestantisierung der Religionen im 19. Jahrhundert genannt hat: Die evangelische Theologie setzt die Norm, was wissenschaftlich als Religion verstanden wird.⁶⁴ Als Universitätsfach ist sie dem modernen Wissenschaftsverständnis verpflichtet, das Forschung als einen nie abzuschließenden Prozeß begreift, und ihr Untersuchungsfeld Christentum ist, so Harnack, »nicht eine Religion neben anderen [...], sondern die Religion.« (172) »Wer diese Religion nicht kennt, kennt keine, und wer sie samt ihrer Geschichte kennt, kennt alle.« (168) Harnack antwortete mit diesem Überlegenheitsanspruch, ohne es zu sagen, F. Max Müller (1823–1900), einem der Begründer der vergleichenden Religionswissenschaft. Deren Anspruch hatte Müller in einer Londoner Vorlesungsreihe scharf zugespitzt: Religion – »Wer

63 Adolf Harnack: Die Aufgabe der theologischen Facultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. Rede zur Gedächtnissfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. in der Aula derselben am 3. August 1901, Gießen 3. Aufl. 1901; die Rede und das Nachwort von 1901 auch in: Reden und Aufsätze von Adolf Harnack. Bd. 2. Gießen 1904. 161–187 (danach die Zitate); Adolf von Harnack als Zeitgenosse, 797–824.

64 Schulze, Islam und Judentum im Angesicht der Protestantisierung der Religionen im 19. Jahrhundert, 139–165.

eine kennt, kennt keine.«⁶⁵ Harnack verkehrte dieses theologiekritische Diktum ins Gegenteil. Er verteidigte den Hegemonieanspruch der evangelischen Theologie gegenüber der Religionswissenschaft, wenngleich er zugestand: »Daß kein Theologe die Universität verläßt, ohne eine gewisse Kenntnis mindestens einer außerchristlichen Religion, ist ein Wunsch, der sich vielleicht verwirklichen läßt« (177). Doch eine mit der Theologie konkurrierende Religionswissenschaft wollte er nicht zulassen, zumindest nicht institutionalisieren. Der Wettbewerb, den Harnack zu unterbinden suchte, ereignete sich zwischen Fächern, die aber nicht einheitlich votierten, er betraf Fakultäten und die Universität insgesamt, doch entschieden wurde er von Staaten, die bestimmten, ob und in welcher Organisationsform die wissenschaftliche Beschäftigung mit Religion in der Universität erfolgen soll.

5.4. Deutsche Demokratische Republik – Tradition und neue Überlegenheits Erzählung

Die DDR erzwang den »Übergang von der Ordinarienuniversität zur ideologisch formierten Staatsuniversität«.⁶⁶ Es war ein längerer Prozeß, mit etlichen Rückzügen, wenn die Gegenwehr zu stark wurde, aber bis Ende der 1960er Jahre war er im wesentlichen durchgesetzt, in den Geisteswissenschaften schneller und durchgreifender als in den Naturwissenschaften.⁶⁷ Und doch gelang es vielen, sich die »Freude an der Wissenschaft« (46) zu erhalten, das Ideal des Forscher-Lehrers ging nicht unter. In seinen Erinnerungen (2023) erzählt der Mikrobiologe Michael Hecker⁶⁸ (1946), wie während seines Studiums (1965–1970) und der anschließenden Zeit als Assistent, Dozent und Professor an der Universität Greifswald der Parteieinfluß wirkte. Die »Staatssicherheit war Teil des Systems« (38). Der »Kaderentwicklungsplan der Universitätsparteileitung« entschied, »wer wann auf welche Stelle berufen wird und wer nicht.« (37) Die Regulierung des Berufswegs verlangte Anpassung und gab Sicherheit, der frühere Hazard auf dem Weg zur Professur entfiel. Wer »sich öffentlich gegen das siechende System« (52) auflehnte, konnte an der Universität nicht überleben, wer »die vorgegebenen Grenzen« hinnahm (51), konnte gemeinsam mit Gleichgesinnten Freiräume

65 F. Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, 14. Das Original »Introduction to the Science of Religion« ist London 1873 erschienen (Zitat 16).

66 Jessen, Akademische Elite und kommunistische Diktatur, 437. In zeitlich weiterer Perspektive Ash, Scientific changes in Germany.

67 Ausführlich dazu Kowalczyk, Geist im Dienste der Macht. Hochschulpolitik in der SBZ/DDR.

68 Hecker/Friedrich, Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Daß aus der Sicht der Germanistik ein anderes Bild entsteht, als es Hecker und Friedrich entwerfen, betont zurecht Markus Steinmayr: Zwei Bilanzen der Wiedervereinigung, in: FAZ 14.8.2024 (Geisteswissenschaft).

schaffen, in denen wissenschaftlich kooperiert wurde und eine »forschungsbezogene Lehre« in kleinen Gruppen möglich war (43).

Die Internationale der Forschung, die viele Rektoren nicht ausdrücklich erwähnt haben, weil sie ihnen selbstverständlich war, verfiel nun. Zumindest an den Hochschulen, nicht so stark an der Akademie, an deren Instituten nach sowjetischem Vorbild die Forschung konzentriert werden sollte. An der Hochschule, so das autobiographische Zeugnis des Greifswalder Mikrobiologen, vollzog sich ein »langsamer, aber kontinuierlicher Abschied von der internationalen Wissenschaft« (36). Zu den führenden Laboratorien im westlichen Ausland gab es keinen Kontakt, selbst wo er gelegentlich gelang, blieb es bei einem »Hauch internationaler Wissenschaft« (46), die Kooperationsmöglichkeiten in den Staaten des Sowjetimperiums boten keinen vollwertigen Ersatz. »Die Isolation setzte der Qualität unserer Forschung sichtbare Grenzen.« (41) Zumal die Ausstattung der Forschungsstätten dürftig war. Das ließ »eine kompetitive Forschung in den molekularen Lebenswissenschaften nur bedingt zu.« (43) In Fächern, in denen sich billiger forschen ließ, sah es günstiger aus, wenngleich auch dort die Konkurrenzfähigkeit nachließ. In der Geschichtswissenschaft haben die DDR-Forschungen etwa zur »frühbürgerlichen Revolution« (Reformation), zur Arbeiterbewegung oder zur Wirtschaftsgeschichte international, nicht nur in der Bundesrepublik, Impulse gegeben, doch zu einer dauerhaften Konkurrenz reichten sie nicht. Dazu trug erheblich bei, daß unter den Bedingungen der DDR die internationalen Theoriediskussionen, die untereinander konkurrierend den Blick in die Vergangenheit vielfältiger machten, nur sehr begrenzt nachvollzogen werden konnten. Die »geistige Enge«, die Hecker für sein Fach feststellt, zu ihr gehörte auch die »fehlende Dynamik in der Berufungspolitik«, war systembedingt und ließ sich nur in engen Grenzen individuell ausgleichen, wenngleich in den 1980er Jahren auch an den Hochschulen »das System brüchiger« wurde (38 f.).

Die vielfältigen Formen und Ebenen von Wettbewerb, die in diesem Kapitel aus Rektoratsreden im 19. und 20. Jahrhundert erschlossen wurden, verengten sich in der DDR schrittweise. Der Mauerbau 1961 beseitigte schließlich den gesamtdeutschen Wissenschaftsmarkt, der bis dahin die Handlungsspielräume der DDR-Wissenschaftspolitik begrenzt hatte. Für ostdeutsche Hochschullehrer war er nun nur noch unter großen Gefahren zu erreichen, und die Chancen, die er ihnen bot, variierten je nach Fach sehr stark. Die staatliche Zentralisierung hatte schon zuvor die föderale Konkurrenz beendet. Sie war bis dahin stets ein Kernelement des Wettbewerbs unter den Universitäten und zwischen den Staaten, die sie finanzierten. Und so blieb es in Westdeutschland; ebenso in Österreich und der Schweiz.

Dieser Strukturwandel, hier nur in wenigen Aspekten angesprochen, läßt sich an den Rektoratsreden an den Universitäten und Hochschulen der DDR nur begrenzt nachvollziehen. Sie haben ihre früheren Aufgaben verloren, wie auch das Rektorat eine andere Funktion erhalten hat. Selbst in Greifswald, wo die Machthaber die »Zügel ein wenig lockerer gelassen« haben als in Berlin oder Leipzig, wurden die Rektoren zunehmend »vor allem nach Parteitreue [...]

ausgewählt«. ⁶⁹ Auch in Westdeutschland, ebenso in Österreich und der Schweiz, standen sie an der Spitze einer staatlichen Institution, doch gewählt wurden sie im Senat, der die wissenschaftliche Autonomie der Hochschule und ihre korporativen Rechte repräsentierte. Selbst wenn es in Ostdeutschland bei der Wahl blieb, waren sie nun fest eingebunden in den Partei- und Staatsapparat, und sie amtierten früher als in Westdeutschland, Österreich und Schweiz vieljährig. Wenn sie öffentlich redeten, diente es vor allem dazu, die Hochschule und alle, die ihr angehörten, in die staatliche Planung einzufügen. Die traditionelle Fachrede, die der Rektor zu halten pflegte, wenn er sein Amt antrat, taugte dazu nicht. Dies gilt auch für die andere Form der Rektoratsrede, die sich im 19. Jahrhundert etabliert hatte, die Gesellschaftsrede, in der vom eigenen Fach aus allgemeinere Themen in der individuellen Sicht des Rektors erörtert wurden. Wie auf dem Weg zum Umbau der Universitäten, der aus dem Rektorat eine »Universitätsparteilung« ⁷⁰ machte, Rektoratsreden Erwartungen an die künftige Entwicklung formulierten und wie sie Wettbewerb thematisierten, soll nun an einigen wenigen Reden bis Ende der 1960er Jahre betrachtet werden.

Die ersten Reden setzten die Tradition fort und riefen sie bewußt auf. So als Johannes Stroux (1888–1954), international angesehener Altphilologe und Wissenschaftsorganisator, der er auch in der DDR blieb, im Januar 1946 zur »Auferstehung der Universität Berlin« (9) sprach. ⁷¹ Als Rektor eingesetzt wurde er von der »Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung«, die auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration eingerichtet worden war und den Umbau der Hochschulen in der Sowjetischen Besatzungszone leiten sollte. Stroux hielt eine Fachrede, denn er dachte, ausgehend von der Antike, über »Kultur« nach. Selbst den traditionellen Rückgriff der Berliner Rektoren auf die heroische Gründungszeit ihrer Universität behielt er bei und ebenso Wilhelm von Humboldts Vorstellung von Forschung. Er hoffte auf die »erneuernde Wirkung«, die vom »Geiste des Gründers ausstrahlt«, pries die Zeit, als sich in Berlin »das Wesen der deutschen Universität« entfaltet habe, grenzte sie ab von der Ära, als sie zum »Werkzeug des nationalsozialistischen Mißbrauches geistiger Werte unseres Volkes gemacht« worden war (10), und entwarf die »erneuerte Universität Berlin« als eine »Volksuniversität«, die »sich allen zur Bildung aufstrebenden jungen Menschen aus dem Volke öffnen« werde (11). Nach diesen programmatischen Worten, die Kontinuität und Erneuerung zu verbinden suchten, folgte die Fachrede, die nach den »unabänderlichen, um nicht zu sagen ewigen Bedingungen« fragte, die sich für die »geistige Arbeit« aus »dem Wesen selbst der Kultur ergeben« (12).

69 Hecker/Friedrich, 18, 38.

70 Ebd. 37.

71 Johannes Stroux: Kultur, Humanität und Humanismus. Rede zur Wiedereröffnung der Berliner Universität am 29. Januar 1946, Berlin 1946, 9–18, 9 [Maschinenschriftlich]. Zur Neugründung s. Geschichte der Universität Unter den Linden. Band 3, darin Rainer Hansen, 17–124, insbes. 39–44, 66. Zu Stroux s. Schlunke (Hg.), 70 f. zu seiner Rede und Amtseinführung (mit Foto), 400 f. Stroux' Ehefrau Paula berichtet ihren Kindern davon.

Wettbewerb und Konkurrenz sprach Stroux nicht an, politische Verpflichtungen nur behutsam, indem er eine »Volksuniversität« versprach, die mit »einer neuen Gesinnung und mit neuen Zielen« mitwirken werde, »eine Zeit freier deutscher Geistesarbeit in einem wahrhaft demokratischen Staate« zu ermöglichen (11).

Jenaer Rektoren setzten in den Nachkriegsjahren noch offener auf Traditionswahrung.⁷² Der Gräzist und Papyrologe Friedrich Zucker (1881–1973) eröffnete die Universität im Oktober 1945 mit einem Rückblick auf die europäische Wissenschaftsgeschichte von Platons Athener Akademie über die »völkerverbindenden« mittelalterlichen Universitäten bis zur »Internationalität der modernen Wissenschaft«, um auf dieser historischen Grundlage »unsere Aufgaben« in der Gegenwart zu verstehen: »Erziehung zur Wahrheit« durch Forschung (275 f.). Sein Amtsnachfolger, der Zoologe Jürgen Wilhelm Harms (1885–1956), hielt 1947 den bis 1933 üblichen Fachvortrag, der in den Stand der internationalen Forschung und ihre konkurrierenden Positionen einführte und den Laien im Auditorium viel abverlangte. Er endete mit der Mahnung, »reine Wissenschaft als Problemforschung muß stets auch unbeeinflußt von allen Tagesmeinungen ihren Weg gehen.« Von den Kulturministerien erwartete er, »Verständnis im Volke zu fördern«, daß »reine Forschung« »nie gezwungen« werden dürfe, »zweckbetont zu arbeiten.« (20) Im Jahr darauf ließ die Rede des Physikers Friedrich Hund (1896–1997) erneut erkennen, wie ungebrochen die Überzeugung »Forschen bildet« fortlebte. Beide Rektoren grenzten mehr oder weniger verhüllt die Universität und ihr Fach gegen Politisierungserwartungen ab. Das Fachstudium führe zur »Formung des geistigen Menschen«, so der Physiker, nicht aber, so wird man ihn damals verstanden haben, die Nähe zu einer Weltanschauung oder einer Partei.

Auch an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg hielten die ersten beiden Rektoren nach dem Zweiten Weltkrieg Fachreden, wie es die Tradition vorgab.⁷³ Ganz anders als 1953 der Historiker Leo Stern (1901–1982) das Rek-

72 Ansprache des Rektors Friedrich Zucker bei der Übergabe der Universität in der Aula, in: Jürgen John/Volker Wahl/Leni Arnold (Hg.): Die Wiedereröffnung der Friedrich-Schiller-Universität Jena 1945. Dokumente und Festschrift, Rudolstadt-Jena 1998, 273–278, Zitate 275 f. (er war bereits 1928 Rektor in Jena gewesen); J. W. Harms: Wirkstoffe als Realisatoren im Lebensablauf der Tiere und des Menschen. Rede zur Preisverteilungsfeier der Universität Jena gehalten am 8. Juli 1947, Jena 1948; Friedrich Hund: Physik und allgemeine Bildung. Rede zur Jahresfeier der Friedrich-Schiller-Universität Jena am 26. Juni 1948 gehalten, Jena 1949. Hunds Rede wird genauer betrachtet in Kapitel 3.1.

73 Otto Eißfeldt: Prophetie und Politik. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats an der [...], Halle 1945; Eduard Winter: Der Vatikan und das russisch-französische Bündnis 1894. Antrittsrede bei Gelegenheit des Rektorates, gehalten an der Universität Halle im Oktober 1949 (Maschinenschrift, UAHW, Rep. 4, Nr. 672). Eißfeldt (1887–1973) war Ordinarius für Altes Testament; er war auch 1929–30 Rektor gewesen. Winter (1896–1982) hatte bis 1945 an der Deutschen Universität Prag gelehrt, 1947 wurde er Ordinarius für Osteuropäische Geschichte in Halle-Wittenberg. Als Nachfolger Eißfeldts Rektor bis 1951, als er an die Humboldt-Universität Berlin berufen wurde. Er behielt in der DDR seine österreichische Staatsbürgerschaft.

torat übernahm. Er forderte die sozialistische Universität der Zukunft.⁷⁴ Leo Stern, gehärtet in seinem marxistischen Weltbild durch ein ereignisreiches, gefährvolles Leben im Dienste der kommunistischen Weltrevolution, war 1950 als Professor für neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Arbeiterbewegung an die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg berufen und dort 1953 zum Rektor gewählt worden. Er amtierte bis 1959. Schon als Prorektor hatte er sich als »Mann der SED profiliert«. Seine im Senat einstimmige Wahl zum Rektor bekundete, die »Fassadenreste korporativer Selbstverwaltung« hielten dem Parteieinfluß nicht mehr stand. Der Unmut darüber wurde sichtbar, als am Festakt der Rektoratsübergabe die Hälfte der Ordinarien fehlte und diejenigen, die gekommen waren, für »eine äußerst kühle Atmosphäre« sorgten, wie ein Protokoll festgehalten hat.⁷⁵ Wer ihm mißtraute, wird sich durch seine Reden bestätigt gefühlt haben. In ihnen demonstrierte Stern, der in den 1950er Jahren zu einem der einflußreichsten DDR-Historiker wurde, wie der junge Staat sich als Erfüllung der deutschen Geschichte sah und welche Rolle den Hochschulen zugedacht war.

Schon 1952, noch vor der Wahl zum Rektor, ließ er in seiner Festrede zur 450-Jahrfeier der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (diesen Namen hatte sie 1933 erhalten) die deutsche Geschichte auf die Deutsche Demokratische Republik zulaufen, dank der »Befreiung des deutschen Volkes durch die ruhmreiche Sowjetarmee« (18). Die eigene Zeit als Ziel der Geschichte oder zumindest als einen Fortschrittsgipfel in ihr zu verstehen, unterschied Sterns Geschichtsbild nicht von dem vieler Amtsvorgänger. Ihre Fachgeschichten erzählten sie als Fortschrittsgeschichten, ihre Reden im Umfeld der deutschen Nationalstaatsgründung 1871 feierten sie als Vollendung deutscher Geschichte. Stern reihte sich in diese Tradition ein, änderte jedoch den Zielpunkt deutscher Fortschrittsgeschichte: der sozialistische Nationalstaat. Die Zukunftssicherheit, die seine beiden Reden durchzog, gründete in der Überzeugung, an der Seite der Sowjetunion mit der Zukunftswelt verbündet zu sein. Und dies nicht nur macht- und gesellschaftspolitisch, sondern auch wissenschaftlich, denn nur die marxistische Theorie sei in der Lage, den Geschichtsverlauf objektiv zu verstehen und somit auch gesicherte Lehren daraus für die Zukunftsgestaltung abzuleiten. Deshalb liege »der tiefere und eigentliche Sinn der 450-Jahrfeier unserer Universität Halle-Wittenberg« darin, »die schöpferische Verbindung des großen deutschen Kulturerbes der Vergangenheit mit der großen konstruktiven, weltumwälzenden, sozialistischen Idee der Gegenwart und Zukunft« zu bezeugen (25). In seiner Antrittsrede als Rektor, 1953, präzierte Stern diese Botschaft,

74 Leo Stern: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Festrede gehalten beim Festakt anlässlich der 450-Jahrfeier, Halle 1952; Ders.: Zur geistigen Situation der bürgerlichen Geschichtswissenschaft der Gegenwart. Rektoratsrede, gehalten bei der Inaugurationsfeier am 28. November 1953 in der Aula der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg III,2 (1953/53), 1–30. Zu Sterns Leben und Wirken *Meier* (Hg.).

75 Jessen, alle Zitate 175 f.; s. auch Kowalczyk, 452.

das Geschichtserbe für die sozialistische Zukunft zu öffnen, indem er sich mit der »geistigen Situation der bürgerlichen Geschichtswissenschaft in der Gegenwart« auseinandersetzte.

Leo Stern entwarf eine Gegenwart, in der »Systeme« mit konträren Weltbildern gegeneinander stehen. In diesem Wettbewerb, in dem er den Sieg des Sozialismus »objektiv« vorgegeben sah, wies er den Universitäten eine zentrale Position zu. Davon handelt seine Rede, mit der er das Rektorat in Halle-Wittenberg antrat. Die wissenschaftliche Kampfarena inszenierte er schon mit dem ersten Satz: Er trat gegen Hermann Heimpel an. Der »in Fachkreisen hochangesehene Historiker« (3), wie er ihn ein wenig maliziös einführte, hatte im selben Jahr sein Rektorat in Göttingen ebenfalls mit einer Geschichtsrede angetreten. Sie wurde im Abschnitt zuvor (5.3.) bereits vorgestellt. Heimpels Diktum, man erlebe in der Gegenwart, wie »die geschehende Geschichte, nicht wie die Natur in Gesetze gebannt, die Rechnungen der geschriebenen Geschichte durchstreicht«⁷⁶, diente Stern dazu, »die grundlegende Differenz zwischen der bürgerlichen und marxistisch-leninistischen Geschichtsforschung« (4) dazulegen. Die bürgerlichen Historiker würden weiterhin, nun »in modernisiertem Gewande die Gesetzmäßigkeit in der Geschichte und die schöpferische Rolle der Volksmassen leugnen« (9). Die »heillose Begriffsverwirrung in der bürgerlichen Geschichtsschreibung« (16) in Europa wie in Amerika – seine lange Liste von Verwirrten nennt neben anderen Jacob Burckhardt, Max Weber, Ernst Troeltsch, Arnold Toynbee, Ortega y Gasset, Johan Huizinga oder Benedetto Croce – gründe darin, daß sie alle »in bewußtem Gegensatz zum Marxismus-Leninismus den objektiven Charakter der gesellschaftlichen Entwicklung« leugnen (23).

Stern deutete die Weltgeschichte als Weltgericht über das bürgerliche Geschichtsdenken – »bürgerlich« als Sammelname für alles, was nicht marxistisch-leninistisch dachte. »Die massive Realität der Sowjetunion [...], die machtvolle Tatsache eines Blocks von volksdemokratischen Staaten mit dem großen chinesischen Volk an der Spitze, [...] die zusammen mit der Sowjetunion nahezu ein Drittel der Erde und fast die Hälfte der Menschheit umfassen, – das ist doch wohl für jedermann Beweis genug für die souveräne Gewalt der geschichtsbildenden Ideen des Marxismus-Leninismus.« (25 f.)

Dieses Geschichtsbild setzte Stern den Überlegungen entgegen, die Hermann Heimpel über die europäische Geschichte und die künftige deutsche Geschichts-

76 Heimpel, 163; Stern, 1953, 3. Stern berichtet, er habe sich im Anschluß an sein Referat »Die Gegenwartsaufgaben der deutschen Geschichtsforschung« auf dem I. Kongreß der Archivare der Deutschen Demokratischen Republik in Weimar am 28.5.1952 mit Heimpel »über verschiedene Probleme der deutschen Geschichte unterhalten« (4). Mit den beiden Rektoratsreden werde das Gespräch fortgesetzt. Sterns Weimarer Vortrag, programmatisch für die neue DDR-Geschichtswissenschaft, in: Archivarbeit und Geschichtsforschung, Hg. v. d. Hauptabteilung Archivwesen im Ministerium des Innern der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1952, 24–54. Zum Treffen mit Heimpel in Weimar Hans-Joachim Bartmuß: Leo Stern als sozialistische Wissenschaftlerpersönlichkeit, in: Meier, 19–52, 27.

schreibung vorgetragen hat. Beide grenzten 1953 ihr Geschichtsdenken gegeneinander ab. Manches aus der Werkstatt bürgerlicher Geschichtswissenschaft verdiene bleibende »Anerkennung« (29), meinte Stern, doch die Zukunft gehöre dem Marxismus-Leninismus. Wer die Zukunft erkämpft, gestaltet die künftige Vergangenheit. Schroffer ließ sich Heimpels Wunsch nicht zurückweisen, »Geschichtsmüdigkeit« als »etwas Gesundes« (169). »Melancholie« als »historische Altersweisheit« (193) zu erkennen, der Vergangenheit mit »Geduld und Gerechtigkeit« (182) zu begegnen und sich der »Zuversicht des weltlichen Chiliasmus« in Gestalt des »Leninismus-Stalinismus« zu verschließen. »Alle irdischen Paradiese waten im Blut« (193). Nicht aber das sozialistische der Zukunft, wie Stern überzeugt war. Ein Fernduell zwischen zwei Repräsentanten der ost- und der westdeutschen Geschichtswissenschaft.

Kampf der weltanschaulichen Systeme, machtpolitisch und auch wissenschaftspolitisch, darauf liefen Leo Sterns Reden hinaus. Vier Jahre später bestätigte diese Sicht Wilhelm Girnus (1906–1987), damals Staatssekretär für Hoch- und Fachschulwesen, als hochschulpolitische Leitlinie der DDR, als er 1957 auf der DDR-Rektorenkonferenz »Zur Idee der sozialistischen Hochschule« sprach.⁷⁷ Auch er suchte Kontinuitätsbrücken zu »unserer alten, uns lieb gewordenen Universitäts-Idee«, zur »Konzeption Humboldts von Wesen und Geist der Universität«, zur *universitas litterarum* (291). »Kraft zur inneren Regeneration« (291) könnten diese Ideen nur in der sozialistischen Gesellschaft entfalten. Sie stehe mit der »historischen Gesetzmäßigkeit« im Bunde und sei »deshalb historisch im Recht«, der imperialistische Staat nicht (304). Den Universitäten und Hochschulen (er unterschied zwischen beiden) wies er auf diesem »gesetzmäßig« vorgezeichneten Weg in die Zukunft eine hohe Aufgabe zu: »kein Wissenschaftsethos ohne ein sozialistisches Staatsethos und kein sozialistisches Staatsethos ohne ein Wissenschaftsethos« (305). Um zu diesem Ethos zu erziehen, müsse »unsere Jugend [...] an die Originalquellen von Marx und Lenin« geführt werden. Doch er endete mit einem Goethezitat. Darin bekundete sich der Anspruch auf das »fortschrittliche Geschichtserbe«.

Als zwei Jahre danach der Wirtschaftshistoriker Gerhard Bondi (1911–1966) das Rektorat in Halle-Wittenberg antrat, sah er »keine Brücke« (7) mehr zwischen Ost- und Westdeutschland. Der Titel seiner Rektoratsrede »Zu einigen

77 Veröffentlicht in: Das Hochschulwesen. Kulturpolitische Monatsschrift. Hg. v. Staatssekretariat für Hochschulwesen 5, H. 7/8, 1957, 289–307. Die Diskussionsbeiträge sind in Auszügen abgedruckt, auch der Sterns. Girnus war schon in der Weimarer Republik als Kommunist aktiv, in der NS-Zeit war im Konzentrationslager. 1959 legte Walter Ulbricht auf der Jubiläumsfeier in Leipzig fest, was künftig unter sozialistischer Universität zu verstehen sei: Entstehung und Perspektiven der sozialistischen Universität von Walter Ulbricht und Prof. Dr. Georg Mayer. Reden auf dem Festakt des Akademischen Senats zur 550-Jahr-Feier der Karl-Marx-Universität am 12.10.1959, Leipzig 1959, 3–14 (Ulbricht). Der Rektor hob hervor, daß Leipzig nun erstmals unter den DDR-Universitäten einen Siebenjahrplan beschlossen habe.

Fragen der Wirtschaftstheorie in Deutschland«⁷⁸ klingt fachlich begrenzt, doch Bondi begründete, ausgehend von seinem Fach, warum ein Gespräch zwischen Wissenschaftlern in Ost und West nicht mehr möglich sei: »Es ist die Politik, die das Schicksal auch der Wissenschaft bestimmen wird.« (19) Solange es keine »staatliche Einheit Deutschlands« auf sozialistischer Grundlage gibt, könnten fachliche Kontakte »nicht über die Pflege inhaltslos gewordener Beziehungen« hinausgehen (19).

»Die Ablehnung der Existenz einer gesetzmäßigen Entwicklung in Wirtschaft und Gesellschaft« gehöre zum Kern der deutschen Wirtschaftswissenschaft, und diese »vererbte Disposition« habe sich mit den »anglo-amerikanischen Theorien nach dem zweiten Weltkrieg« verbunden (8). Zu diesem generellen Argument, warum die marxistische Einsicht in den gesetzmäßigen Geschichtsverlauf mißachtet werde, trat bei Bondi ein spezifisch wirtschaftswissenschaftliches. Als man in Westdeutschland die Theorie John Maynard Keynes übernahm, habe man sich einer Theorie des »geplanten Kapitalismus« (9) ausgeliefert, die für die »wirtschaftliche Kriegsvorbereitung des Dritten Reiches« (9) ebenso tauglich gewesen sei wie sie es nun ist für die internationale Politik der »kapitalistischen Großmächte«, einschließlich deren atomaren Aufrüstung (9), und den »Neo-Liberalismus« Westdeutschlands (10). So diskreditierte er den Keynesianismus als »die theoretische Apotheose der nazistischen Praxis« (8) und dann der westlichen Wirtschaftsauffassungen liberaler und sozialdemokratischer Spielarten. Er verglich diese Haltung mit den »chiliastischen Ideen [...], die in der Geschichte der Menschheit immer wieder auftauchen.« (10)

Die Wirtschaftswissenschaften in der DDR unterstützen den Aufbau des sozialistischen Staates, in der BRD bekämpfen sie sozialistische Ideen und suchen »den Kreuzzug der Vernichtung gegen sie« wissenschaftlich zu begründen (11). Deshalb trennen »Welten« (11) das Fach Ökonomie in Ost- und Westdeutschland.

Als ein Jahrzehnt danach, 1969, der Historiker Günter Heidorn (1925–2010) auf der 550-Jahrfeier der Universität Rostock »Zum Verhältnis von Geist und Macht in der sozialistischen Gesellschaft«⁷⁹ sprach, bestätigte er das Überlegenheitsbewußtsein, das alle Rektoren verkündeten, wenn sie Vergangenheit und Gegenwart marxistisch deuteten. Wissenschaftliche Institutionen, so Heidorn, prägen nicht »ihren Geist der Gesellschaft« auf, sondern spiegeln den »Geist ih-

78 Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg am 2. Oktober 1959 (Hallische Universitätsreden Neue Folge 1), Halle (Saale) 1960. Bondi war 1959–1963 Rektor; er wurde in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

79 Festansprache des Rektors Prof. Dr. sc. Phil., Dr. h. c. Günter Heidorn, gehalten auf dem Akademischen Festakt des Rektors und des Wissenschaftlichen Rates der Universität Rostock anlässlich der 550-Jahr-Feier der Universität am 10. November 1969 in Rostock, Rostock 1969. Heidorn erhielt 1964 in Rostock den Lehrstuhl für die Geschichte der Arbeiterbewegung, 1956–50 war er Prorektor für Gesellschaftswissenschaften, 1965–1978 Rektor. 1976 wurde er Professor für Allgemeine Geschichte der Neuzeit an der Humboldt-Universität Berlin und zugleich stellvertretender Minister für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR (1976–1988).

rer Gesellschaft« wider (5). So mußte auch die Universität Rostock »Gefangene ihrer geistigen Unmündigkeit« (5) bleiben, bis sie in die Obhut des sozialistischen Staates übergang. In ihm könne es »objektiv [...] keinen Antagonismus zwischen Geist und Macht« mehr geben, »weil beide die Anerkennung objektiver Gesetzmäßigkeiten zur Grundlage ihrer Existenz machen« (9). Anders als »in der westlichen Welt« (11) löse in der DDR »die Zukunft keinerlei Beklemmung« aus, denn »wir haben sie [...] programmiert« (14).

»Fortschritt« bedeutete in der marxistischen Weltdeutung, wie sie die zitierten DDR-Rektoren ihren historischen Fachreden zugrunde legten, anderes als in den Fortschrittsreden, mit denen Rektoren seit dem 19. Jahrhundert auf die Geschichte ihres Fachs geblickt haben und dessen Bedeutung für die Menschheit und die eigene Nation zu würdigen suchten. Auch sie banden wissenschaftliche Erkenntnismöglichkeit an politisch-gesellschaftliche Voraussetzungen, doch wissenschaftlicher »Fortschritt« entstand in ihren Fachgeschichten aus Forschung – ohne Masterplan, der Zukunftssicherheit verspricht, ein offener Prozeß mit meist ungeplanten Erkenntnisschüben, kooperativ und konkurrierend, voller Irrwege, oft hilfreich, aber nicht immer, grenzübergreifend und doch staatlich institutionalisiert mit nationalspezifischen Formen. Auch dieses Konzept von Forschung kannte konkurrierende »Systeme«, wenn das deutsche Universitätsmodell von anderen abgehoben wurde, doch es war ein Wettbewerb, der wechselseitiges Lernen einschloß.

Diese offene Vorstellung von Forschung und Fortschritt behauptete sich neben den marxistischen Überlegenheitserzählungen auch in Rektoratsreden der DDR bis in die späten 1960er Jahre. So an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, allerdings sprachen diese Rektoren ausschließlich für naturwissenschaftliche und medizinische Fächer. Der Internist Gerhard Katsch (1887–1961), fachlich angesehen und mit einem Sondervertrag versehen⁸⁰, der auch Reismöglichkeiten erlaubte, hielt 1956 zum 500-jährigen Universitätsjubiläum eine naturwissenschaftlich-medizinische Fachrede traditioneller Art. Er stellte die Forschungsinternationale heraus, trug Hypothesen vor und endete mit einem Bekenntnis zur undogmatischen »Erforschung der Lebensvorgänge«.⁸¹ Ebenso sein Nachfolger Heinrich Borriss (1909–1985), ein Botaniker.⁸² Obwohl er über

80 Kowalczyk, 360. Katsch konnte jedoch nicht verhindern, daß 1955 in Greifswald die Militärmedizin konzentriert wurde; ebd. 187–189.

81 Festansprache des Rektors bei der Jubiläumsfeier der Universität am 16. Oktober 1956, gehalten von Prof. Dr. Gerhard Katsch, o. Professor für innere Medizin, Direktor der Medizinischen Universitätsklinik und Poliklinik, Direktor der Anstalt zur Erforschung und Behandlung der Zuckerkrankheit Garz/Karlsburg, Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Greifswald [1956], 20. Katsch war 1954–57 Rektor. Ende 1946 hatte er einen Ruf nach Marburg abgelehnt.

82 Die Stoffproduktion der Pflanzen und die Möglichkeiten ihrer Steigerung. Rede bei der Übernahme des Rektorats am 12. Februar 1957 gehalten von Prof. Dr. phil. habil. Heinrich Borriss. Professor mit Lehrstuhl für Botanik, Direktor des Botanischen Instituts und des Botanischen Gartens der Ernst Moritz Arndt-Universität Greifswald, Greifswald 1957. Er war 1951–54 Prorektor und 1957–59 Rektor. Seit 1969 gehört er der Leopoldina an.

die Pflanzenphysiologie sprach, die zur Ernährung der »ständig wachsenden Erdbevölkerung« (28) beitrage, wurde er nur mit einem Satz politisch: Die Leistungskraft des »sozialistischen Wirtschaftssystems« habe sich in Indien und »Volkschina« am deutlichsten gezeigt (8).

Auch in den 1960er Jahren blieben solche Reden möglich. Als 1965 der Mikrobiologe und Epidemiologe Georg Tartler (1899–1976) das Rektorat in Greifswald antrat – es war zu Protesten gekommen, weil »nun schon 15 Jahre hintereinander ehemalige Nationalsozialisten der Rektorat innerhatten«⁸³ – feierte er »Die Polio-myelitis-Schutzimpfung, eine Großtat der prophylaktischen Medizin«.⁸⁴ Wenn- gleich er von der »Humanitas des sozialistischen Arztes« (5) sprach, vollzog sich auch in seiner Fachgeschichte der medizinische Fortschritt dank internationaler Zusammenarbeit ohne weltanschauliche Grenzen. Das blieb auch so bei seinem Nachfolger im Rektorenamt, obwohl dessen Thema »Das Pharmakon zwischen Molekül und Gesellschaft«⁸⁵ Blicke auf die politische Ordnung nicht vermeiden konnte. Doch nach einem kurzen Hinweis auf die »Feuerzeichen der gesellschaftlichen Veränderungen in unserem Jahrhundert«, Oktoberrevolution 1917 und »Zusammenbruch der Kolonialordnung« (4), folgte eine strenge Fachrede. Nur als es um die Droge LSD ging, sah er »in unserer sozialistischen Ordnung« (15) besseren Schutz vor Mißbrauch als in den USA. Ansonsten präsentierte auch Werner Scheler, unter den genannten Greifswalder Professoren der Einzige, der in der DDR seinen Berufsweg begonnen hat, die Pharmakologie als eine internationale Forschungsgemeinschaft zur »Bereicherung des materiellen, kulturellen und geistigen Lebens der Menschen.« (17) Gesellschaftsreden und geistes- oder sozialwissenschaftliche Fachreden ließen sich nicht so ideologieabgewandt halten.⁸⁶ Sie mußten politisch Farbe bekennen.

Das haben die Rektoren in ihren Reden vor allem in Zeiten großer politischer Umbrüche stets getan. Wenn diese aus Kriegen hervorgingen, feierten die Rektoren die Universitäten als Mitsieger, sofern der eigene Staat gesiegt hatte. Daß sich 1870 mit dem deutschen Waffensieg auch das deutsche Universitätsmodell

83 So der Greifswalder Professorenkatalog (<https://www.catalogus-professorum-halensis.de/tartlergeorg.html>) (einges. 8.6.2024)

84 Rede bei Übernahme des Rektorats am 17. März 1965 gehalten von Prof. Dr. Georg Tartler. Professor mit Lehrstuhl für Medizinische Mikrobiologie und Epidemiologie, Direktor des Instituts für Medizinische Mikrobiologie und Epidemiologie der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Greifswald 1965. 1937 wurde er NSDAP-Mitglied., 1952 nach Greifswald berufen, 1954 Prorektor, 1964–66 Rektor.

85 Rede bei der Übernahme des Rektorats am 15. Dezember 1966 gehalten von Prof. Dr. med. habil. Werner Scheler [1923–2018]. Professor mit Lehrstuhl für Pharmakologie, Direktor des Instituts für Pharmakologie und Toxikologie der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Greifswald 1966. Er war 1966–70 Rektor, ab 1978 im ZK der SED, 1979–90 Präsident der Akademie der Wissenschaften der DDR.

86 Beispiele bieten neben den bereits genannten Reden in Halle-Wittenberg die Rektoratsreden an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar: 1959 Gustav Batera (1908–74), Rektor 1957–63; 1970 Karl-Albert Fuchs (1920–2015), Rektor 1970–1983; 1985 Hans Glißmeyer (1936–2008), Rektor 1983–1989.

gegenüber dem französischen Hochschulwesen als überlegen erwiesen habe, bezweifelte keiner der Rektoren. Der innerdeutsche Krieg 1866, der zum Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Staatsverbund führte, ließ sich nicht so deuten. Deshalb spielte er in den Rektoratsreden kaum eine Rolle. Der Niederlage im Ersten Weltkrieg suchten sie für ihre Institution Kontinuität abzugewinnen, wenngleich einige erkannten, daß mit den USA auch in der Wissenschaft eine überlegene Konkurrenz herangewachsen war. Das Ende des Zweiten Weltkriegs, verstanden als militärischer und weltanschaulicher Triumph der Sowjetunion, diente in der DDR dazu, die neue sozialistische Hochschule, die man nach dem Zweiten Weltkrieg aufbauen wollte, als wissenschaftlich überlegen zu legitimieren. Als das Sowjetimperium zerfiel und die DDR als Staat endete, galt dies den »Siegern im Westen« erneut als Beweis für die Überlegenheit des eigenen Universitätsmodells. Am politisch-militärischen Erfolg die Leistungskraft der Wissenschaftsorganisation zu messen, zieht sich als Kontinuitätslinie durch alle Umbrüche.

6. Universität – männlich

»Mit ihren bunten Farben an Kleid, Mantel, Kostüm, Hut, Handschuhen und Schal erfreuen Sie, meine sehr verehrten Damen, sich und uns, die Hinschauenden. Wer aber von Ihnen hat jemals nach dem Werden dieser Farben gefragt?« Mit diesen Worten wandte sich 1959 der neue Rektor der Technischen Hochschule Stuttgart an die Frauen im Saal, als er über »Entwicklungslinien der Chemie in Vergangenheit und Zukunft« dozierte. Eine Fortschrittsgeschichte, die auch Frauen beschenkte, doch gemacht wurde sie in seiner Erzählung ausschließlich von Männern. Sie ließen die Chemie zur heutigen »Weltmacht« aufsteigen.¹ Als sich ein Jahrzehnt später, wieder in Stuttgart, der international erfolgreiche Brückenbau-Ingenieur Fritz Leonhardt (1909–1999) mit einer programmatischen Rede über den Zustand der deutschen Universität als Rektor verabschiedete, galt sein »letzter Dank [...] den getreu sorgenden Ehefrauen, die im Hintergrund dem Rektor, den Professoren und vielen hart arbeitenden Männern gute Lebenskameraden sind. Ihr Anteil am Bereiten des Bodens für fruchtbare wissenschaftliche Arbeit darf nicht vergessen werden.«²

Für die beiden Stuttgarter Rektoren war die Universität in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts weiterhin, was sie immer gewesen war – eine Institution von Männern für Männer. Zwar hatten sich hundert Jahre zuvor auch in den deutschsprachigen Staaten für Frauen allmählich reguläre Wege in die Universität zu öffnen begonnen, am frühesten in der Schweiz, um 1900 folgten die österreichischen und deutschen Universitäten, gleichwohl blieb die Universität, wie sie das deutsche Modell vorsah, weiterhin eine Männerwelt. Es dauerte ein weiteres Jahrhundert, bis sich Professoren in ihrer Mentalität auf den Rechtsakt der Zulassung von Frauen zum Studium und damit auch zum Berufsfeld Universität einließen.³ Die erste Rektorin an Universitäten im deutschen Sprachraum trat 1965 ihr Amt in Dresden an, ein Jahr später folgte Heidelberg, in der Schweiz erhielt erstmals 1984 an der Universität Zürich eine Frau dieses Amt, in

1 Antrittsrede des neuen Rektors Professor Dr. phil. Hellmut Brederick [1904–1981]: Entwicklungslinien der Chemie in Vergangenheit und Zukunft, in: Technische Hochschule Stuttgart. Reden und Aufsätze 26, Stuttgart, 1959, 27–40, 28, 40. 1881 hatte schon einmal ein Chemiker, als er Anilinfarben erwähnte, die »verehrten Zuhörerinnen« angesprochen, aber doch viel dezenter. August Wilhelm Hofmann: Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirme der Hohenzollern, Berlin 1881, 40.

2 Not und Hoffnung der Universität. Abgangsrede des Rektors der Universität Stuttgart Professor Dr.-Ing. Fritz Leonhardt anlässlich der Rektoratsübergabe am 25. April 1969, in: Universität Stuttgart. Reden und Aufsätze 35, Stuttgart 1970, 5–37, 36.

3 Dazu grundlegend (mit Rückblicken) *Paletschek*, Berufung und Geschlecht. Einen Überblick bietet der Schwerpunkt Geschlechtergeschichte der Universitäten in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 20 (2017).

Österreich 2007 an der Universität für Bodenkultur in Wien. Doch erst in der Gegenwart beginnt es normal zu werden, eine Frau an der Universitätsspitze zu haben.⁴ Ein langer Weg, die Rektoratsreden spiegeln ihn getreulich wider. Allerdings vorwiegend indirekt.

Es gab jedoch auch Rektoren, die bei Amtsantritt offen über das leidige Problem sprachen, ob Frauen in die Universität eingelassen werden sollten, doch sie blieben Ausnahmen. Normal war, daß die Rektoren Sprachzäune errichteten, in denen sich studierwillige Frauen verfangen sollten. Die Rektoratsrede codierte die Universität männlich. Wie das geschah, wird an Reden aus dem 19. und 20. Jahrhundert untersucht, nachdem zunächst in einem ersten Schritt sieben Reden betrachtet werden, die offen das Frauenstudium ansprachen, in Wien, Rostock, Jena, Berlin, Bern und zweimal in Basel.

6.1. Taugen Frauen für akademische Berufe? Männerurteile

Es ist kein Zufall, daß sechs dieser sieben Redner aus der medizinischen Fakultät kamen. Als im ausgehenden 19. Jahrhundert Frauenorganisationen immer dringlicher öffentlich forderten, Frauen zum Studium zuzulassen, waren es an den Universitäten vor allem Mediziner, die meinten, mit ihrem Berufswissen beurteilen zu können, ob die weibliche Physis zur wissenschaftlichen Arbeit befähige oder nicht.⁵ So auch 1872 in Wien, wo der Gynäkologe Joseph Späth (1823–1896) das Frauenstudium kategorisch ablehnte.⁶ Das wurde um diese Zeit bereits selten. Drei Jahre später, 1875 in Rostock, äußerte sich der Ophthalmologe Wilhelm von Zehender (1819–1916) vorsichtiger.⁷ Er begann seine Rektoratsrede mutig: »Unter die Reformideen unserer gegenwärtigen Zeit gehört unstreitig auch die Idee der Emancipation der Frauen.« Ob aus dem fortdauernden »Unterthänigkeits-Verhältnisse«, das in »christlich-germanischer Denkweise« verwurzelt sei, ein Hindernis für die »selbständige Entwicklung weiblicher Eigenthümlichkeit« hervorgehe und ob der Mann »seine – im Grunde genommen doch nur physische – Ueberlegenheit« nutze, »um auch in allen anderen Beziehungen der Frau überlegen zu sein«, ließ er offen. Das zu beurteilen liege

4 2022 waren in Deutschland von 125 Universitätsrektoren bzw. -präsidenten 37 Frauen (29,6%); von 318 Prorektoren 117 (36,7%), im Kanzleramt 26,5%. Zahlen nach Statistisches Bundesamt.

5 *Meinel/Renneberg* (Hg.): *Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik*.

6 Das Studium der Medizin und die Frauen. In: *Wiener Medizinische Presse* 1872, 1109–1118.

7 Über den Beruf der Frauen zum Studium und zur praktischen Ausübung der Heilwissenschaft. Vortrag gehalten am 15. Februar 1875 in der Aula der Universität Rostock von Dr. med. W. von Zehender, Professor und Medizinalrath, Rostock 1875. Den Druckerlös bestimmte er für die »Augenheil-Anstalt«, um deren Einrichtung er sich in Rostock vergeblich mühte

außerhalb seines Fachs. »Ein Theil dieser Zeitfrage steht aber allerdings in sehr naher Beziehung zur medicinischen Wissenschaft und zur ärztlichen Praxis.« (3) Er beanspruchte mithin, als Rektor eine medizinische Fachrede zu halten, wenn er über Frauenemanzipation sprach.

Zunächst erinnerte er daran, daß in Bologna in früheren Jahrhunderten etliche Frauen eine medizinische Professur erhalten hatten und auch an deutschen Universitäten Frauen im Fach Medizin promoviert worden waren. Doch das seien seltene Ausnahmen geblieben. Sind »Frauen allgemein hin so beschaffen«, daß sie wie Männer Medizin studieren und den ärztlichen Beruf ausüben können? (5) Um dies zu erörtern, prüfte er als erstes die Meinung eines Kollegen, der aus dem im Regelfall kleineren Gehirn von Frauen deren Unvermögen zum medizinischen Beruf ableitete. Ein solcher Schluß sei aber unzulässig, da die Medizin noch zu wenig über das Gehirn wisse. Mit einem Vergleichsbild bekräftigte er seine Argumentation, wonach die Größe des Gehirns nichts über dessen Leistungsfähigkeit aussagen müsse: Eine kleine Taschenuhr erfüllt ihre Aufgabe nicht schlechter als eine Tafel- oder eine Turmuhr. Vielleicht ist es beim Gehirn ähnlich? Man wisse es noch nicht.

Um nicht dabei zu verharren, als Experte keine Auskunft geben zu können, tat er das, was Naturwissenschaftler zu tun pflegen, wenn sie eine offene Frage untersuchen: Er entwickelte eine Hypothese, um sie empirisch zu testen. Nach aller Erfahrung, mithin empirisch verbürgt, seien zum Studium der Medizin und generell der Naturwissenschaften »drei Haupteigenschaften erforderlich«: 1. Die Sinnesorgane müssen gut ausgebildet sein; 2. ebenso das Gedächtnis; 3. »ein im streng-mathematischen Denken geübter Verstand« (8). Nur im letzteren sei der Mann überlegen. Diese Behauptung medizinisch zu belegen, versuchte er nicht, sondern er berief sich auf Beobachtungen Goethes. Immerhin, mit seiner hypothetischen Argumentation habe er die »Frauenbefähigung zum Studium der Naturwissenschaften [...] zu zwei Drittheilen gerettet« (9). Aber wie steht es um die Fähigkeit zum ärztlichen Beruf? Dazu seien andere Fähigkeiten erforderlich. Körperliche Belastbarkeit, gefährliche und auch »widerwärtige« Situationen bestehen. Nichts spreche dafür, daß Frauen dem nicht gewachsen seien. Ob sie sich das zumuten wollen, könnten nur die Frauen entscheiden, Männern fehle dazu »jedes sichere Urtheil« (11). Doch in Schottland und England, in der Schweiz und in den USA gab es bereits empirische Daten. Einige stellte er vor. Eine sichere Einschätzung sei aus ihnen jedoch nicht zu gewinnen, zumal in diesen Staaten die medizinische Ausbildung und die medizinische Versorgung anders als in Deutschland geregelt seien.

Der Rostocker Rektor beanspruchte, alle Informationen »möglichst unparteiisch« zusammengestellt zu haben. Sie seien so, daß er »die Ansicht nicht los werden kann, daß das weibliche Geschlecht zur ärztlichen Praxis keinen Beruf hat.« (20) Eine entschiedene und doch auch vorsichtig formulierte Aussage, und er kalkulierte Widerspruch ein. Der Mediziner bejahte die Fähigkeit von Frauen zum Studium, bezweifelte jedoch ihre Eignung zum ärztlichen Beruf, ohne aber »die Frauen vom Krankenbette verdrängen zu wollen!« Sie sollten dort die

Krankenpflege übernehmen. Der männliche Arzt diagnostiziert und die medizinisch geschulte Frau überwacht, daß dessen »Verordnungen [...] pünktlich und gewissenhaft ausgeführt werden«. (20) Um diese Rollenteilung zu begründen, verwies von Zehender zwar auf empirische Beobachtungen aus anderen Staaten, doch er wußte, daß sie für eine wissenschaftliche Bestätigung seiner Hypothesen und seiner Praxis-Empfehlung nicht ausreichten. Deshalb griff er auf die unterschiedlichen »Seelenkräfte« von Frauen und Männern zurück, wie sie sich in der Menschheitsentwicklung herausgebildet hätten.

Da er die strittige Frage, ob Frauen zum medizinischen Beruf in der gleichen Weise wie Männer geeignet seien, als Mediziner nicht beantworten konnte, wechselte er seinen Standort und argumentierte anthropologisch. Dabei räumte er ein, daß die Entwicklungsgeschichte in der Zukunft einen anderen Typ von Frau hervorbringen könne – »andere Neigungen, andere Begabungen, andere körperliche und geistige Fähigkeiten« als heute (21). Im Ausland nahm er diesen neuen Typus bereits wahr. Um dennoch Frauen als Ärztinnen ablehnen zu können, wechselte er erneut die Argumentationsebene. Nun führte er die Eigenheit der deutschen Nation ins Feld. Ihre Werte sah er verankert in den unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Rollen. Mögen einzelne deutsche Frauen den Weg in die Universität und den wissenschaftlichen Beruf wählen, ihn wollte er nicht versperren, so müsse man doch »wünschen und hoffen [...], daß unseren deutschen Universitäten die Zeiten noch lange fern bleiben mögen, in denen die fremde Sitte auch bei uns allgemein wird, die Zeiten in denen der Student und die Studentin mit der Mappe unter dem Arm, völlig gleichberechtigt auf den Straßen umherwandern und in's Colleg gehen.« (22)

Zwanzig Jahre später, 1898, ging in Jena ein Professor der pathologischen Anatomie in seiner Rede als Prorektor – *Rector Magnificentissimus* blieb hier bis zum Ende der monarchischen Ära der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach – erneut der Frage nach, ob das Frauengehirn Rückschlüsse auf die Eignung zur wissenschaftlichen Tätigkeit zulasse. Wilhelm Müller (1832–1909) konnte anders als sein Rostocker Kollege auf eigene Untersuchungen zurückgreifen, deren Ergebnisse er mit der internationalen Gehirnforschung abglich.⁸ Er griff weit in die Geschichte zurück, bis zu Aristoteles, konzentrierte sich aber auf die neueren Verfahren zur Bestimmung des Gehirngewichts in den verschiedenen Lebensphasen. Hier ging er ins Detail, um dem Auditorium die Methoden der internationalen Forschung und die offenen Fragen nahezubringen. Er blickte nach Österreich, Frankreich, England, Italien und in die USA, bewertete die dortigen Forschungen und kritisierte unzureichende Erhebungsverfahren. In den Beobachtungen an der thüringischen Bevölkerung, die in seinem pathologischen Institut durchgeführt wurden, habe man eine Fülle von Ergebnissen

8 Wilhelm Müller, o. ö. Professor der pathologischen Anatomie, d. Zt. Prorektor: Männergehirn und Frauengehirn in Thüringen. Rede zur Feier der akademischen Preisvertheilung am 23. Juni 1898. Jena 1898.

erzielt, die eindeutig zeigen: Die Gehirnmasse der Frau bleibe auch proportional zum Körpergewicht hinter der des Mannes zurück, doch keinesfalls »reicht der Unterschied hin, um, wie dies geschehen ist, die geringere Gehirnmasse unter den Gründen aufzuführen, aus welchen den Frauen die Zulassung zu den akademischen Studien zu versagen sei; denn willkürlich würde die Annahme sein, dass die an sich geringfügige Differenz auf einem Fehlen gerade der Nervenzellen beruhe, welche man für die höheren Studien braucht.« (13)

Als nächstes fragte er, ob in Deutschland ein Bedarf an Ärztinnen bestehe. Anhand der Zahlen, die er für das Deutsche Reich vorlegte, verneinte er diese Frage, wenngleich es im Osten Deutschlands Gebiete mit ungenügender Ärztedichte gebe. In Rußland habe die Regierung aufgrund einer solchen Mangellage »Ärztinnen mit einigen geringfügigen Einschränkungen« zugelassen (14).

Der Jenaer Pathologe überschritt die Aussagekraft seiner empirischen Befunde nicht. Medizinische Gründe gegen das Frauenstudium und die ärztliche Tätigkeit von Frauen erkannte er nicht, beim gesellschaftlichen Bedarf verwies er auf die Statistik. Seine Fachrede nahm eine Frage auf, die in der breiten Öffentlichkeit und in den Universitäten kontrovers diskutiert wurde und leistete einen Beitrag zur Versachlichung, indem er erläuterte, was sich international aus der Sicht seines Fachs und der Forschung an seinem Jenaer Institut dazu sagen ließ.

Wenige Jahre danach, 1905, sprach in Berlin der Anatom und Zoologe Oskar Hertwig (1849–1922) als Rektor über Universitätsbildung in Deutschland.⁹ Er feierte die Naturwissenschaften. Sie haben die »Lebensverhältnisse vollständig umgestaltet«, die Freiräume für geistige Arbeit wurden erweitert, jeder erkenne, Wissen ist Macht und schafft Reichtum. Deshalb stehe die deutsche Universität gegenwärtig vor zwei großen »Tagesfragen«: Universitätsausdehnung und Frauenstudium. (8f.) Die Zulassung von Frauen zum Studium und zum ärztlichen Beruf hielt er für rechtlich entschieden. Er begrüßte dies als eine »notwendige Folge der ganzen neuzeitlichen Entwicklung«, als einen »Act sozialer Gerechtigkeit« (10). Einen Grund, Frauen aus den höheren Berufen auszuschließen, obwohl sie in anderen Bereichen arbeiten dürfen, gebe es nicht. Was es bewirken werde, wenn Frauen vermehrt »in die geistige Arena« treten, bleibe abzuwarten.

Drei der vier Rektoren kannten als Mediziner keine wissenschaftlichen Gründe gegen das Frauenstudium, doch erst der Berliner Rektor hatte es akzeptiert, nach medizinischen Gründen fragt er 1905 nicht mehr. Ebenso bereits 1873 der Berner Rektor Hans von Scheel, Nationalökonom und Statistiker. Diese früheste unter den ausgewählten Reden, die das Frauenstudium nicht ablehnten, befürwortete es am entschiedensten.¹⁰ In seiner Forderung, Frauen gleichbe-

9 Das Bildungsbedürfnis und seine Befriedigung durch deutsche Universitäten. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III in der Aula derselben am 3. August 1906 gehalten von Oskar Hertwig, Berlin 1905.

10 Frauenfrage und Frauenstudium. Rektoratsrede gehalten am Stiftungstag der Hochschule zu Bern, den 15. Nov. 1873, von Prof. Dr. H[ans] v. Scheel, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 22,1 Jena 1874, 1–16.

rechtigt mit Männern zum Hochschulstudium zuzulassen und ihnen den gleichen Zugang in akademische Berufe zu bieten, war von Scheel seiner Zeit um mehrere Jahrzehnte voraus. »Geehrte Frauen und Herren, Werthe Kommilitonen!« Bereits diese Anrede des Publikums war höchst ungewöhnlich. Veranlaßt sah er sich zu seiner Rede über »Frauenfrage und Frauenstudium«, weil russische Studentinnen dem Verbot durch ihre Regierung, weiterhin in Zürich zu studieren, auswichen, indem sie nach Bern wechselten. Fast ein Sechstel der Berner Medizinstudenten waren nun Frauen. Die Ansichten, wie man sich zu diesem aufgenötigten »Experiment« (1) verhalten soll, waren in Bern widersprüchlich. Der Senat hatte noch keine Stellung bezogen. Sie wollte der Rektor vorbereiten.

Der Ökonom hielt eine Fachrede. Er analysierte wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen seit dem Mittelalter, erklärte, warum die frühere Aufgabenvielfalt für Frauen im Haushalt geschrumpft war und warum gerade Frauen in den mittelständischen Sozialkreisen nach neuen Berufsfeldern suchen mußten. Mit der gesellschaftlichen Bildungsexpansion wachse »naturgemäss die Möglichkeit einer Gleichstellung von Männern und Frauen so wie die Ansprüche der letzteren auf dieselbe. Und daraus folgt die immer energischer auftretende Forderung der Frauen nach Gleichberechtigung im Kulturstreben und im Kampf ums Dasein; und speziell für die Frauen der Mittelklasse folgt daraus ein Hinaufdrängen in diejenigen höheren Berufsarten, welche bisher nur Männern zugänglich waren.« (10 f.)

Er prüfte die gängigen Argumente gegen Zulassung von Frauen zum Studium und zu den akademischen Berufen und verwarf sie sämtlich. »Wenn Frauen als Könige und Tagelöhner es den Männern gleich thun, warum nicht als Aerzte, Richter, Verwaltungsbeamte?« (13) Zwar seien die meisten Frauen bislang nicht hinreichend vorgebildet für ein Studium, doch dieser Mangel lasse sich beheben, und er müsse behoben werden. Spezielle Frauen-Hochschulen lehnte er als zu teuer ab, während etwa der Berliner Rektor 1898 sie bejahte. Eine einzige reiche in Deutschland.¹¹

Seine drei Forderungen, die von Scheel aus seiner fachlichen Erörterung ableitete, gingen über die Universität hinaus: Erstens, Zulassung der Studentinnen zu allen Prüfungen; zweitens, Zugang zu allen Berufsbereichen, zu denen diese Examina berechtigen; und drittens »die Ertheilung des politischen Stimmrechts und des activen wie passiven Wahlrechts, nicht nur der studirten Frauen, sondern Aller, welche eine gleiche geistige Bildung und einen gleichen Arbeitskreis mit den Männern haben.« (16) Mit dieser Radikalität eilte der Berner Rektor, der 1877 in das Kaiserliche Statistische Amt nach Berlin wechselte, seinen Kollegen und der gesellschaftlichen Mehrheitsmeinung in der Schweiz wie in Deutschland und Österreich weit voraus. Doch das Frauenstudium wurde an den Schweizer Universitäten seit den 1870er Jahren akzeptiert. Nur in Basel ver-

11 Wilhelm Waldeyer: Ueber Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des deutschen Reiches. Rede Antritt Rektorates ...Berlin 15.10.1898, 16.

zögerte es sich rund zwei Jahrzehnte. Dazu paßt die Rektoratsrede, die dort 1891 Hermann Fehling (1847–1925) hielt.¹²

Auch dieser angesehene Experte für Geburtshilfe und Frauenheilkunde beanspruchte, eine Fachrede zu halten. Er blickte zurück in die Geschichte und würdigte ausführlich die Leistungen von Frauen in der Geburtshilfe. Seine historische Bilanz lautete: Heilkundige Frauen gab es zu allen Zeiten, die »grossen Fortschritte jedoch auf dem Gebiete der Heilkunde gebühren in allen Zweigen männlicher Forschung.« Jahrtausende sei »die Geburtshilfe in der Hand der weiblichen Helferinnen auf der niedrigen Stufe der Ur- und Naturvölker« geblieben. Frauen »verdankt die Wissenschaft so gut wie nichts, alle die bedeutenden Errungenschaften stammen von Männern.« (10f.) Seinen historischen Befund unterfütterte er mit medizinischen Aussagen zum »Unterschied der Geschlechter schon ab ovo« (13). Daraus leitete er nicht eine Überlegenheit des männlichen Verstands gegenüber dem weiblichen ab – dieses Argument hätte sich damals medizinisch nicht mehr begründen lassen –, doch er postulierte, der Unterschied »liegt nicht in der Schärfe, sondern der Art des Denkens.« (17) Die Frau sei ein Gefühlswesen. Was er währte, medizinisch nachgewiesen zu haben, überführte er schließlich in eine anthropologische Ewigkeit, die eine bloße Mutmaßung bleiben mußte. Für die »Zukunftsstellung der Frau in unseren Kulturstaaten« habe man vom »psychischen und physischen Unterschied zwischen Mann und Frau auszugehen, der von Beginn der Schöpfung an besteht, und bestehen wird, so lange es ein menschliches Geschlecht giebt.« (24)

Die Folgerungen, die er aus seinen medizinischen und anthropologischen Betrachtungen ableitete, zielten darauf, Erwerbsarbeit von Frauen möglichst zu verhindern. Wo sie aber notwendig sei, sollte sie in Bereiche geleitet werden, die er am ehesten für frauengemäß hielt. In der Medizin sei dies die Krankenpflege. »Gattin, Mutter, Hausfrau, Erzieherin der Jugend« – darin liege die »Bestimmung des Weibs auch heute«, wie »im Plan der Schöpfung« vorgegeben (30).

Vier Jahrzehnte später hatte sich in der Argumentationsweise kaum etwas geändert, als 1934 in Basel der Gynäkologe und Geburtshelfer Alfred Labhardt (1874–1949) seine Rektoratsrede über »Die natürliche Rolle der Frau im Menschheitsproblem und ihre Beeinflussung durch die Kultur« hielt.¹³ Auch dieser Mediziner meinte, eine Fachrede zu halten, doch er überschritt ständig den Wissensbereich, für den sein Fach zuständig war, indem er die Frau als ein Natur- und zugleich Kulturwesen bestimmte. Als er die gesellschaftlichen Konflikte, die er daraus erwachsen sah, zu analysieren suchte, verliefen Fach- und Gesellschaftsrede ineinander. Er dilettierte, ohne es zu merken. Das war generell eine Gefahr, wenn Rektoren ihre Fachrede in eine Gesellschaftsrede überführten.

Der Frauenarzt verquickte in seiner Rektoratsrede medizinische Aussagen über Frauen und Männer mit demographischen Befunden, kulturellen Normie-

12 Fehling: Die Bestimmung der Frau, ihre Stellung zu Familie und Beruf, Stuttgart 1892.

13 Basel 1934.

rungen und politischen Wertungen. Er verstand seinen Vortrag als Plädoyer für eine Frauenemanzipation, die von der Gleichwertigkeit, aber Andersartigkeit der Geschlechter ausgeht. »Der immer wieder auftauchende Vergleich zwischen der Wertigkeit von Mann und Frau sollte endlich verstummen – keines der beiden ist minder- oder mehrwertig – sie sind vielmehr naturgewollt anderwertig.« (8) Der starke historische Wandel im kulturellen und gesellschaftlichen Status von Frauen vor allem innerhalb »der besonders zivilisierten weißen Rasse« (18) habe »die Unausgeglichenheit zwischen Natur und Kultur in der veränderten Rolle der Frau« zu einem »Menschheitsproblem« werden lassen (19). Frauen, denen die »Erfüllung der natürlichen Bestimmung, das Höchste, versagt bleibt, die Mutter-schaft« (24), sollten in ihrer beruflichen Selbstverwirklichung unterstützt werden. Doch die »Losung darf nicht heißen: Gleiches Recht für alle, sondern: weitgehendes Recht für jedes Geschlecht auf dem ihm von der Natur zugewiesenen Gebiete; gegenseitige Ergänzung zum Wohle des Ganzen.« Berufe für Frauen müßten deren »mehr gemütsbetonten Qualitäten« entsprechen (26). Zur Kinderärztin, vielleicht auch zur Frauenärztin sah er Frauen als geeignet an, auch die »Jurisprudenz, sofern sie praktische Ziele verfolgt und sofern sie als rechtlicher Beistand den Mitschwestern gilt, ist als Frauenberuf durchaus geeignet.« (28) Nicht aber die ärztliche Geburtshilfe. Sie sei physisch zu anstrengend – obwohl er zuvor die Geburt als außerordentliche körperliche Leistung beschrieben hat – und verlange eine Entschlußkraft, die Frauen überfordere.

All diese Aussagen sah der Mediziner vereinbar mit einem Fachvortrag »fern von jeder Spekulation« (29). Er schloß mit der Überzeugung: »Jedes der beiden Geschlechter hat seine Rechte und seine Pflichten; sie sind bei Mann und Frau ebenso groß und ebenso bedeutend – sie sind aber naturgewollt verschiedenartig.« Die »ehernen Gesetze der Natur mit den Fortschritten der Kultur« zu vereinen, nannte er »das letzte Ziel jeder menschlichen Bestrebung« (29).

Diese sieben Rektoratsreden aus der zweiten Hälfte des 19. und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zeigen mehrheitlich ein Muster, das männliche und weibliche Berufsfelder trennte. Mit dem Frauenstudium hatten sich bis auf einen alle Rektoren abgefunden, zwei begrüßten es, die anderen wollten die Absolventinnen in Berufsbereiche lenken, die sie als frauengemäß einschätzten und in denen sie mit Männern nicht oder kaum konkurrieren würden. Diese vier Mediziner wechselten, ohne dies anzusprechen, von der Fachrede, die sie ankündigten, in die Gesellschaftsrede, da sie aus ihrem Fach keine Gründe gegen das Frauenstudium und die Beschäftigung von Frauen in Berufen mit akademischer Ausbildung beibringen konnten. Nur der Ökonom, der ungewöhnlich früh (1873) für die Gleichberechtigung von Frauen im Studium, im Beruf und auch in der Politik eintrat, konnte im Kompetenzbereich seiner Berner Professur für Staatswissenschaft bleiben, wenn er über ökonomische und gesellschaftliche Gründe des Frauenstudiums sprach. Seine Fachrede war berufsbedingt zugleich eine Gesellschaftsrede.

Nur ein Mediziner, Oskar Hertwig in seiner Berliner Rektoratsrede von 1905, anerkannte das Recht von Frauen zur »Selbstbethätigung in den höheren Beru-

fen« (9). Sein skeptischer Blick auf die »geistige Arena« (11), in deren Kämpfen sich künftig die Akademikerinnen zu behaupten haben, leitet über zum zweiten Bereich, der nun betrachtet werden soll: die Sprache, mit der Rektoren die Universität als einen ungeeigneten Raum für Frauen entwarfen.

6.2. Sprachzäune gegen Frauen in der Wissenschaft

Sprachzäune, die Frauen abhalten sollten, errichteten in ihren Reden sehr viele der Rektoren, auch wenn die Fachthemen, über die sie dozierten, keinen Anlaß boten, auf das Geschlecht zu sprechen zu kommen. Doch die soziale Welt, in der sie lebten, unterschied Männer- und Frauenräume. Und die Universität war und blieb lange in den Rektoratsreden ein Männerraum, denn in ihm wurde ständig gekämpft, um die besten Forschungsmethoden, um Ressourcen und Ansehen, um das Wohl der Nation und der Menschheit, vor allem um Wahrheit. Wissenschaft, Forschung als Kampf, der den »männlichen« Charakter erfordere – diese Sicht durchzieht die Rektoratsreden, unabhängig davon, über welches Fach gesprochen wurde. Die kämpfende Wissenschaft war Männersache, das mußte nicht begründet werden, es verstand sich im damals dominanten Gesellschaftsbild von selbst. Kampf ist das Feld, auf dem sich der Mann zu bewähren habe, in der Wissenschaft ebenso wie im Krieg. Deshalb sprachen viele Rektoren von der »männlichen« Universität, der »männlichen« Wissenschaft, und dies meist beiläufig, weil es als selbstverständlich vorausgesetzt wurde. Sie riefen es in Erinnerung, sahen aber keine Notwendigkeit, es zu begründen.

Der Kampf wurde von vielen Rektoren in der Geschichte ihres Fachs verortet als ein vermeintlich objektivierbares Geschehen, unbeeinflusst von menschlichen Absichten. Es kann nicht überraschen, daß Rektoren, die als Naturwissenschaftler entwicklungsgeschichtlich arbeiteten, vom biologischen Kampf ums Dasein sprachen und dessen Erforschung männlich codierten. So 1903 der Zoologe und Anatom Carl Rabl (1853–1917) in seiner Rektoratsrede an der K. K. Deutschen Karl-Ferdinand-Universität in Prag.¹⁴ Das »Prinzip der züchtenden Wirkung funktioneller Reize«, über das er als Experte für Zellforschung sprach, definierte er als ein »Prinzip des Fortschrittes, der Vervollkommenung. In tausend und abertausend Gestalten lehrt uns die Natur, dass sie den Segen des Fortschrittes einzig und allein an die Arbeit geknüpft hat, an die Arbeit im Kampfe« (28). Der Kieler Pathologe Arnold Heller (1840–1913) verlangte 1905 in Kiel »Selbsterziehung« im Studium, um die »Waffen für den harten Kampf ums Dasein« zu schmieden.¹⁵ Daß dafür die Frau nicht geeignet sei, beteuerte noch

¹⁴ Prag 1904.

¹⁵ Dr. Arnold Heller, ordentlicher Professor der Medizin: Über die Mitwirkung der Medizin am inneren Ausbau des deutschen Reiches. Rede beim Antritt des Rektorates der königlichen Christian-Albrechts-Universität am 6. März 1905. Kiel 1905.

1946 der Rektor der Universität Zürich, als er aus der Sicht des Frauenarztes über »Sport und Medizin« sprach. »Der Körperbau des Mannes ist für den Kampf gebaut, Kampf mit Mensch oder Tier, zur Sicherung der Existenz. Der Frauenkörper ist für die Fortpflanzung, für die Erhaltung des Menschengeschlechtes bestimmt.« (14) Auch Frauen sollten Sport treiben, nicht aber an »grossen Kampfsportveranstaltungen« teilnehmen (16). Zu groß sei die körperliche und psychische Gefährdung.¹⁶

Über Kampf als Fortschrittsvehikel sprachen auch Rektoren, deren Themen dies nicht in der gleichen Weise nahelegten wie in der naturwissenschaftlichen Deszendenzforschung, in die Rabl sein Thema fachlich eingeordnet hat. Ein Beispiel bietet die Heidelberger Rektoratsrede des Philologen Wilhelm Braune (1850–1926) aus dem Jahre 1904.¹⁷ Er präsentierte die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache als einen Eroberungs- und Unterwerfungskrieg. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte sie sich »ganz Nord- und Mitteldeutschland unterworfen« und war bereits in Oberdeutschland »siegreich«, bis schließlich »auch die letzten widerstrebenden Randgebiete des katholischen Süddeutschlands ihre Herrschaft anerkennen mussten.« Mit diesem sprachgeschichtlichen »Siegeszug«, dessen vergleichende Erforschung er vorangebracht hatte, bekräftigte der Prorektor – auch in Baden war der Landesherr formell Rektor – zugleich die nationale Bedeutung seines Fachs, denn die neuhochdeutsche Dominanz habe die sprachliche »Grundlage« für die »nationale Einigung ganz Deutschlands« geschaffen (4). Dass die sprachliche Einigung ein protestantisches Werk war, floß nebenbei mit ein und legte den Hörern nahe, diese sprachgeschichtliche Entwicklung auf den preußischen Waffensieg über das katholische Österreich als erstem Schritt auf dem Wege zum deutschen Nationalstaat zu beziehen.

Erneut in Heidelberg, drei Jahre später, 1907, blickte der Jurist Georg Jellinek auf die Geschichte des Rechts und befand, bisher sei zu wenig »der Kampf« gewürdigt worden, »den die Rechtsordnungen unter einander auf Leben und Tod führen können.« (3) Im 19. Jahrhundert sei wie in kaum einer anderen Epoche »die uralte Lehre« bestätigt worden, »dass der Kampf der Staaten zugleich ein Kampf der Rechtsordnungen ist.« (4) Doch auch innerhalb von Staaten sei »jeder Fortschritt im Rechtswesen mit Kämpfen mannigfacher Art verknüpft« (5).¹⁸

16 Festrede des Rektors Prof. Dr. Ernst Anderes, gehalten an der 113. Stiftungsfeier der Universität Zürich am 29. April 1946: Sport und Medizin, Zürich 1946.

17 Ueber die Einigung der deutschen Aussprache. Akademische Rede zur Feier des Geburtsfestes des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich am 22. November 1904 bei dem Vortrag des Jahresberichts und der Verkündung der akadem. Preise von Dr. Wilhelm Braune, Grossh. Bad. Hofrat und o. ö. Professor der deutschen Philologie, d. Z. Prorektor der Grossh. Bad. Universität Heidelberg. Heidelberg 1904.

18 Der Kampf des alten mit dem neuen Recht. Akademische Rede [...] am 22. November 1907 [...] gehalten von Dr. iur. et phil. Georg Jellinek, Geh. Hofrat und o. ö. Professor des Staatsrechts, des Völkerrechts und der Politik, d. Zt. Prorektor der Grossh. Badischen Universität Heidelberg. Heidelberg 1907. Auch in: Ders., Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 1, Berlin 1911, 1911, 392–427.

Wenige Jahre zuvor, 1903, hatte Otto Gierke (1841–1921) den »Gelehrtenkrieg« der deutschen Juristen zwischen Germanisten und Romanisten betrachtet und bedauert, daß der erste Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches »dem einheimischen Recht den ihm gebührenden Platz an der Sonne versagt« hatte, so daß die Germanisten den Kampf wieder aufnahmen.¹⁹

Meist wiesen die Rektoren den Kampf um den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt ausdrücklich als eine Aufgabe für den Mann aus, doch diese Art von Geschlechtertheorie konnte auch indirekt in Themen eingebaut werden, bei denen es nicht um das Geschlecht der Forscher ging. So in der Rede »Über allgemeine Gesetzmäßigkeiten des Geschehens«, die 1920 der Mathematiker Arthur Moritz Schönflies (1853–1928) als neuer Rektor der Universität Frankfurt am Main hielt. Mit ihm hatte erstmals ein Jude das höchste Amt in einer deutschen Universität erhalten.²⁰ Wie viele Mathematiker bedauerte er zunächst, die Sprache seines Fachs wirke »auf den Laien fast wie eine Art Geheimschrift«, doch er hoffe, Verbindung zu anderen Disziplinen, auch historischen, zeigen zu können (4). Vor allem aber wollte er den Laien im Auditorium nahebringen, wie es »gelingt, den Ablauf des Naturgeschehens unter die Herrschaft mathematischer Formeln zu zwingen.« (5) Auch er bemühte den Kampf als Fortschrittsmotor, und in seine voraussetzungsvollen erkenntnistheoretischen Überlegungen fügte er, um die Bedeutung intuitiver Einsichten für die Forschung hervorzuheben, ein aus vielen Rektoratsreden vertrautes Geschlechter-Paar ein: männlicher Intellekt und weibliche Phantasie (13). Für Schönflies lagen sie jedoch nicht im Kampf gegeneinander. Der Mathematiker sprach nicht von männlich und weiblich, sondern von väterlich und mütterlich. Die »Geschlechtertheorie«, die seinem Wissenschaftsverständnis immanent war, wies zwar Intellekt und Phantasie als männlich bzw. weiblich aus, verband sie jedoch zu einer väterlich-mütterlichen Einheit. Das war in dem Bild von Wissenschaft und Universität, das die Rektoren entwarfen, höchst selten. Sein Fachkollege Carl Runge (1856–1927), Professor für angewandte Mathematik an der Universität Göttingen, hatte 1915 in seiner Rede »Mathematik und Bildung« die Zahlwörterbildung in der Sprache mit dem »Kampf ums Dasein« in der Pflanzen- und Tierwelt verglichen.²¹

Wissenschaft als Kampf zu bestimmen, mußte die Förderung von Frauen in der Wissenschaft keineswegs ausschließen. Der Zoologe Theodor Boveri sprach

19 Otto Gierke: Die historische Rechtsschule und die Germanisten. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität ... 3. August 1903, Berlin 1903, 32.

20 Frankfurt 1920 (Frankfurter Universitätsreden, 11). Fritsch, Rudolf: Schoenflies, Arthur, in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 412–413 [Online-Version].

21 Carl Runge: Mathematik und Bildung. Festrede im Namen der Georg-August-Universität zur Jahresfeier der Universität am 9. Juni 1915, Göttingen 1915, 5. J J O'Connor/E F Robertson würdigten angesichts seiner mütterlichen Herkunft »a strong British element in his upbringing, particularly an emphasis upon sport, self-reliance, and fair play that, in combination with the civic traditions of the Hanseatic town, influenced his political and social views.« (Carl David Tolmé Runge, in: MacTutor Index 2008).

1906 in seiner Würzburger Rektoratsrede²² vom »Kampf der Meinungen« (17), und er fällt in Briefen und Schriften über konkurrierende Kollegen harsche Urteile. Doch gemeinsam mit seiner amerikanischen Ehefrau Marcella O'Grady (1863–1950) gehörte er zu denen, die dafür sorgten, »dass die Universität Würzburg zwischen 1900 und 1914 zu einem Knotenpunkt des naturwissenschaftlichen Frauenstudiums wurde.«²³ Marcella war Biologin und »full professor« am Vassar Women's College, als sie nach Würzburg kam, um im Institut von Theodor Boveri zu forschen. Nach ihrer Heirat mit ihm 1897 gab sie ihre Berufstätigkeit auf, arbeitete jedoch an seinen Forschungen mit, erweiterte und internationalisierte sein wissenschaftliches Kommunikationsnetz, doch sie publizierte nicht mehr. Weder allein noch mit ihm, während es von ihm gemeinsame Veröffentlichungen mit anderen Mitarbeiterinnen gibt.

Bei aller Offenheit für das Frauenstudium und die wissenschaftliche Tätigkeit von Frauen stand auch das Ehepaar Boveri für die »Konkurrenzvermeidung zugunsten berufstätiger Männer.«²⁴ Den »Kampf der Meinungen« trug Theodor Boveri in einer männlichen Arena aus, wenngleich seine Frau an der Forschung, mit der er seine fachliche Meinung begründete, beteiligt war. Er promovierte Frauen, war aber gegen die Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen. Marcella Boveri veröffentlichte ihre Dissertation, schloß aber nicht das Promotionsverfahren ab. Als sie 1927 nach dem Tode ihres Mannes (1915) in die USA zurückging, lehrte sie am Albertus Magnus Women College in New Haven bis zu ihrem 80. Lebensjahr und baute dort ein Department für Biologie auf. Ihre Ehejahre blieben für sie eine wissenschaftlich tote Zeit, jedenfalls mit Blick auf Veröffentlichungen und berufliche Karriere.

Wissenschaftliche Arbeit »erfordert einen ganzen Mann«, meinte Otto Brunner (1898–1982) in seiner anspruchsvollen Rede »Das Fach ›Geschichte‹ und die historischen Wissenschaften«, die er 1959 beim Antritt des Rektorats in Hamburg gehalten hat.²⁵ Sein Fach sah er vor großen Herausforderungen. Es müsse sich weltgeschichtlich öffnen, mit Experten für außereuropäische Kulturen zusammenarbeiten, und für die Zeitgeschichte müßten die wissenschaftlichen Grundlagen erst erarbeitet werden. Auf diese großen Aufgaben war sein Ruf nach dem »ganzen Mann« gemünzt, »einen Mann der aus der wissenschaftlichen Tradition des Gesamtfachs kommt und ein breites Fundament in seiner Kenntnis der tieferen geschichtlichen Zusammenhänge besitzt.« (15) Brunner hielt eine programmatische Rede, in der er die Offenheit jeglicher Wissenschaft betonte, »stets bereit, ihre eigenen Ergebnisse in Frage zu stellen oder sie in einen weiteren Zusammenhang einzufügen und in ihrer begrenzten Gültigkeit zu erfassen.« (32) Auf die eigene Vorstellung von der Frauenrolle in der Gesellschaft

22 Boveri, Die Organismen als historische Wesen.

23 Satzinger, Differenz und Vererbung, 63. Zu den Boveris alle weiteren Angaben nach Satzinger und Wright, Marcella O'Grady Boveri (1863–1950). Her three careers in Biology.

24 Satzinger, 429.

25 Hamburg 1959 (Hamburger Universitätsreden, 25).

bezog der Historiker die geforderte Offenheit für neue Einsichten nicht. Frauen studierten Geschichte, doch als Wissenschaft erforderte dieses Fach in der Sicht Brunners weiterhin den Mann.

Im 19. Jahrhundert hatte diese Einstellung der universitären Realität entsprochen. Man war unter Männern. Sie kämpften, um neue wissenschaftliche Deutungen durchsetzen, die das bisherige Weltbild infrage stellen, am intensivsten wohl, mit dem stärksten gesellschaftlichen Widerhall in der Evolutionslehre. Dank seines Kampfes für Charles Darwin wurde der Jenaer Professor Ernst Haeckel auch außerhalb der Wissenschaft berühmt. Als er 1863 vor der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte in Stettin »Ueber die Entwicklungstheorie Darwins« sprach, wendete er dessen Lehre ins sozialdarwinistische: »Ueberall in der Natur herrscht so, ebenso in der menschlichen Gesellschaft, schonungsloser und unaufhörlicher Krieg Aller gegen Alle.«²⁶ Haeckel ging keiner Auseinandersetzung aus dem Weg. Er befeuerte sie auch sprachlich. Daß Krieg, auch Krieg um Deutung und »Wahrheit« in der Wissenschaft, Männersache sei, mußte nicht eigens gesagt werden. Die Kampfmetaphern bestimmten Forschung als eine Arena für Männer. So verwundert es nicht, wenn 1904 in Berlin der Anatom und Entwicklungsbiologe Oskar Hertwig »auf allen Gebieten ganze Männer, die ihr Wissenschaftsgebiet beherrschen«²⁷, verlangte. Selbst er, der sich dem Frauenstudium geöffnet hatte, blieb sprachlich in der vertrauten Arena des Kampfes, die den Mann erfordere. Wie auch sein Berliner Medizin-Kollege Max Rubner. Er zeigte sich dem Frauenstudium aufgeschlossen, verpflichtete aber die Universität darauf, »Männer« zu erschaffen, und zum Schluß wandte er sich 1910 in seiner Rektoratsrede traditionsgemäß an »meine Herren Kommilitonen«.²⁸

Wie lange sich diese Haltung im 20. Jahrhundert fortsetzte, obwohl nun Frauen in großer Zahl studierten, bezeugen viele Rektoratsreden. Otto Brunners gehört dazu, ebenso die des Rektors der ETH Zürich, der 1955 zur Hundertjahrfeier viele Ehrengäste begrüßte – alles Männer, »die Herren Kollegen von heute und von gestern, und die Studierenden«. Letzteres war wohl nicht geschlechtsneutral gemeint. Die Raumnot, so entschuldigte er sich, habe es nicht erlaubt, »alle Ehrengäste mit ihren Gemahlinnen einzuladen. Wir bedauern es tief und freuen uns um so mehr, daß doch die männliche Feierlichkeit wenigstens zu einem Viertel weiblich aufgelockert ist.«²⁹

26 Zit. nach Willmann, Ernst Haeckel, 72.

27 Oskar Hertwig: Ueber die Aufgaben anatomisch-biologischer Institute in Unterricht und Forschung. Rede bei Antritt des Rektorats ... Berlin 15.10.1904, Berlin 1904, 27.

28 Max Rubner: Unsere Ziele für die Zukunft. Rede ... 15. Oktober 1910, Berlin 1910, 15 (Frauen), 22 f., 27 (Männer).

29 Begrüßung durch den Rektor der Eidgenössischen Technischen Hochschule, in: Reden zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Eidgenössischen Technischen Hochschule gehalten am 21. und 22. Oktober 1955, Zürich 1956., 7–11.

Als der Kölner Rektor Heinz Hübner (1914–2006) im turbulenten Jahr 1968 das Amt übernahm, begrüßte der Jurist zwar »Damen und Herren«, doch sein Dank galt den »Männern, die im Senat und in den Fakultäten für die Geschicke unserer Alma Mater verantwortlich waren und sind« (25). Der Rektor sprach über notwendige Reformen und kritisierte Reformpläne von seiten der Studenten, der Assistentenschaft, der Nicht-Ordinarien, des Wissenschaftsrates und der Politik. Frauen kamen bei ihm als Akteure nicht vor.³⁰ Seine Institutsleitung trug »militärische Züge«, berichtete ein ehemaliger Schüler auf der Gedenkfeier. Wenn ein Mitarbeiter heiratete, kommentierte Hübner: »Verheirateter Offizier: halbe Gefechtskraft«.³¹ Dem Mannheimer Politikwissenschaftler Rudolf Wildenmann (1921–1993) mußte es als Wahlforscher zwar geläufig sein, nach den Einstellungen von Frauen zu fragen, doch als er bei der Rektoratsübergabe 1976 in seiner energisch kritisierenden Rede »Zur Situation der Universität« über die »Förderung junger Kultur-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler« nachdachte, berichtete er über den Vorschlag des amtierenden DFG-Präsidenten, mit welchen Mitteln »ein junger Mann« finanziert werden könnte (13).³² Frauen im Auditorium werden sich von dieser Rede nicht ermuntert gefühlt haben, den Berufsweg in die Universität zu wagen. Der Frankfurter Rektor Oscar Gans hatte hingegen 1954 Männer und Frauen angesprochen, als er die Erstsemester auf ihre Rolle als künftige Elite einzustimmen suchte.³³ Noch in der Bundesrepublik blieb er lange eine Ausnahme.

Ein weiterer ständig beschrittener Weg, die Universität als Männerraum auszuflaggen, bestand darin, sie als geistige Repräsentantin der Nation zu präsentieren. Die Hochschulen im deutschsprachigen Raum waren Institutionen des jeweiligen Staates bzw. eines Kantons in der Schweiz. In ihren Reden huldigten die Rektoren dem Landesherrn bzw. in der Schweiz dem kantonalen Volk, doch zugleich feierten sie die Universität als geistiges Fundament der Nation und fachlich betonten sie, Glied der wissenschaftlichen Internationale zu sein. Grenzenlose Fachkommunikation und doch auch Konkurrenz der Universitäten zwischen Nationen und innerhalb der Nation – diese Trias wurde zusammengedacht. Sie trat in den Reden der Rektoren als ein Raum des Kampfes auf. Diese Sicht wurde beglaubigt durch die historische Erfahrung. Staaten entstanden in Kriegen und mußten sich in Kriegen behaupteten. Im 19. Jahrhundert war der Weg zum Nationalstaat durchweg ein kriegerischer, und auch im zwanzigsten gingen die allermeisten Nationalstaaten aus Kriegen hervor. In diese Kriegsgeschichte ordneten sich die Universitäten ein, wenn sie sich zum geistigen Fundament ihrer Nation erklärten.

30 Ansprache des Rektors Professor Dr. Heinz Hübner, in: Universität zu Köln. Rektoratsübergabe 1968, Köln [1969] (Kölner Universitätsreden, 40), 25–46.

31 *Christoph Becker*, Heinz Hübner pater familias – Erinnerungen eines Schülers, 59, 61,

32 GdF 1, 1977, 9–16.

33 Oscar Gans: Immatrikulationsrede, gehalten am 17. Mai 1954, in: Frankfurter Universitätsreden 11, Frankfurt/M 1954, 19.

Am intensivsten wurde die Symbiose von Krieg, Nation und Universität in den Berliner Rektoratsreden gepflegt.³⁴ Sie leiteten die Einzigartigkeit der Berliner Universität nicht aus ihren wissenschaftlichen Leistungen ab, sondern aus ihrer Entstehung im antinapoleonischen deutschen »Befreiungskrieg« unter preußischer Führung. Daß aus diesem vermeintlichen Urknall der deutschen Nation auch die Berliner Universität hervorgegangen sei, fehlte in kaum einer der Berliner Reden. Als der Historiker Max Lenz 1912 auf der jährlichen Gedächtnisfeier für den Stifter König Friedrich Wilhelm III. über »Rankes biographische Kunst und die Aufgaben des Biographen« sprach, huldigte er wie üblich dem Monarchen, der die Berliner Universität in »Preußens schwerster Zeit [...] ins Leben gerufen« (3) hatte, und er erinnerte an die Rede des Rektors von 1870, der in einer ungewöhnlich aggressiven Form Frankreich als Eroberungsstaat barbarisiert und die Universität zu Berlin »das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern« genannt hatte.³⁵ Die Universität als »Vorkämpfer der Nation« (4) – eine Aufgabe von Männern.

Die Universitäten maßen ihren nationalen Rang nicht zuletzt an der Zahl ihrer Kriegstoten. Der Jenaer Rektor blickte 1896 stolz auf seine »Helden« von 1870 und 1871 zurück. Zwei Fünftel der 1870 immatrikulierten »Studierenden« – viele Rektoren wechselten sprachlich zwischen Studenten und Studierenden ohne Geschlechter-Aspekt – hätten »vor dem Feind« gestanden.³⁶ Der Leipziger Rektor Friedrich Zarncke (1825–1891), ein Germanist, erklärte in seinem Jahresbericht für 1870/71, »nahezu 15 Procent« der Leipziger Studenten hätten 1870/71 »den Heldentod auf dem Schlachtfelde gefunden, die übrigen sind durch Krankheit oder Unglücksfälle hingerafft. [...] diese hohe Ziffer wird um so bedeutungsvoller, wenn wir die Verluste zum Vergleich herbeiziehen, die unsere deutschen Schwesteruniversitäten erlitten haben. So sind von etwa 650 Studierenden der Berliner Hochschule nur 28 gefallen, was kaum ein Drittel unseres Verlustes ergibt.«³⁷

Der Vergleich mit Berlin verdeutlichte die Konkurrenz zwischen den deutschen Staaten und ihren Universitäten. Berlin und Leipzig – zwei Großuniversitäten großer deutscher Staaten. Sie konkurrierten mit ihren Studentenzahlen wie auch mit ihren Kriegstoten, und Berlins Rektoren betonten Jahr für Jahr die Einzigartigkeit des Gründungsanlasses ihrer Hochschule: der Krieg. Als Beispiel die Rede des Historikers Theodor Mommsens (1817–1903) von 1875:

34 Dazu Kapitel 4.1. Ausführlich auch *Langewiesche*, Die ›Humboldtsche Universität‹ als nationaler Mythos; *Ders.*, Humboldt als Leitbild?

35 Lenz, Rankes biographische Kunst, 3; Der deutsche Krieg. In der Aula der Berliner Universität am 3. August 1870 gehaltene Rektoratsrede, in: du Bois-Reymond in zwei Bänden. 1. Band. 393–420. 418.

36 Wilhelm Müller, o.ö. Professor der pathologischen Anatomie, d. Zt. Prorektor: Jena in den letzten hundert Jahren. Rede gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung am 20. Juni 1896. Jena 1896, 6.

37 Leipziger Rektoratsreden 1871–1933. Bd. 1, 45.

»Die Frage, welche Universität die erste Deutschlands sei, ist nicht besser berechtigt als die nach dem größten deutschen Gelehrten; wir wissen nichts davon und fragen nicht danach. Das aber wissen wir und das ist keine Frage, daß in der Großartigkeit der Begründung, in dem herrlichen Anfangssegne keine Hochschule Deutschlands der unsrigen sich vergleichen kann. Die meisten deutschen Universitäten hat die verständige Überlegung oder die Gunst des Glückes, manche die Herrenlaune oder der Zufall ins Leben gerufen; unsere Anstalt ist entsprungen dem Kampfe des Volkes auf Leben und Tod und der Genialität der höchsten nationalen Gefahr. Sie steht da als eines jener leuchtenden Denkmäler des Glaubens an das Vaterland, der, aller Wahrscheinlichkeitsrechnung spottend, in der tiefen Nacht allgemeinen Verzagens das ferne Morgenrot des Sieges und der Einigung mit den Augen des Geistes schaut und dadurch es heranzuführt. Nur etwa unsere jüngste Schwester, das neugewonnene frisch erblühte Straßburg darf in dieser Beziehung genannt werden. In der Tat, daß die Geschichte der deutschen Universitäten zwar nicht die Geschichte Deutschlands, aber wohl davon ein lebendiger Teil ist, findet seinen rechten Ausdruck in dem stolzen Wort, welches wir uns wohl gestatten dürfen, daß die Entwicklung des deutschen Staates den Zeitraum umfaßt von der Gründung der Universität Berlin bis zur Gründung der Universität Straßburg. Aber nicht einmal mit dieser Schwester wollen wir tauschen. Das Wollen ist gewaltiger als das Erreichen, und es ist fruchtbarer.«³⁸

Gegen diesen Anspruch auf ein nationalpolitisches Erstgeburtsrecht Berlins setzten die Rektoren anderer Universitäten die generelle Bedeutung der Universitäten für die Geschichte der Nation, und sie feierten ihre studentischen Kriegshelden. Frauen paßten nicht in eine Universität, die ihre Geltung aus ihrer Rolle in der Nationalgeschichte und deren Kriegen ableitete. Auch in der Weimarer Republik behielten Rektoren die überkommene Sprache bei, die Universität und Kampf für die Nation verschmolz. So gedachte der scheidende Leipziger Rektor in seinem Bericht über das Studienjahr 1924/25 nicht nur der Völkerschlacht von Leipzig, sondern er führte den »vaterländischen Beruf unserer Universität« bis auf ihre Gründung 1409 zurück, die gelungen sei, weil Studenten und Dozenten aus der Prager Universität ausgezogen waren. Die Leipziger Universität verdanke also »nationalistischer Leidenschaft eines feindlichen Volkstums ihre Entstehung«, und deshalb stehe sie heute »im Bewußtsein unlöslicher Schicksals- und Geistesgemeinschaft mit unseren durch vertragsbrüchige Fremdherrschaft mißhandelten Brüder am Rhein.« Man sei kein »Werbebüro für militärische Ausbildung, wie Unverstand und Bosheit uns vorgeworfen hat«, sondern bemühe sich weiterhin um wissenschaftliche »Wahrheits- und Wirklichkeitserkenntnis«, um »in ernster Arbeit ein Geschlecht von Männern heranzubilden, die befähigt sind, an führender Stelle den Fortschritt und Aufstieg unseres Volkes vorzubereiten.«³⁹ Der Anteil der Studentinnen lag in Leipzig zwar unter dem

38 Theodor Mommsen, Rede zur Gedächtnisfeier der Universität am 3. August 1875. Berlin 1875, zit. nach: Ders., Reden und Aufsätze, Berlin 1905 (Reprint Elibron Classics 2001), 17–31, 17 f.

39 Die Leipziger Rektoratsreden 1871–1933, Bd. 2, 1439 f.

Reichsdurchschnitt, doch er betrug damals immerhin rund neun Prozent.⁴⁰ Sie schloß die martialische Sprache des Rektors aus. Er entwarf die Universität, ungeachtet des nun unbeschränkten Rechts von Frauen zum Studium, weiterhin als einen Männerraum.

6.3. Forschung vermännlicht

Die Vermännlichung der Universität in der Sprache der Rektoratsreden scheint sich im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärkt zu haben. Das hängt wohl mit dem Aufstieg der Fachrede zusammen, die ihrerseits die Entwicklung zur Forschungsuniversität widerspiegelt. Der Forschungsprozeß wurde von den Rektoren meist an ihrem Fach analysiert, sie beschrieben innovative Schübe und thematische Schwerpunktverlagerungen und charakterisierten die Personen, die für diese Entwicklungen als bedeutsam galten. Es waren lange Zeit ausschließlich Männer. Sie traten in den Rektoratsreden als die Akteure auf, die im internationalen Austausch ihr Fach oder ihr Spezialgebiet voranbrachten. Weil die Fachrede die Aufgabe hatte zu präsentieren, was Forschung ist und warum aus Forschung Bildung entstehe, betonte sie immer auch den männlichen Charakter, den die Rektoren generell der Forschung zuschrieben. Da die Universität nach dem deutschen Modell eine Forschungsuniversität sein sollte, mußte sie eine Männerinstitution sein. Denn Forschung galt als »männlicher« Kampf um Wahrheit. Aus diesem Zirkel auszubrechen, dauerte lange.⁴¹

Daß die Forschungsuniversität zugleich als Bildungsuniversität konzipiert wurde, hätte diese Sicht mildern können, denn Frauen Bildung abzusprechen lag den Rektoren fern. Es ging jedoch um wissenschaftliche Bildung. Da sie als höchste Form von Bildung aus dem Forschungserlebnis abgeleitet wurde, verstärkte der Forschungsimperativ im deutschen Universitätsmodell immer aufs Neue das Bild der männlichen Institution. In Reden aus dem frühen 19. Jahrhundert, als die Entwicklung zur Forschungsuniversität noch im Fluß und die Rektoratsrede noch keine Fachrede war, findet man hingegen – selten, aber doch – eine Bildungsvorstellung, die Frauen einschloß, obwohl ihnen die Hochschule verschlossen war. So erklärte der Theologe Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780–1849), als er 1823 das Amt des Rektors in Basel antrat, »kein gebildeter Mann, kein gebildetes Weib kann der Kenntnisse entbehren«, die aus den »allgemeinen Wissenschaften, Philosophie, Mathematik, Naturkunde, Geschichte [...] ihre Strahlen in alle Verhältnisse des Lebens« senden (19). Seine Rede trug keinen thematischen Titel, er wollte nicht sein Fach charakterisieren, obwohl er

40 Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, Bd. 3 20. Jh., Leipzig 2010. 132.

41 Als die Osteuropahistorikerin Hedwig Fleischhacker 1938 in Berlin habilitiert wurde, hob einer der Gutachter »ihren durchaus männlichen Geist« als Qualitätsmerkmal hervor. *Berger*, Deutsche Historikerinnen, 87.

auch über Theologie sprach. Ihm ging es um die gesellschaftliche Rolle der Universität, um »Bürgerwürde« und »allgemeine Volksbildung« (4). Auch er dachte ausschließlich an männliche Studenten, doch allgemeine Bildung verlangte er auch für Frauen, und die Hochschule sollte den »gebildeten Menschen« (14) im Blick haben.⁴² 1835, als er erneut zum Rektor gewählt wurde, sprach er von »gebildeten Männern und Frauen«, welche es, »wie die Erfahrung gezeigt hat, nicht an Bereitwilligkeit die dargebotene wissenschaftliche Unterhaltung und Belehrung zu benutzen«, fehlen lassen. Auch in diesem Wintersemester hoffe er auf »eine zahlreiche Zuhörerschaft dieser Art«.⁴³

Das hätten Rektoren, die das Modell der Forschungsuniversität verinnerlicht hatten, nicht mehr sagen können. Sie mußten es erst mühsam lernen, sich der Bildung von Frauen zuzuwenden und sie als Studentinnen oder gar als Wissenschaftlerinnen zu akzeptieren. Das aber war nur möglich, wenn Frauen zur Forschung zugelassen wurden. Denn wissenschaftliche Bildung erwächst aus Forschung. So das Credo des deutschen Universitätsmodells, wie es die Rektoren aller Universitäten ungeachtet ihrer Fächer Jahr für Jahr vorstellten. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein wirkte dieses Credo als ein Bekenntnis zur männlichen Universität, auch wenn man nicht über Frauen und Männer sprach. Die Öffnung des Berufsfeldes Universität für Frauen läßt sich an den Rektoratsreden nicht mehr verfolgen. Denn diese Tradition endete in Deutschland und Österreich (nicht in der Schweiz) um 1968. Die heutigen Reden an den Festtagen der Hochschulen sind anders angelegt, selbst wenn sie weiterhin von Rektoren und inzwischen auch von Rektorinnen gehalten werden.

42 De Wette: Rede nach dem Antritt des Rectorats der Universität den 12. Mai 1823, Basel 1823.

43 De Wette: Rede nach dem Antritt des Rectorats der Universität den 1. October 1835, Basel 1835, 15.

7. Notwendiges Scheitern?

Im Kern gesund? Es war eine rhetorische Frage, unter die Wolfgang Frühwald seinen Vortrag »Zur Situation der Universität am Ende des 20. Jahrhunderts« stellte.¹ Mit ihr war er dank hoher Ämter in der Wissenschaftsorganisation bestens vertraut. Er entwarf 1998 ein dunkles Bild, das in den Appell an die »europäische Wissenschaft« mündete, ein Modell zu schaffen, das die »traditionell voneinander abgeschotteten Universitätssysteme« in Europa »vieltulturell« durchlässig macht. »Es müsste das Konzept einer Universität sein, die forschungsgeleitet international konkurrenzfähige Bildung und Ausbildung vermittelt« und »zur amerikanischen, australischen und asiatischen Universität« Differenz »bewahrt, die allein die Studierenden aus allen Staaten der Welt nach Europa ziehen wird. Sie sollte schließlich doch einen Hauch jener Idee der Universität bewahren, in der Persönlichkeitsbildung durch Wissenschaft, nicht nur Berufsausbildung vermittelt wird.« (28) Es war mehr als nur ein Hauch des deutschen Universitätsmodells, das der erfahrene Universitätslehrer und Wissenschaftsorganisator hier als Zukunftsvision aufrief.

Forschen bildet fachlich und bildet zur Persönlichkeit, Forschung als Grundlage von Bildung, Ausbildung und Persönlichkeitsbildung. Auf dieser Idee beruhte der innerste Kern des deutschen Universitätsmodells, es war sein Credo, sein Allerheiligstes, könnte man es nennen, wenn dieses Modell in seinen Ursprüngen nicht so protestantisch geprägt gewesen wäre. Doch vom Heiligtum sprachen auch seine protestantischen Verehrer. Allerdings, so ließe sich mit dem Soziologen Rudolf Stichweh einwenden, die »Wirklichkeit der Universität ist nicht die Wirklichkeit ihrer Idee, sie ist immer irgendwo anders«.² Gewiß. Aber das Modell, das die Rektoren immer wieder Jahr für Jahr an allen Universitäten im deutschsprachigen Raum entworfen haben, bestimmte nicht nur das universitäre Selbstbild, es war gestaltungsmächtig.³ Die Professoren hatten es verinnerlicht und in ihr Berufsbild aufgenommen, ihr Ansehen beruhte auf Forschungsleistung und der Fähigkeit, den Studierenden Forschung zu vermitteln und sie an diese heranzuführen. Forschung bahnte den Weg zur Professur; nicht immer, doch ohne sie ging es nicht. Die politisch Entscheidungsmächtigen – Fürsten, Minister, Parlamentsabgeordnete – haben dieses Selbstbild der

1 »Im Kern gesund«? Zur Situation der Universität am Ende des 20. Jahrhunderts. Wolfgang Frühwald (1935–2019), Literaturwissenschaftler, war Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1992–97) und der Alexander-von-Humboldt-Stiftung (1999–2007) und Mitglied vieler wissenschaftlicher Institutionen, u. a. des Wissenschaftsrats.

2 Stichweh, *Wissenschaft, Universität, Professionen* 254.

3 So auch Groppe, *Die deutsche Universität als pädagogische Institution*, 62; Dies., »Bildung durch Wissenschaft«, 2012. Sechs Varianten der Idee »Bildung durch Forschung« entwirft Tenorth, »Bildung durch Wissenschaft«. 6–14.

Universität im Laufe des 19. Jahrhunderts akzeptiert, als sie den Um- und Ausbau der Universität zur Forschungsinstitution finanziert haben. Das Selbstbild stiftete Identität im Universitätsmilieu, gegründet auf geistiger, fachlicher und begrenzter institutioneller Autonomie, es beanspruchte für die Institution Universität hohe gesellschaftliche Geltung, und es behauptete sich bis in die ersten beiden Jahrzehnte nach dem II. Weltkrieg, als die Universitäten ihre Tradition wiederaufnahmen, die sie in der nationalsozialistischen Ära unterbrochen, nicht aber dauerhaft beschädigt wähten. Diese Vorstellung überlebte das Symboljahr »1968« nicht. »Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren«, der Spruch, mit dem 1967 das Ritual der Rektoratsrede in Hamburg spektakulär beendet und die deutsche 68er-Bewegung stimuliert wurde, blickte vor allem auf die NS-Zeit, stellte jedoch die gesamte universitäre Tradition auf den Prüfstand. Doch der Hauptgrund, warum das universitäre Selbstbild in Verruf geriet, war die enorme Expansion der Hochschulen seit den 1960er Jahren.⁴

Als Bildungs- und Sozialisationsinstitution für die Vielen waren die Universitäten nach dem deutschen Modell nicht entworfen worden. Es anders zu erwarten, wäre wirklichkeitsfremd, es würde heutige Erwartungen der Vergangenheit überstülpen. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wuchsen die Hochschulen über alles bekannte Maß hinaus. Sie haben diese Öffnung nicht gewollt, beklagten sie als »Vermassung«, diskutierten über begrenzte Reformen und erprobten etliche. Die Rektoren berichteten davon. Die Universitäten gerieten in die Defensive, als ihnen die Politik Aufgaben auferlegte, für die sie konzeptionell nicht geschaffen und weder personell noch finanziell ausgestattet waren. Dennoch nahmen sie den enormen Zustrom an Studierwilligen auf, unterrichteten sie und führten sie zu den Examina. Insofern war die Öffnung der Hochschulen eine Erfolgsgeschichte, die jedoch in den Universitäten und in der Gesellschaft überwiegend als eine Verfallsgeschichte wahrgenommen wurde, wie Peter Strohschneider, auch er ein erfahrener Hochschullehrer und Wissenschaftsorganisator, 2015 in seiner Bilanz zum Strukturwandel der Universität festhielt.⁵

Als die Universitäten seit den 1960er Jahren ihre Gestalt gänzlich veränderten, schien ihr überkommenes Selbstbild in seinem Kern – Forschen bildet, die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution – überholt. Alles wuchs um ein Vielfaches, die Zahl der Hochschulen, die Zahl derer, die dort lehrten und studierten, die Zahl der Fächer und der Studiengänge, die angeboten wurden. Auch die Vor-Bildung, mit denen die Vielen die Hochschulen betraten, wurde eine andere; vor allem bei den Studierenden, doch auch bei den Lehrenden. »Wir Kleinbürger«, so hat der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger diesen Wandel

4 Zu dieser internationalen Entwicklung als knapper Überblick *Trow*, *Reflections on the transition from elite to mass to universal access*.

5 *Strohschneider*, Versuch über die Universität, 8. Peter Strohschneider (geb. 1955), mediävistischer Literaturwissenschaftler, war u. a. Vorsitzender des Wissenschaftsrates (2006–2011) und Präsident der DFG (2013–2019).

umschrieben. Beobachtet hat er ihn am Verhalten Tübinger Alt-Ordinarien gegenüber den Neuen aus einem anderen kulturellen Umfeld.⁶

Gründlich verändert wurde auch die Organisation. Von der Ordinarien- zur Gruppenuniversität hieß die Leitlinie, nach der die Regierungen die Hochschulen umbauten. Bislang »basisaristokratisch«⁷ aufgebaut, sollten sie nun demokratisch organisiert werden. Doch zugleich sollte die Universitätsleitung unternehmerisch handeln und spezifische, marktgängige Profile schaffen können, beraten von teilweise extern besetzten Hochschulräten als eine Art Aufsichtsrat. Schließlich kamen zum Jahrtausendwechsel die Bologna-Reformen hinzu, um die Lehr-Vielfalt der europäischen Hochschullandschaft zu vereinheitlichen, den Hochschulwechsel über die Staatsgrenzen hinweg zu erleichtern und sie global wettbewerbsfähig zu machen. Vereinheitlichung und Differenzierung, neue externe Regelungsaufgaben und erweiterte interne Gestaltungsfreiräume, Demokratisierung der Mitwirkungsmöglichkeiten aller Gruppen und »Unternehmensuniversität«⁸, in diesen Spannungsfeldern wurden widersprüchliche Zukunftsvisionen sichtbar, zwischen denen zu navigieren die Hochschulen in Unruhe versetzt hat und sie weiterhin beschäftigt.

Zwei historische Zäsuren trennen die Hochschule der Gegenwart von ihren Ursprüngen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Die erste ereignete sich im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhunderts, als die staatliche Neuordnung Kontinentaleuropas in der Ära der Französischen Revolution und Napoleons die überkommenen Hochschullandschaften in ein »Trümmerfeld« verwandelte.⁹ In Frankreich traten Spezialhochschulen und selbständige Fakultäten an die Stelle der bisherigen Hochschulen, in den deutschen Staaten überlebten von den 35 Universitäten nur 16, in Preußen wurden drei neue geschaffen (Berlin, Breslau und Bonn). Beide Wege, der französische wie der deutsche, führten zur Forschungshochschule, doch nur der deutsche verband Forschung und Lehre und machte diese Einheit zum Markenzeichen der modernen Universität. Hauptort von Wissenschaft und deren Weitergabe, diese Vorstellung von Universität setzte sich mit nationalspezifischen Variationen durch, wurde aber bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergänzt durch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. In Frankreich wurden 1896 erneut Universitäten eingerichtet, ohne die Spezialhochschulen aufzugeben und deren hohes Ansehen zu mindern.¹⁰ Die Rektoren in den deutschen Staaten, Österreich und der Schweiz sahen darin keine Annäherung unterschiedlicher Modelle, sondern zeigten sich von der Überlegenheit des deutschen überzeugt. Nur die in ihm angestrebte Verbindung von Forschung und Lehre bereite die Absolventen systematisch darauf

6 Bausinger, Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur.

7 Eine treffende Charakterisierung der auf Kooptation beruhenden Ordinariatenuniversität von Loprieno, Die entzauberte Universität, 112 u. ö.

8 Zu diesem US-amerikanischen Konzept s. Slaughter Leslie, Academic Capitalism.

9 So Walter Rüegg in der Einleitung (Themen, Probleme, Erkenntnisse) zu Band III der von ihm herausgegebenen »Geschichte der Universität in Europa« (18).

10 Als Überblick *Christophe Charle*: Grundlagen, in: Ebd. Bd. III, 43–80.

vor, in allen Berufsbereichen methodisch geschult nach Lösungen für Probleme zu suchen, die man heute noch nicht kennen kann. Kapitel 5 erzählt von diesem Überlegenheitsbewußtsein, worauf es gründete und wie man sich von den anderen abgrenzte.

Die zweite Zäsur erzwangen die Regierungen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, als sie aus der Universität der Wenigen die der Vielen schufen, um den Entwicklungsbruch, der grundlegende Veränderungen auslöste, auf eine Kurzformel zu bringen. Dreifach aufgefächert hat sie Walter Rüegg, ein international erfahrener Hochschullehrer und -manager, der den Weg in die neue Universität mitgeformt hat: Die Gestalt der Universität wurde tiefgreifend verändert, ebenso ihr Verhältnisses zur Öffentlichkeit, und es kam zur »Provinzialisierung der europäischen Universitäten«, die sich zunehmend an den Vereinigten Staaten orientierten, wo das britische und das deutsche Hochschulmodell weiterentwickelt worden war.¹¹

Wie läßt sich in diesen zweiten Umbruch, der in unsere Gegenwart führt, das deutsche Universitätsmodell einordnen? Begonnen hat es unter dem Druck der ersten Zäsur. Es gab zwar einen Vorlauf im 18. Jahrhundert, doch erst die Prozesse der Staatsbildung im 19. bereiteten den Boden, auf dem sich das neue Modell entfalten konnten. Endete es in der zweiten Zäsur im ausgehenden 20. Jahrhundert? Überzeugt davon zeigten sich die vielen Todesanzeigen und Grabesreden, in denen seit etwa einem halben Jahrhundert die »Humboldtsche Universität« verabschiedet wird.¹² Zum Teil triumphierend, zum Teil wehmütig. Und doch scheint ihr Kern – die Hochschule als Bildungsinstitution – in gegenwärtigen Konzepten für eine neue Form der Universität zu überleben. Allerdings in veränderter Form, die wissenschaftliche Bildung anders entstehen sieht. Nicht mehr »Bildung aus Forschung«, sondern »Forschung und Bildung«, Persönlichkeitsbildung nicht aus dem Forschungserlebnis heraus, sondern als etwas, das neben dem Fachstudium als Zusatzqualifikation erworben werden muß.

Kontinuität und Bruch, Fortdauer des Vertrauens in die Universität als Bildungsstätte und doch Vergessen ihrer Kernidee »Forschen bildet« – dieser paradox erscheinende Zwiespalt wird im Kapitel 3 an den Rektoratsreden näher dargelegt. Die Frage nach Kontinuität und Bruch soll nun noch einmal aufge-

11 Rüegg, Themen, Probleme, Erkenntnisse, in: Rüegg (Hg.), Geschichte der Universität in Europa, IV, 21. Rüegg (1918–2015), Altphilologe und Soziologe, studierte in der Schweiz, Italien und Frankreich, lehrte als Professor in der Schweiz und der BRD, als Gastprofessor in den USA, war Rektor in Frankfurt/Main und Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz. Auch in der Industrie hat er Erfahrungen gesammelt. Seine universitätsgeschichtlichen und -politischen Aufsätze liegen vor in: Rüegg, Zwischen Hochschule und Öffentlichkeit.

12 Um zumindest ein Beispiel für viele zu nennen: die Aufsatzsammlung von Mittelstraß, Die unzeitgemäße Universität, Jürgen Mittelstraß (geb. 1936), Philosoph, hat den Umformungsprozeß der Universitäten kritisch in einer Vielzahl von Publikation und in zahlreichen Ämtern begleitet; u. a. war er Mitglied des deutschen und Vorsitzender des österreichischen Wissenschaftsrates, und er gehörte Beratungsgremien in Bundesministerien an. S. auch seine Aufsatzsammlung Mittelstraß, Fröhliche Wissenschaft?

nommen werden, um zu erörtern, ob man vom Scheitern des deutschen Universitätsmodells in der Gegenwart sprechen kann und worauf sich das Scheitern bezieht. Denn mit diesem Modell verbinden sich unterschiedliche Zuschreibungen und Selbstbilder. Sind sie alle überholt? Vor allem, wie steht es mit dem Kern des Selbstbildes – die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution.

Der Blick auf diesen Kern wird nun in den Mittelpunkt gerückt, indem einige der jüngsten Bilanzen erfahrener Hochschullehrer und Rektoren befragt werden. Es sind keine Rektoratsreden, denn diese Tradition lief Ende der 1960er Jahre aus, und wo sie weiterhin gehalten oder wieder aufgenommen werden, haben sie ihre frühere Bedeutung verloren. Vor allem die Fachrede von einst ist in der heutigen Hochschule als Rektoratsrede nicht mehr denkbar. Wenn früher ein Mathematiker sein Amt als Rektor mit einer Fachrede antrat, etwa »Zur Geschichte des Umkehrproblems der Integrale« wie 1908 in Karlsruhe¹³, so durfte er mit dem Wohlwollen seines Auditoriums rechnen, obwohl ihn vermutlich die wenigsten verstanden haben. Alle wußten, es ist Aufgabe des neuen Rektors, an seinem Fach zu zeigen, wie in ihm geforscht und also gebildet wird. Forschen bildet. Und die Fachrede soll einen Einblick bieten. Wenn Persönlichkeitsbildung jedoch als etwas verstanden wird, das neben dem Fachstudium, zusätzlich zu ihm erworben werden muß, wenn also die Überzeugung »Forschen bildet« nicht mehr gilt, verliert die Fachrede beim Antritt des Rektorats ihren Sinn. In der heutigen Universität wäre sie ein Zumutung. Um zu erfahren, wie in unserer Gegenwart Rektoren die Universität einschätzen, müssen andere Äußerungen, in denen sie bilanzieren, fordern, kritisieren und prognostizieren, genutzt werden.

»Die Universität des 21. Jahrhunderts ist zu einer komplett vermessenen und ausgezählten Einrichtung geworden, mit gefährlichen Effekten für ihre eigentliche Mission in Lehre und Forschung.« So Peter-André Alt, er präsidierte 2010 bis 2018 der Freien Universität Berlin und anschließend bis 2023 der deutschen Hochschulrektorenkonferenz, in seinem Buch »Exzellent!? Zur Lage der deutschen Universität«.¹⁴ Antragserfolg werde gleichgesetzt mit Exzellenz, es sei zu einer Dauerbeobachtung und Kontrolle gekommen, »Widerstand gegen die Bewertungsdynamik« nannte er »unabdingbar« (71). Der »Unklarheit über die eigene Mission« (73) in den heute üblichen *Mission Statements*¹⁵, ein »trauriges Gemisch« (163) in der »neoliberalen Universität der Anträge und Evaluationen« (87), tritt er mit dem Bildungsverständnis des deutschen Universitätsmodells entgegen. Er benennt es zeittypisch nach Humboldt und diagnostiziert das »Fortdauern Humboldtscher Ideen« (85). Er fordert Reformen, um weiterhin den Kern des Bildungsverständnisses im deutschen Universitätsmodell bewah-

13 Alfred Krazzer: Feierlichkeit anlässlich der Übergabe des Rektorates an der Grossh. Technischen Hochschule »Friderician« zu Karlsruhe. Karlsruhe [o. J.], 17–51. S. zu dieser Rede s. Kapitel 3.

14 München 2021, 64. Alt (geb. 1960) war Professor für Neuere deutsche Literatur in Bochum und Würzburg und ist es seit 2005 an der FU Berlin.

15 Zur Bedeutung der mission statements für nordamerikanische Universitäten s. Wilke, Observations, 142–148.

ren zu können: Allen Studierenden, auch denjenigen, die nicht forschen, durch »wissenschaftsbasierte Qualifizierung« den »Habitus« des Forschens nahebringen, mit dem Ziel, »neben Sachkenntnis vor allem eine eigene Reflexionskompetenz in Bezug auf Begriffe, Konzepte und Methoden« zu erreichen (86). Selbst das Bachelorstudium verzichte nicht auf das »Prinzip der forschungsorientierten Lehre«, das für jedes Studienprogramm weiterhin Leitlinie sein sollte (89). Für die Promotionsphase ohnehin (192). Manches, was Alt als Aufgabe des Studiums nennt, zielt auf Persönlichkeitsbildung. Doch um die heutige »Universität der Vielfalt« (235) zu einem »Sozialmodell gelingender Pluralität und Diversität« (247) zu machen, sei ein »ehrliches Erwartungsmanagement« (239) erforderlich. »Forschen bildet« könnte mithin das *Mission statement* nicht lauten, wohl aber forschen und bilden.

Alt modifiziert die zwei Jahrhunderte lang durchgehaltene Kernbotschaft der Rektoratsreden, die er irrig programmlos nennt (107 f.), und übersetzt sie in heutige Sprache. Er deutet sie als bewährtes Organisationsprinzip und als »intellektuelles Korrektiv« zum »pragmatisch-utilitaristischen Universitätsmodell«, das er als neoliberal kritisiert (90). Trotz aller Unterschiede zum US-amerikanischen Hochschulsystem, dessen Konzept der *education* sei dem Bildungsprogramm im »Humboldtschen Modell vergleichbar« (215). Hier könnte er sich auf einen langjährigen Präsidenten der Harvard University berufen, der »education and research« als den »größten Dienst an der Nation« seitens der amerikanischen Universität preist.¹⁶ Alt fordert, die überkommene Universitätsidee nicht aufzugeben, sondern als »idealistischen Erwartungshorizont« (247) zu bewahren und weiterzuentwickeln. Zu den Merkmalen, die das deutsche und das europäische Wissenschaftssystem auch in Zukunft konkurrenzfähig erhalten werden, rechnet er die »verteilte Exzellenz« der »einander ergänzenden Wissenschaftsfelder« (226): die unterschiedlichen Hochschultypen und die Komplementarität von Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. So sei zu hoffen, die »faktische Nivellierung durch Globalisierung« mit dem »Mut zur Spezifik« zu dämpfen (254). Die Forschungsleistung werde darunter nicht leiden. In ihr seien ohnehin »deutsche Universitäten europaweit führend und weltweit absolut konkurrenzfähig« (260), wenngleich das »Gefühl, schlechter zu sein als andere«, zum hiezulande gepflegten Selbstbild gehöre (262).

16 Bok, *Beyond Ivory Tower. Social Responsibilities of the Modern University*, 309. Derek Bok war 1971 bis 1991 Präsident und 2006/2007 Interimspräsident der Harvard University. Zu seinen zahlreichen sonstigen Ämtern und seinem akademischen Profil s. http://ksgfaculty.harvard.edu/derek_bok.

Erheblich kritischer fällt die Bilanz des international erfahrenen Schweizer Hochschullehrers und Wissenschaftsmanagers Antonio Loprieno aus.¹⁷ Er spricht von der Entzauberung der »klassischen« Universität, die auch er die Humboldtsche nennt. Ihr Leitbild, das die »Bedeutung der Bildung für die eigene Persönlichkeit« in den Mittelpunkt stelle und sich zur »Universalität der Wissenschaft« bekenne (21), sei in zwei Umformungsschüben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts untergegangen: 1968 die »Politisierung« zur erhofften »emanzipatorischen Universität« (22), 1999 mit der Bologna-Deklaration die »Vergesellschaftung« der Universität mit dem Ziel, sie europäisch einheitlich zu gestalten, vor allem die Studiengänge, und sie auf den Wirtschaftsraum und Arbeitsmarkt Europa auszurichten (22 f.). Ein neues identitätsstiftendes Leitbild habe der Wille zur Europäisierung und Globalisierung nicht erzeugt. Er hofft, es werde mit dem »Modell einer »kritischen Universität« (139) entstehen, für das er plädiert. Es ist nicht leicht zu fassen: selbstreferentiell, indem die Komplexität der heutigen Universität sichtbar gemacht werde mit »immer wieder neu zu verhandelnden Prioritäten« (143). Die europäische Universität der Zukunft nicht als Kopie der US-amerikanischen, sondern mit einer ständig zu reflektierenden eigenen »Verortung in der nationalen und globalen Hochschullandschaft« (150). Doch im Zentrum steht auch für Loprieno die »Erarbeitung von Wissen« durch Forschung (144). Das und die Verpflichtung zur ständigen Selbstreflexion rückt seine »kritische Universität« der Zukunft nahe an das Ideal des deutschen Hochschulmodells, obwohl er beide scharf abgrenzen will.¹⁸ Nahe am überkommenen Modell, doch auch hier taucht dessen Kern »Forschen bildet« nicht mehr auf. Er ist, wie in den Rektoratsreden der 1960er Jahren, still verlorengegangen. Ein Gedächtnisabbruch.

Dies gilt auch für die Empfehlungen, die 2015 das *Hamburg Transnational University Leaders Council* veröffentlicht hat.¹⁹ Die Teilnehmer, ca. 50 Hochschulpräsidentinnen bzw. Rektoren aus Asien, Afrika, Europa, Nord- und Südamerika, bestimmten die zweifache Mission der Universität darin, neues Wissen für die Menschheit zu erzeugen und verantwortungsbewusste Weltbürger zu er-

17 Loprieno, Die entzauberte Universität. Antonio Loprieno (geb. 1955), Ägyptologe, hatte Professuren in Italien, USA und der Schweiz inne, Gastprofessuren in Israel, Frankreich und Deutschland. Rektor der Universität Basel 2005–2015, seit 2008 Präsident der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten und dann der Kammer universitäre Hochschulen in der Rektorenkonferenz der schweizerischen Hochschulen (swissuniversities). Er war auch Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz und der All European Academies sowie der Jacobs University Bremen.

18 Wie sehr er das alte Modell mißversteht, zeigt u. a. seine Behauptung, in der »basisaristischen Tradition der humboldtschen Universität« sei der Wettbewerb verpönt gewesen (51 f.). Zu den Formen von Wettbewerb im deutschen Modell s. Kapitel 5 und Kapitel 3 zur Vorstellung von Forschung als Kampf.

19 Hamburg Protocol. Hamburg.

ziehen.²⁰ Auch hier also Forschung und Bildung bzw. Erziehung, nicht Bildung bzw. Erziehung durch Forschung. Forschen und bilden werden als zwei getrennte Bereiche gedacht, die irgendwie aufeinander bezogen werden müssen.

Forschen bildet, diese Überzeugung teilen heute nur noch wenige. Zu ihnen gehörte Hubert Markl (1938–2015), während und nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dann der Max-Planck-Gesellschaft ein gestaltungsmächtiger Wissenschaftsmanager. Als 2009 der *Stifterverband der Deutschen Wissenschaft* 26 Personen »aus unterschiedlichen Wissenschaftskulturen« nach »Bildung als Herausforderung im 21. Jahrhundert« fragte, war es Markl, der entschieden daran festhielt: »Forschung bildet«. Sie erziehe dazu, methodisch begründet »neue, bessere Lösungen für alte Probleme und Antworten auf ganz neue Herausforderungen von Natur und Umwelt zu finden«. Als Voraussetzung, diese Fähigkeit zu erwerben, begriff er die »Bildung zu begründetem Zweifel«. Nur wer diese Bildung erreiche, sei in der Lage, »Wissen selber weiterforschend prüfen und mehren zu können.«²¹ Das haben die Rektoren in ihren Rektoratsreden ebenso gesehen und dem Auditorium zu vermitteln versucht, indem sie die Bedeutung von Irrwegen in der Forschung und deren Korrektur durch Forschung an Beispielen vorführten, um zu erläutern, wie forschen die Persönlichkeit bilde und als Habitus lebenslang verinnerlicht werde.

Kontinuität und doch auch Scheitern? Das muß sich nicht ausschließen. Es hängt davon ab, woran man die Hochschule der Gegenwart und ihren Wandel mißt. Dies soll zum Abschluß erneut am Kern des deutschen Universitätsmodells erörtert werden. Er verbindet Persönlichkeitsbildung durch Forschung mit Elitebildung. »Elite«, nicht »Masse«, darauf war das deutsche Universitätsmodell codiert. Die Rektoratsreden bezeugen es. Sie sind durchdrungen von der Überzeugung, an den Universitäten wird die künftige Elite der Nation gebildet. Im ausgehenden 19. Jahrhundert begannen zwar auch Universitäten im deutschsprachigen Raum nach nordamerikanischen und britischen Vorbildern Kurse für ein breiteres Publikum anzubieten, doch das Studium sollte weiterhin einer Minderheit vorbehalten bleiben. Der Welle von Volkshochschulgründungen, die nach dem I. Weltkrieg den Zugang zum Wissen zu demokratisieren versprachen, stand man mit Mißtrauen gegenüber. »Masse« und wissenschaftlich fundierte Bildung schließe sich aus. Als dies die gesellschaftlichen Erwartungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr hinnahmen, mußten die Universitäten sich und ihr überkommenes Selbstbild ändern. Wenn in der Gegenwart mehr junge Menschen ein Hochschulstudium als eine nicht-akademische

20 »the aim of safeguarding the university's dual mission of generating new knowledge for humankind and educating responsible global citizens«.

21 Hubert Markl: Bildung durch Forschung, Forschung durch Bildung, in: *Schlüter/Stroh-schneider* (Hg.): *Bildung? Bildung!* 26 Thesen, 154–163, alle Zitate 154.

Berufsausbildung aufnehmen, taugt offensichtlich das alte Leitbild der Elite-Bildung nicht mehr.

Wie auch immer man Elite definieren mag, aus der Universität der Vielen kann nur eine Minderheit in sie aufsteigen oder den familiären Platz in ihr behaupten. Die Mehrheit muß sich damit begnügen, für einen anspruchsvollen Beruf qualifiziert zu werden. Für viele verspricht er den sozialen Aufstieg. Vom Ort der Elitenauswahl zur Aufstiegsschleuse, der Zugang zum Studium wurde sozial erweitert, die Erwartung an seine soziale Wirkung herabgestuft. Dieser Wandel ist in den zitierten Empfehlungen des *Hamburg Transnational University Leaders Council* von 2015 bereits vollzogen. Sie fordern Hochschulbildung als Möglichkeit zur »sozialen Mobilität« für »alle Menschen unabhängig von ihrer sozialen Herkunft oder ihren finanziellen Mitteln«.²² Gemessen daran ist das deutsche Universitätsmodell zweifellos gescheitert. Doch darauf war sein Leitbild nicht ausgerichtet. Deshalb wäre es angemessener zu sagen, unter dem Druck der veränderten gesellschaftlichen Erwartungen wurde es diesen angepaßt.

Persönlichkeitsbildung durch Teilhabe an Forschung. Diese Erwartung lag dem deutschen Universitätsmodell zugrunde und half, den Ausbau der Hochschulen zu Forschungsstätten gegenüber Politik und Gesellschaft zu legitimieren. Es war eine teure Strategie, denn das Modell Forschungsuniversität war darauf angelegt, die unaufhörliche Spezialisierung der Forschung in der Ausdifferenzierung der Fächer nachzuvollziehen. Das haben die Rektoren bereits im 19. Jahrhundert als Problem erkannt, in ihren Reden dachten sie darüber nach. Eine »billige« Lösung fanden sie nicht. Sie verteidigten den Anspruch auf *Universitas litterarum* im deutschen Universitätsmodell – wie unterschiedlich dies begründet wurde, stellt Kapitel 2 vor – und legitimierten ihn, indem sie die systematische Verknüpfung von Forschung und Bildung als Dienst an der Nation auswiesen. Nur als Forschungsuniversität, mithin fachlich ständig expandierend, könne sie die Stätte wissenschaftlicher Bildung bleiben, die notwendig ist, um die Nation wettbewerbsfähig zu erhalten.

Aber ist wissenschaftliche Bildung aus Forschung auch Charakterbildung? Führt sie zu ethischem Handeln und politischer Urteilsfähigkeit? Daran zweifelten nicht wenige Rektoren, einige forderten, politische Bildung ins Programm der Universität aufzunehmen. Vor allem begannen sie, Persönlichkeitsbildung und Bildung zum sittlichen Handeln zu unterscheiden. Indem das Studium an Forschung heranführt, werde der Einzelne in »eine immer sich wiederholende Nötigung zur Wahrhaftigkeit« gestellt, urteilte 1906 der evangelische Theologe Julius Kaftan in seiner Berliner Rektoratsrede im Einklang mit vielen seiner Kollegen. Noch in Derridas Diktum, die »Universität macht die Wahrheit zum Beruf«, sie »legt ein Wahrheitsgelübde ab«, klingt diese Überzeugung an.²³ »Nötigung

22 »that all persons have the opportunity to participate in higher education regardless of social backgrounds or financial means, thus facilitating social mobility.« (S. Anm. 19).

23 *Derrida*, Die unbedingte Universität, 10.

zur Wahrhaftigkeit« forme den Charakter, doch zur sittlich handelnden Persönlichkeit zu werden, sei eine individuelle Wertentscheidung. Auf die Frage »Wie soll ich handeln«, so auch der Physiker Max Planck 1914 als Berliner Rektor, biete die Wissenschaft keine Antwort.²⁴ Nur wenige Rektoren sprachen darüber ausdrücklich, und wenn sie es taten, vermieden sie es, darüber nachzudenken, ob und wie im Universitätsstudium Grundlagen für sittliches Handeln des Einzelnen gelegt werden könnten.

Vielleicht wird man diese Zurückhaltung eine weise Selbstbeschränkung nennen dürfen. Auch als die Rektoren noch vom Leitbild »forschen bildet« überzeugt waren, wußten doch viele von ihnen, der »verantwortungsfähige und -bereite Wissenschaftler wird auch, aber nicht allein, im Wissenschaftssystem ›gebildet«. So 2009 der evangelische Theologe und Ethiker Friedrich Wilhelm Graf in dem bereits erwähnten Buch des *Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft* zur »Bildung als Herausforderung im 21. Jahrhundert«.²⁵ Ebenfalls in diesem Buch erörtert der Politikwissenschaftler Peter Graf Kielmansegg »Politische Bildung in der Wissensgesellschaft«.²⁶ Seine skeptisch-abwägende These, »das wissenschaftlich gewonnene Wissen« garantiere keineswegs, daß Wissensgesellschaften »auch politisch gebildete Gesellschaften« sind, »aber sie haben eine Chance, es zu werden«, fügt sich in das Bild ein, das Rektoren von der Fähigkeit zur Selbstbildung durch Forschung entworfen haben. Sie lehre, Probleme jedweder Art wissenschaftlich zu untersuchen, doch ob daraus politische Urteilsfähigkeit und sittliches Handeln hervorgehe, bleibe eine individuelle Wertentscheidung.

Forschen lernen, um fähig zu werden, sich mit Problemen wissenschaftlich geschult auseinanderzusetzen, sich dabei der Vorläufigkeit der eigenen Antworten bewußt zu sein, sich auf abweichende Deutungen anderer einzulassen und offen für die Korrektur eigener Positionen zu sein – dies zu erlernen und als Habitus zu verinnerlichen, verstand man als wissenschaftliche Bildung. Forschen bildet. Dieser Kern des deutschen Universitätsmodells ist keineswegs veraltet. Auch nicht die Einsicht, daß wissenschaftliche Bildung nicht zu ethischem Handeln führen muß. Wie man dieses lehren könne, darauf boten die Rektoratsreden in ihrer Deutung des deutschen Universitätsmodells keine Antworten. Ethische Bildung zum sittlichen Handeln überwiesen sie als Pflicht dem Einzelnen, und

24 Die beiden Berlin Reden und ihr Umfeld werden in Kapitel 3.6. näher vorgestellt.

25 Friedrich Wilhelm Graf: Die Steuerungskraft von Wissenschaftsethik, in: *Schlüter/Strohschneider*, 164–172, 170. Graf (geb. 1948) hatte Professuren in Augsburg, an der Universität der Bundeswehr in Hamburg und der LMU München inne. Er lehrte als Gast an zahlreichen Universitäten in Europa, Nordamerika, Asien und Afrika, war und ist Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Institutionen und beteiligt sich intensiv an den Debatten über den Ort der evangelischen Kirche in der Gegenwart.

26 111–122, Zitate 113 u. 111. Kielmansegg (geb. 1937) hatte Professuren in Köln und Mannheim inne, lehrte als Gastprofessor in den USA, er war Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaft und Mitglied zahlreicher Wissenschaftsinstitutionen.

von der Gesellschaft erwarteten sie, dafür günstige Voraussetzungen zu schaffen.²⁷ Darin gleichen sie den heutigen Entwürfen für die Universität der Zukunft. Und dies nicht nur, wenn die Zukunft als »Humboldt neu denken«²⁸ oder »weiterhin mit Humboldt und weiter als Humboldt«²⁹ entworfen wird. Leitbilder des deutschen Universitätsmodells klingen auch in Zukunftsentwürfen an, die es für überholt erklären. Um dies zu erkennen, muß man es kennen. Dazu möchte dieses Buch beitragen.

27 Ein Beispiel bietet die Antrittsrede, mit der 1982 der Rektor der Hochschule St. Gallen eine Professur für Wirtschaftsethik fordert: Alois Riklin; *Wirtschaft und Ethik*, in: *Ders.*, Verantwortung des Akademikers, 89–106. Riklin (geb. 1935) hat in der Schweiz, BRD, Frankreich und USA studiert. Prorektor und Rektor in St. Gallen 1976–1986.

28 *Burtscheidt*, Humboldts falsche Erben. Bilanz der deutschen Hochschulreform, 409.

29 *Alt*, Exzellenz, 247.

Literaturverzeichnis

Die im Buch zitierten Rektoratsreden werden hier nicht genannt. Die meisten der an deutschen Universitäten gehaltenen Rektoratsreden sind in der Homepage der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften <http://www.historische-kommission-muenchen-editionen.de/rektoratsreden/> als Volltexte einzusehen. Die schweizerischen Rektoratsreden werden dort lückenlos geboten, die österreichischen nur zu einem geringeren Teil.

- Aichner, Christof/Brigitte Mazohl (Hg.): Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen 1849–1860. Konzeption – Umsetzung – Nachwirkungen, Wien 2017.
- Aichner, Christof: Die Universität Innsbruck in der Ära der Thun-Hohenstein'schen Reformen 1848–1860. Aufbruch in eine neue Zeit, Köln-Weimar 2018.
- Albrecht, Clemens: Universität als repräsentative Kultur, in: Stölting/Schimank, 64–80.
- Alt, Peter-André: Exzellent!? Zur Lage der deutschen Universität, München 2021.
- Andic, Furat M./Suphan Andic: Fritz Neumark, Teacher and Reformer: A Turkish View, in: Finanzarchiv 1981, 11–19.
- Ash, Mitchell G.: Scientific changes in Germany 1933, 1945, 1990: towards a comparison, in: Minerva 37 (1999) 329–354.
- Baumgarten, Marita: Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler, Göttingen 1997.
- Bausinger, Hermann: Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994) 1–12.
- Becker, Carl Heinrich: Internationale Wissenschaft und nationale Bildung. Ausgewählte Schriften. Hgg. u. eingeleitet v. Guido Müller, Köln 1997.
- Becker, Christoph: Heinz Habner pater familias – Erinnerungen eines Schülers, in: Fakultätsspiegel Sommersemester 2007, hgg. v. Verein zur Förderung der Rechtswissenschaft [Köln 2007].
- Becker, Frank: Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands 1864–1913, München 2001.
- Ben-David, Joseph: Scientific productivity and academic organization in nineteenth century medicine, in: American Sociological Review 25 (1960) 828–843.
- Berger, Heike Anke: Deutsche Historikerinnen 1920–1970. Geschichte zwischen Wissenschaft und Politik, Frankfurt/M-New York 2007.
- Bok, Derek: Beyond the Ivory Tower. Social Responsibilities of the Modern University, Cambridge, Mass.-London 1982.
- Borelli, Arianna: Auf der Suche nach dem Unbekannten. Die »neue Physik« zwischen Spekulation und Experiment im 20. und 21. Jahrhundert, in: Acta Historica Leopoldina 80 (2021) 133–157.
- Brentano, Franz: Ueber die Zukunft der Philosophie. Mit apologetisch-kritischer Berücksichtigung der Inaugurationsrede von Adolf Exner »Ueber politische Bildung« als Rector der Wiener Universität, Wien 1893.
- Burtscheidt, Christine: Humboldts falsche Erben. Bilanz der deutschen Hochschulreform, Frankfurt/M-New York 2010.
- Chickering, Roger: Karl Lamprecht. Das Leben eines deutschen Historikers (1856–1915), Stuttgart 2021.
- Cobb, James Dennis: The Forgotten Reforms. Non Prussian Universities 1797–1817, Madison 1980.

- Delany, Paul: *The University in Pieces: Bill Readings and the Fate of the Humanities*, in: *Profession* 2000, 89–96.
- Derrida, Jacques: *Die unbedingte Universität*, Frankfurt/M 7. Aufl. 2018.
- Die Universität. *Kritische Selbstbetrachtungen. Fünf Vorlesungen von H. P. Bahrdt, Fr. Hund, W. Richter, W. Trillhaas, R. Wittram*, Göttingen 1964.
- du Bois-Reymond, Estelle (Hg.): *Reden von Emil du Bois-Reymond in zwei Bänden. 1. Band. 2. vervollständigte Auflage*, Leipzig 1912.
- Ehrlich, Lothar/Georg Schmidt (Hg.): *Ereignis Weimar-Jena: Gesellschaft und Kultur um 1800 im internationalen Kontext*, Köln 2008.
- Engelhardt, Dietrich von: *Goethe als Naturforscher im Urteil der Naturwissenschaft und Medizin des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart 2024.
- Finkelstein, Gabriel: *Emil du Bois-Reymond. Neuroscience, Self, and Society in 19th Century Germany*, Cambridge Mass. 2013.
- Frühwald, Wolfgang: »Im Kern gesund«? Zur Situation der Universität am Ende des 20. Jahrhunderts (Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen, 6), Basel 1998.
- Fuchs, Lazarus: *Gesammelte mathematische Werke*. Hgg. v. Richard Fuchs u. Ludwig Schlesinger. Band 3, Berlin 1908.
- Gebauer, Hans-Dieter: *Benutzungsfrequenz von Hochschulreden*, in: *Verband der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen e. V., Mitteilungsblatt* 37,1 (1987) 337–339.
- Gebhardt, Bruno (Hg.): *Wilhelm von Humboldts Politische Denkschriften*, 2 Bde., Berlin 1903.
- Giarrizzo, Giuseppe: *Die deutsche Universität in der Geschichte Italiens*, in: Armin Kohle/Frank Engehausen (Hg.): *Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2002, 273–283.
- Graf, Friedrich Wilhelm: *Der heilige Zeitgeist. Studien zur Ideengeschichte der protestantischen Theologie in der Weimarer Republik*, Tübingen 2011.
- Groppe, Carola: *Die deutsche Universität als pädagogische Institution. Analysen zu ihrer historischen, aktuellen und zukünftigen Entwicklung*, in: *Traditionen und Zukünfte. Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Kongress 24 2014 Berlin*, Opladen 2016, 57–76.
- Groppe, Carola: »Bildung durch Wissenschaft: Aspekte und Funktionen eines traditionellen Deutungsmusters der deutschen Universität im historischen Wandel, in: *Bildung und Erziehung* 65,2 (2012) 169–181.
- Grüttner, Michael: *Talar und Hakenkreuz. Die Universitäten im Dritten Reich*, München 2024.
- Hamburg Protocol. Hamburg Transnational University Leaders Council. A joint initiative of HRK (German Rector's Conference. The Voice of the Universities), Körber-Stiftung and Universität Hamburg, Hamburg 12 June 2015 <https://www.guc-hamburg.de/press/hamburg-protocol-e.pdf>
- Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bände 3–6/1–2. Hgg. v. Christa Berg u. a., München 1987–2005.
- [Harnack] Adolf von Harnack als Zeitgenosse. *Reden und Schriften aus den Jahren des Kaiserreichs und der Weimarer Republik*. Hgg. u. eingeleitet von Kurt Nowak. Mit einem bibliographischen Anhang von Hanns-Christoph Picker, Berlin-New York 1996.
- Haupt, Selma: *Das Beharren der Rektoren auf die »Deutsche Universität«*, Bad Heilbrunn 2018.
- Hecker, Michael/Bärbel Friedrich: *Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive. Vor- und Nachwort von Ernst-Ludwig Winnacker*, Halle 2023.
- Heimpel, Hermann: *Der Mensch in seiner Gegenwart. Sieben historische Essays*, Göttingen 1954.

- Hilbert, David: Grundlagen der Geometrie, Leipzig 1899, 2. erweiterte Aufl. Leipzig 1903, 14. Aufl. Stuttgart 1999.
- Hörl, Erich/Premesh Lalu: Herrschaft überschreiten. Die Universität und das Versprechen des Neuen, Lüneburg 2024.
- Hund, Friedrich, Das Naturbild der Physik. Ausgewählte Schriften, Jülich 1975.
- Jahrhundertfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 10.–12. Oktober 1910. Bericht im Auftrag des Akademischen Senats erstattet von dem Prorektor Erich Schmidt. Berlin 1911.
- Jaspers, Karl: Die Idee der Universität, Berlin 1946, stark erweitert Berlin 1961.
- Jellinek, Georg: Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 1, Berlin 1911.
- Jessen, Ralph: Akademische Elite und kommunistische Diktatur. Die ostdeutsche Hochschul-Lehrerschaft in der Ulbricht-Ära, Göttingen 1999.
- Kaegi, Werner: Historische Meditationen, Zürich 1942.
- Kaschke, Michael, Vorstandschef der Carl Zeiss AG im Gespräch mit Simone Dürmuth u. Alexander Bogelein, in: Schwäbisches Tagblatt 28.3.2020.
- Kiefl, Franz Xaver: Katholische Weltanschauung und modernes Denken, Regensburg 1922.
- Klein, Kristoffer: Rektoratsreden besonderer Art. Die Gedenk- und Geburtstagsfeiern der preußischen Könige an der Universität Bonn, in: Chronik des Akademischen Jahres 2007/2008, hgg. v. Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Bonn 2008, 213–223.
- Koenigsberger, Leo: Die Mathematik eine Geistes- oder Naturwissenschaft? Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Heidelberg 1913.
- Kolboske, Birgit: Hierarchien. Das Unbehagen der Geschlechter mit dem Harnack-Prinzip. Frauen in der Max-Planck-Gesellschaft, Göttingen 2023
- Kowalczuk, Ilko-Sascha: Geist im Dienste der Macht. Hochschulpolitik in der SBZ/DDR 1945 bis 1961, Berlin 2003.
- Lamprecht, Karl: Ausgewählte Schriften zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte und zur Theorie der Geschichtswissenschaft, Aalen 1974.
- Langewiesche, Dieter: Freiheit im deutschen Universitätsmodell. Wie Rektoren seit dem 19. Jahrhundert Wissenschaftsfreiheit begründen, in: Historisches Jahrbuch 144 (2024) 103–119.
- Langewiesche, Dieter: Vom vielstaatlichen Reich zum föderativen Bundesstaat. Eine andere deutsche Geschichte (Heidelberger Akademische Bibliothek, 5). Stuttgart 2020.
- Langewiesche, Dieter: Bürger bilden in der Universität, in: Ottfried Höffe/Oliver Primavesi (Hg.): Bürger bilden (Geisteswissenschaftliches Colloquium 2), Berlin 2019, 149–177.
- Langewiesche, Dieter: Die Rektoratsrede an den Universitäten im deutschen Sprachraum, in: Claudius Stein (Hg.): Der rhetorische Auftritt. Redekultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Rektorats- und Universitätsreden 1826–1968, München 2016, 21–36.
- Langewiesche, Dieter: Laien-Historiographie mit hohem Anspruch. Naturwissenschaftler erklären Geschichte: Emil du Bois-Reymond und Justus von Liebig, in: Friedrich Wilhelm Graf (Hg.): Geschichte intellektuell. Theoriegeschichtliche Perspektiven, Tübingen 2015, 93–111.
- Langewiesche, Dieter: State–Nation–University. The Nineteenth-Century »German University Model« as a Strategy for National Legitimacy in Germany, Austria, and Switzerland, in: Axel Jansen/Andreas Franzmann/Peter Münte (eds.): Legitimizing Science. National and Global Politics (1800–2010), Frankfurt/M-New York 2015, 51–79.
- Langewiesche, Dieter: Wissenschaftsmanagement im Selbstbild der deutschen Universität seit dem 19. Jahrhundert, in: Stefan Gerber/Werner Greiling/Tobias Keiser/Klaus Ries (Hg.): Zwischen Stadt und Land. Bürgertum in Deutschland. Bd. 2, Göttingen 2014, 759–769.
- Langewiesche, Dieter: Bildung in der Universität als Einüben einer Lebensform. Konzepte und

- Wirkungshoffnungen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Edwin Keiner u. a. (Hg.): *Metamorphosen der Bildung. Historie – Empirie – Theorie*, Bad Heilbrunn 2011, 181–190.
- Langewiesche, Dieter: Humboldt als Leitbild? Die deutsche Universität in den Berliner Rektoratsreden seit dem 19. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 14 (2011) 15–37.
- Langewiesche, Dieter: Die ›Humboldtsche Universität‹ als nationaler Mythos. Zum Selbstbild der deutschen Universitäten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: *Historische Zeitschrift* 290 (2010) 53–91.
- Langewiesche, Dieter: Selbstbilder der deutschen Universität in Rektoratsreden. Jena – spätes 19. Jahrhundert bis 1948, in: Jürgen John/Justus H. Ulbricht (Hg.): *Jena. Ein nationaler Erinnerungsort?* Köln 2007, 219–243.
- Langewiesche, Dieter: Universitätsstudium im Wandel. in: *Erfurter Universitätsreden* 2000. Hg. v. Wolfgang Bergsdorf, München 2001, 17–27. http://www.db-thueringen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-1132/unired_langew.pdf
- Langewiesche, Dieter: Die Universität als Vordenker? Universität und Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Saeculum* 45 (1994) 316–331.
- Langewiesche, Dieter/Georg Schmidt (Hg.): *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg*, München 2000.
- Laube, Stefan: Konfessionelle Brüche in der nationalen Heldengalerie. Protestantische, katholische und jüdische Erinnerungsgemeinschaften im deutschen Kaiserreich (1871–1918), in: Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche (Hg.): *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*, Frankfurt/M 2001, 293–332.
- Lauster, Jörg u. a. (Hg.): *Rudolf Otto. Theologie, Religionsphilosophie, Religionsgeschichte*, Berlin 2014.
- Leber, Christoffer/Kärin Nickelsen: Wissenschaft im Glaubenskampf. Geschichte als Argument in den akademischen Festreden Emil Du Bois-Reymonds (1818–1896), in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 39 (2016) 143–164.
- Leendertz, Ariane: Die Macht des Wettbewerbs. Die Max-Planck-Gesellschaft und die Ökonomisierung der Wissenschaft seit den 1990er Jahren, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 70 (2022) 235–271.
- [Leipzig] Die Leipziger Rektoratsreden 1871–1933. Hgg. v. Rektor der Universität Leipzig Prof. Dr. iur. Franz Häuser zum 600-jährigen Gründungsjubiläum der Universität im Jahr 2009. 2 Bände, Berlin-New York 2009.
- Lenoir, Timothy: Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im deutschen Kaiserreich, Frankfurt/M 1992.
- Ley, Georg: *Die Bildung des Bibliothekars* (Library Research Monographs 3), Kopenhagen 1952.
- Loprieno, Antonio: *Die entzauberte Universität. Europäische Hochschulen zwischen lokaler Trägerschaft und globaler Wissenschaft*, Wien 2020.
- Lorentz, Hendrik Antoon: *Das Relativitätsprinzip. Drei Vorlesungen*, gehalten in Teylers Stiftung zu Haarlem. Bearbeitet von Dr. W. H. Keesom, Leipzig-Berlin 1914.
- MacLeod, W. Bentley/Miguel Urquiola: Why does the United States have the best research universities? Incentives, Resources, and Virtuous Circles, in: *Journal of Economic Perspectives* 35,1 (2021) 185–206.
- Manegold, K. H.: *Universität, Technische Hochschule und Industrie. Ein Beitrag zur Emanzipation der Technik im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Bestrebungen von Fritz Kleins Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Berlin 1970.
- McClelland, Charles E.: *State, society, and university in Germany, 1700–1914*, Cambridge 1900.
- Meier, Helmut (Hg.): *Leo Stern (1901–1982). Antifaschist, Historiker, Hochschullehrer und Wissenschaftspolitiker*, Berlin 2002.
- Meinel, Christoph/Monika Renneberg (Hg.): *Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik*, Bassum-Stuttgart 1996.

- Meinel, Christoph/Hartmut Scholz (Hg.): Die Allianz von Wissenschaft und Industrie – August Wilhelm Hofmann (1818–1892). Zeit, Werk, Wirkung, Weinheim u. a. 1992.
- Mittelstraß, Jürgen: Fröhliche Wissenschaft? Philosophische Grenzgänge zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, Weilerswist 2021.
- Mittelstraß, Jürgen: Die unzeitgemäße Universität, Frankfurt/M 1994.
- Mommsen, Theodor: Reden und Aufsätze, Berlin 1905 (Reprint 2001).
- Müller, F. Max: Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen im Jahre MDCCCLXX an der Royal Institution in London gehalten. Nebst zwei Essays, Strassburg 1874.
- Müller, Guido: Weltpolitische Bildung und Akademische Reform. Carl Heinrich Beckers Wissenschafts- und Hochschulpolitik, Köln 1991.
- Neumark, Fritz: Zuflucht am Bosphorus. Deutsche Gelehrte, Politiker und Künstler in der Emigration 1933–1953, Frankfurt/M 1980.
- Nicolaysen, Rainer: »Unter den Talaren«: Muff von 1000 Jahren: Ein Hamburger Studentenprotest trifft den Nerv der Ordinarienuniversität. In: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.): 19 Tage Hamburg: Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München-Hamburg 2012, 110–126.
- Osterkamp, Jana: Vielfalt ordnen. Das föderale Europa der Habsburgermonarchie (Vormärz bis 1918), München 2019.
- Osterkamp, Jana (Hg.): Kooperatives Imperium. Politische Zusammenarbeit in der späten Habsburgermonarchie, Göttingen 2018.
- Östling, Johan: Humboldt and the modern German University. An intellectual history, Lund 2018.
- Östling, Johan: The swansong of the mandarins: Humboldt's idea of the university in early post-war Germany, in: Modern Intellectual History, 13, 2 (2016) 387–415.
- Östling, Johan: The Humboldtian Tradition. The German University transformed, 1800–1945, in: Peter Dhondt (ed.): University jubilees and University history writing, Leiden 2015, 183–216.
- Paletschek, Sylvia: Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert, in: Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges (Hg.): Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, Basel 2012, 307–352.
- Paletschek, Sylvia: Eine deutsche Universität oder Provinz versus Metropole? Berlin, Tübingen und Freiburg vor 1914, in: Rüdiger vom Bruch (Hg.): Die Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft, München 2010, 213–242.
- Paletschek, Sylvia: Die deutsche Universität im und nach dem Krieg. Die Wiederentdeckung des Abendlandes, in: Bernd Martin (Hg.): Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen, Freiburg 2006, 231–249.
- Paletschek, Sylvia: Die Erfindung der Humboldtschen Universität. Die Konstruktion der deutschen Universitätsidee in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie 10 (2002) 183–205.
- Paletschek, Sylvia: Verbreitete sich ein »Humboldt'sches Modell« an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert? in: Schwinges (Hg.): Humboldt International, 75–104.
- Park, Michael/Erin Leahey/Russell J. Funk: The decline of disruptive science and technology, in: nature 613 (2023) 138–144.
- Paulsen, Friedrich: Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902.
- Poincaré, Henri: Der Wert der Wissenschaft. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von E. Weber, Berlin 2. Aufl. 1910.
- Pritchard, Rosalind M. O. et.al. (eds.): The Three Cs of Higher Education. Competition, Collaboration and Complementarity, Budapest-New York 2019.
- Rebenich, Stefan: Hermann Bengtson, in: Katharina Weigand (Hg.): Münchner Historiker

- zwischen Politik und Wissenschaft. 150 Jahre Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität, München 2010, 281–308.
- Rektorsreden aus den Jahren der Weimarer Republik. Bearb. v. Hannelore Bernhardt (Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin), Berlin 1992.
- Riklin, Alois: Ist die Universität noch zu retten? In: *Civitas* 1989, 202–213.
- Riklin, Alois: Verantwortung des Akademikers, St. Gallen 1987.
- Ringer, Fritz K.: Die Gelehrten: Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933, München 1987 (engl. 1969).
- Rohrbach, Jens Martin: Augenheilkunde im Nationalsozialismus, Stuttgart 2007.
- Rüegg, Walter: Zwischen Hochschule und Öffentlichkeit. Beiträge aus 50 Jahren Universitätsgeschichte und Hochschulpolitik. Hgg. v. Joachim Bauer u. Ruth Meyer Schweizer in Zusammenarbeit mit Stefan Gerber u. Notker Hammerstein, Stuttgart 2016.
- Rüegg, Walter (Hg.): Geschichte der Universität in Europa. Band III 1880–1945; IV Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, München 2004.
- Rümelin, Gustav: Kanzlerreden, Tübingen 1907.
- Satzinger, Helga: Differenz und Vererbung. Geschlechterordnungen in der Genetik und Hormonforschung 1890–1950, Köln 2009.
- Schaff, Philip: *Germany, its Universities, Theology and Religion*, Philadelphia 1857.
- Schaser, Angelika/Falko Schnicke (Hg.): Geschlechtergeschichte der Universitäten und Geisteswissenschaften. Schwerpunkt, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 20 (2017).
- Schelsky, Helmut: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen, Reinbek bei Hamburg 1963; 2. um einen »Nachtrag 1970« erweiterte Auflage Düsseldorf 1971.
- Schiera, Pierangelo: Laboratorium der bürgerlichen Welt. Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M 1992.
- Schlunke, Olaf (Hg.): Johannes Stroux (1886–1954). Wissenschaftsorganisator und Hochschulpolitiker, Berlin 2024.
- Schlüter, Andreas/Peter Strohschneider (Hg.): Bildung? Bildung! 26 Thesen zur Bildung als Herausforderung im 21. Jahrhundert, Berlin 2009.
- Schroeder, Manfred (Hg.): Hundert Jahre Friedrich Hund: Ein Rückblick auf das Wirken eines bedeutenden Physikers, Göttingen 1996.
- Schulin, Ernst: Die Frage nach der Zukunft, in: Ders.: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*, Göttingen 1979, 203–233.
- Schulze, Reinhard: Islam und Judentum im Angesicht der Protestantisierung der Religionen im 19. Jahrhundert, in: *Judaism, Christianity, and Islam in the Course of History: Exchange and Conflicts*. Hgg. v. Lothar Gall u. Dietmar Willoweit, München 2011, 139–165.
- Schuster, Jonas: Karl Theodor von Heigel (1842–1915). Geschichtswissenschaft in Bayern zwischen Politik und Öffentlichkeit (Schriftenreihe der Histor. Kommission bei der Bayer. Akad. d. Wissenschaften, 113), Göttingen 2025.
- Schwartz, Christina: Tradition mit Innovation. Die Rektorsreden an den deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen der Nachkriegszeit 1945–1950 (Schriftenreihe der Histor. Kommission bei der Bayer. Akad. d. Wissenschaften, 103), Göttingen 2019.
- Schwinges, Rainer Christoph (Hg.): Humboldt international. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert, Basel 2001.
- Slaughter, Sheila/Larry Leslie: *Academic Capitalism: Politics, Policies, and the Entrepreneurial University*, Baltimore 1997.
- Spranger, Eduard: Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren, Leipzig 1913.
- Snow, Charles P.: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz, Stuttgart 1967 (englisch 1959).
- Stichweh, Rudolf: Immunisiert durch Skepsis, in: *Frankfurt Allgemeine Zeitung* 24.3.2021.

- Stichweh, Rudolf: Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Frankfurt/M 1994.
- Stichweh, Rudolf: Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozess seiner Ausdifferenzierung (16.–18. Jahrhundert), Frankfurt/M 1991.
- Stichweh, Rudolf: Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890, Frankfurt/M 1984.
- Stölting, Erhard/Uwe Schimank (Hg.): Die Krise der Universitäten, in: Leviathan, Sonderheft 20, Opladen 2001.
- Strohschneider, Peter: Versuch über die Universität. Selbstbezug und Fremdbezug der Wissenschaften (Konstanzer Universitätsreden, 251), Konstanz 2015.
- Szöllösi-Janze, Margit: Archäologie des Wettbewerbs. Konkurrenz in und zwischen Universitäten in (West-)Deutschland seit den 1980er Jahren, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 69 (2021) 241–276.
- Taschwer, Klaus: Eine kurze politische Biografie des Paläontologen Othenio Abel (1875–1946) unter besonderer Berücksichtigung seines Wirkens an der Universität Wien <https://www.academia.edu/6918847>.
- Tenorth, Heinz-Elmar: Die Rede von Bildung. Tradition, Praxis, Geltung – Beobachtungen aus der Distanz, Berlin 2020.
- Tenorth, Heinz-Elmar: »Bildung durch Wissenschaft«. Historische Varianten eines Programms und die institutionellen Implikationen einer Reformidee, in: Tremp/Reimann, 6–14.
- Tenorth, Heinz-Elmar: Was heißt Bildung in der Universität? Oder: Transzendierung der Fachlichkeit als Aufgabe universitärer Studien, in: die hochschule 1, 2010, 119–134.
- Tremp, Peter/Gabi Reimann (Hg.): Forschendes Lernen als Hochschulreform? Zum 50-Jahr-Jubiläum der Programmschrift der Bundesassistentenkonferenz, in: Impact Free. Journal für freie Bildungswissenschaftler 30 (2020) 2–39.
- Trow, Martin: Reflections on the transition from elite to mass to universal access: forms and phases of higher education in modern societies since WWII, in: James J. F. Forest/Philip Altbach (eds.): International Handbook of Higher Education, New York 2007, 243–280.
- Türk, Verena: Margot Becke-Goehring. Erste Professorin und erste Rektorin der Universität Heidelberg – Interview mit einer Zeitzeugin, in: Susan Richter (Hg.): Wissenschaft als weiblicher Beruf? Die ersten Frauen in Forschung und Lehre an der Universität Heidelberg, Heidelberg 2008, 41–48.
- Unbedingte Universitäten. Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee. Hgg. v. Johanna-Charlotte Horst u. a., Zürich 2010.
- [Universität Berlin] Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010. Begonnen von Rüdiger vom Bruch/Heinz-Elmar Tenorth. Hgg. von Heinz-Elmar Tenorth. 6 Bände, Berlin 2010–2012 (auch online verfügbar).
- [Universität Leipzig] Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, 5 Bände. Hgg. im Auftrag des Rektors der Universität Leipzig Prof. Dr. Franz Häuser von der Senatskommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Leipzig 2009–2010.
- [Universität Wien] 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert. 4 Bände, hgg. v. Friedrich Stadler im Namen der »Universitären Kommission zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Universitätsgeschichte, insbesondere im Rahmen des 650-Jahr-Jubiläums« und des Forums »Zeitgeschichte der Universität Wien« (Katharina Kniefacz u. Herbert Posch). Bd. 1 Katharina Kniefacz u. a. (Hg.): Universität – Forschung – Lehre. Themen und Perspektiven im langen 20. Jahrhundert; Bd. 2 Mitchell G. Ash/Josef Ehmer (Hg.): Universität – Politik – Gesellschaft; Bd. 3 Margarete Grandner/Thomas König (Hg.): Reichweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche; Bd. 4 Karl Anton Fröschl u. a. (Hg.): Re-

- flexive Innensichten aus der Universität. Disziplinengeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik, Wien 2015.
- Virchow, Rudolf: Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Rede gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu München am 22. September 1877, Berlin 2. Auflage 1877.
- Virchow, Rudolf: Ueber die nationale Entwicklung und Bedeutung der Naturwissenschaften. Rede gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hannover am 20. September 1865, Berlin 1865.
- vom Bruch, Rüdiger/Rainer A. Müller (Hg.): Erlebte und gelebte Universität. Die Universität München im 19. und 20. Jahrhundert, Pfaffenhofen 1986.
- Voss, Waltraud: Lieselott Herforth. Die erste Rektorin einer deutschen Universität, Bielefeld 2016.
- Waßer, Fabian: Von der »Universitätsfabrick« zur »Entrepreneurial University«. Konkurrenz unter deutschen Universitäten von der Spätaufklärung bis in die 1980er Jahre, Stuttgart 2020.
- Weber, Max Gesamtausgabe. Band I 13. Hochschulwesen und Wissenschaftspolitik. Schriften und Reden 1895–1920. Hgg. v. M. Rainer Lepsius u. Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Heide-Marie Lauterer u. Anne Munding, Tübingen 2016.
- Wichmann, Caroline: Expertise allein reicht nicht, in: Die Zeit v. 13.7.2023, 33.
- Wien, Wilhelm: Aus dem Leben und Wirken eines Physikers, Leipzig 1930.
- Wilke, Ekkehard-Teja: Observations concerning dignifiable questions about American higher education. Experiences of a retired professional in a majority minority university, Monee, IL. 2023.
- Willmann, Rainer: Ernst Haeckel, Stuttgart 1923.
- Winthrop-Young, Geoffrey: The Social Politics of Karl Escherich's 1933 Inaugural Presidential Lecture, in: Journal of the History of Biology 56 (2023) 65–95.
- Wolbring, Barbara: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949), Göttingen 2013.
- Wright, Margret R.: Marcella O'Grady Boveri (1863–1950). Her three careers in Biology, in: Isis 88,4 (1997) 627–652.

Personenregister

Autoren wissenschaftlicher Studien werden nur aufgeführt, wenn sie im Fließtext genannt werden, Rektoren und Prorektoren hingegen auch, wenn sie in Fußnoten zitiert werden.

- Abbe, Ernst 123, 179
Abel, Othenio 148
Adorno, Theodor W. 45, 47
Albertus Magnus 103, 212
Alexander I. 128
Alt, Peter-André 223 f., 229
Anderes, Ernst 210
Aristoteles 133, 171, 204
Aubert, Hermann 109, 129
Aubin, Gustav 186
Aubin, Hermann 186
Augustinus 35

Bachmann, Carl Friedrich 122
Bachmann, Philipp 135, 146
Bahrdt, Hans Paul 91
Baterau, Gustav 198
Baudissin, Wolf Wilhelm Graf 37, 42 f.
Bauer, Otto 139
Bauernfeind, Carl Max von 21 f., 23 f.
Bausinger, Hermann 7, 220 f.
Becke-Goehring, Margot 9, 87 f.
Becker, Carl Heinrich 144–147
Bengtson, Hermann 92 f.
Benndorf, Hans 147
Bernatzik, Edmund 137–139
Bernhöft, Franz 129
Berzelius, Jöns Jakob 172
Beyme, Karl Friedrich 118
Bismarck, Otto von 122, 125
Blum, Reinhard 76 f.
Boeckh, August 104 f., 115–118, 157
Bok, Derek 224
Bondi, Gerhard 195 f.
Bonifatius 131
Borriss, Heinrich 197 f.
Bossuet, Jacques Bénigne 185
Boveri, Theodor 32–34, 211 f.
Braune, Wilhelm 210
Bredereck, Hellmut 202
Brentano, Franz 67
Brückner, Alexander 128

Bruner, Ingela 9
Brunner, Otto 212 f.
Bruns, Carl Georg 112 f.
Bücher, Karl 62–64
Bumke, Oswald 25
Burckhardt, Jacob 194

Calker, Fritz van 73 f.
Carl Alexander 120 f.
Cassirer, Ernst 20 f.
Cauchy, Augustin 60
Cohn, Georg 135
Colding, Ludwig August 170
Comte, Auguste 185
Croce, Benedetto 194
Curtius, Ernst 112, 118, 128, 131 f.

Dalton, John 58
Darwin, Charles 32–36, 39, 213
Davy, Humphry 172
de Wette, Wilhelm Martin Leberecht 14, 217 f.
Deißmann, Adolf 151
Delbrück, Hans 37, 40 f.
Demokrit 171
Derrida, Jacques 227 f.
Diener, Karl 147, 152, 178 f.
Dillmann, August 119
Dilthey, Wilhelm 59
Döllinger, Johann Joseph Ignaz von 21–23, 107, 160 f.
Dorner, August Johannes 103
Dorner, Isaac August 117, 156
Dreifuss, Ruth 165
Drews, Paul 121
Droysen, Gustav 185
Drygalski, Erich von 26, 104
du Bois-Reymond, Emil 23 f., 33 f., 74 f., 111 f., 124, 130 f., 161, 176, 215
Duve, Christian de 181

Ehrenberg, Christian Gottfried 130

- Einstein, Albert 59
 Eißfeldt, Otto 192
 Embden, Gustav 178
 Ephrussi, Borris 175
 Erdmann, Benno 37, 39 f.
 Escherich, Karl 82, 153
 Euklid 60, 84 f.
 Euler, Leonhard 60
 Exner, Adolf 67 f., 69, 71–75, 78 f.

 Fehling, Hermann 207
 Fichte, Johann Gottlieb 118, 157
 Fischer, Eugen 153
 Fischer-Wasels, Bernhard 10, 80 f.
 Fleischer, Bruno 179
 Fleischhacker, Hedwig 217
 Fohrmann, Jürgen 168 f.
 Franz, Wolfgang 84 f.
 Friedrich II. 41
 Friedrich Wilhelm III. 37, 115, 148, 215
 Frühwald, Wolfgang 219
 Fuchs, Immanuel Lazarus 60 f., 64
 Fuchs, Karl-Albert 198

 Gäbler, Hans 97
 Galilei, Galileo 30
 Gans, Oscar 10, 44 f., 47, 214
 Gärtner, August 121, 124 f.
 Gautier, Léon 109
 Gay-Lussac, Joseph Louis 72
 Gelzer, Heinrich 120 f.
 Gerlach, Walther 21, 29–32, 82
 Giacometti, Zaccaria 142 f.
 Gierke, Otto 210 f.
 Giesebrecht, Wilhelm von 105–107, 156
 Girnus, Wilhelm 195
 Glißmeyer, Hans 198
 Glotz, Peter 165, 167
 Gneist, Rudolf 132
 Goethe, Johann Wolfgang 27, 29, 31 f., 43, 47, 74, 195, 203
 Görges, Hans F. H. 170, 176
 Gradmann, Robert 152 f.
 Graf, Friedrich Wilhelm 41, 228
 Greeven, Heinrich 88
 Grillparzer, Franz 138
 Grottemeyer, Karl Peter 165
 Güntherodt, Hans Joachim 97
 Gusserow, Adolf 110

 Hagenbach, Karl Rudolf 146
 Handke, Peter 97
 Harder, Walter 148
 Harms, Jürgen Wilhelm 192
 Harnack, Adolf 188 f.
 Hartel, Wilhelm von 65, 101
 Hecker, Michael 189–191
 Hedemann, Justus Wilhelm 123
 Heffter, Arthur 149
 Hegel, Carl 108 f., 130, 185
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 69, 98, 108
 Heidorn, Günter 196
 Heimpel, Hermann 15, 183–185, 194 f.
 Heisenberg, Werner Karl 28
 Heller, Arnold 209
 Helmholtz, Hermann 117, 161 f., 170 f.
 Hempel, Walter 130
 Herforth, Lieselotte 9
 Hermbstädt, Sigismund Friedrich 173
 Hertwig, Oskar 117, 155, 175 f., 205, 208 f., 213
 Herzog, Eduard 136
 Heussi, Karl 185 f.
 Hilbert, David 84 f.
 Hill, Wilhelm 182 f.
 Hilty, Carl 142
 Hirn, Gustav-Adolf 170
 Hitzig, Ferdinand 140–142
 Hoch, Michael 169
 Hödl, Erich 166
 Hoetzsch, Otto 148
 Hofmann, August Wilhelm 130, 155, 171 f., 201
 Hofmann, Johann von 109
 Holl, Karl 149
 Horkheimer, Max 44–47, 81–84
 Hübner, Heinz 213 f.
 Hübner, Rudolf 64 f.
 Huizinga, Johan 194
 Humboldt, Alexander von 124, 130
 Humboldt, Wilhelm von/Humboldtsche Universität 9, 14, 56, 65, 77, 88 f., 92, 96–99, 101 f., 114 f., 118, 124 f., 130, 144–146, 166, 191, 195, 222–226, 229
 Hund, Friedrich 51 f., 90 f., 192

 Ilchner, Bernhard 93
 Immer, Albert 140 f.
 Isselhard, Wolf 88

 Jahn, Otto 128

- Jakob, Ludwig Heinrich 186
 Jellinek, Georg 132–134, 210
 Johann Friedrich 122
 Joule, James Prescott 170
- Kaegi, Werner 136
 Kaftan, Julius Wilhelm Martin 78, 117, 227
 Kant, Immanuel 42, 55, 89, 106, 117, 124, 185 f.
 Kaschke, Michael 51
 Katsch, Gerhard 197
 Kepler, Johannes 30
 Keynes, John Maynard 196
 Kiefl, Franz Xaver 31, 34 f.
 Kielmansegg, Peter Graf 228
 Kirchhoff, Adolf 103, 156
 Kittel, Rudolf 116
 Klein, Fritz 64
 Kleinert, Paul 129
 Kneser, Adolf 59 f.
 Knöpfler, Alois 35
 Koenigsberger, Leo 59
 Kohlrausch, Eduard 149 f.
 König, Heinz 77
 Kopernikus, Nikolaus 34
 Kossel, Walther 28 f.
 Krabbe, Otto 131 f., 134
 Kratzer, Adolf 10, 66, 99, 223
 Kraus, Friedrich 37 f.,
 Krause, Martin 60 f.
 Krazzer, Alfred 66, 223
 Kriek, Ernst 82
 Küng, Emil 164 f.
- Labhardt, Alfred 207
 Labisch, Alfons 98
 Lamprecht, Karl 187
 Langewiesche, Dieter 90
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 60, 106
 Lenin, Wladimir Iljitsch 194 f.
 Lenz, Max 37, 39–41, 118 f., 130 f., 157, 215
 Leonhard, Fritz 94, 201
 Leussing, Hans 76
 Lieb, Wolfgang 165, 167
 Link, Gottlob 123
 Lode, Alois 76
 Loening, Richard 120, 124
 Lommel, Eugen 75
 Loprieno, Antonio 221, 225
 Lorentz, Hendrik Antoon 59, 171
 Lorenz, Ottokar 68, 132 f.
- Luden, Heinrich 124
 Luschin von Ebengreuth, Arnold 101
 Luther, Martin 103, 106, 116, 121, 156
- Maass, Ernst 65
 Machiavelli, Niccolò 133
 Madelung, Erwin 80
 Magnus, Gustav 68, 173
 Markl, Hubert 226
 Marx, Karl 82, 153, 185, 193–197
 Maxwell, James Clerk 171
 Mayer, Georg 195
 Mayer, Leo 128
 Mayer, Robert 170
 Mayr, Georg von 21 f., 24 f.
 Mayr-Hartung, Robert 150
 Mecke, Klaus 166 f.
 Melanchthon, Philipp 116
 Menze, Clemens 88–90
 Merian, Peter 140
 Meyer, Verena 9
 Meyer-Erlach, Wolf 120
 Mitscherlich, Eilhard 173
 Molisch, Hans 152
 Mommsen, Theodor 23 f., 113 f., 118, 215 f.
 Montesquieu, Charles de 133
 Mühl, Karl von der 140
 Müller, Eduard 142
 Müller, F. Max 188 f.
 Müller, Friedrich 25
 Müller, Wilhelm 204, 215
- Napoleon Bonaparte 41, 57, 62, 104, 113, 115, 118, 135 f., 152, 170, 186, 215, 221
 Nernst, Walther 149, 151, 171
 Neumark, Fritz 44 f., 47
 Newton, Isaac 60
 Nietzsche, Friedrich 185
 Nippold, Friedrich 122, 125
- O'Grady, Marcella 212
 Oetker, Friedrich 32, 35
 Opitz, Herwart 179
 Ortega y Gasset, José 194
 Ostwald, Wilhelm 187
 Otto, Rudolf 52, 145, 160
- Pfleiderer, Otto 117
 Pierstorff, Julius 122
 Planck, Max 37–39, 44 f., 78, 171, 228
 Plank, Rudolf 75 f.

- Platon 192
 Platzhoff, Walter 82
 Poincaré, Henri 59, 171
 Pompeckj, Josef Felix 149
 Prout, William 58

 Rabl, Carl 209
 Rajewsky, Boris 43 f.
 Ranke, Leopold von 37, 40 f., 215
 Raumer, Friedrich von 114 f.
 Redlich, Oswald 103
 Rein, Wilhelm 123
 Renner, Karl 139
 Richter, Eduard 101
 Ricker, Anselm 103
 Riedler, Alois 64
 Riehl, Gustav 152
 Riehl, Wilhelm Heinrich 125–128, 134, 139
 Riemann, Bernhard 66, 85
 Riklin, Alois 229
 Ris, Friedrich 140 f.
 Rivier, Dominique 145
 Roethe, Gustav 152
 Ronge, Volker 167
 Röntgen, Paul 62
 Rose, Heinrich 172 f.
 Rubner, Max 37, 149, 213
 Rüegg, Walter 85–87, 92, 102, 221 f.
 Rümelin, Gustav 22
 Runge, Carl 66 f., 211

 Saussure, Nicolas Théodore de 174
 Schäfer, Karl-Heinz 87
 Schaff, Philip 177
 Schareck, Wolfgang 48
 Scheel, Hans von 205 f.
 Scheer, Monique 95
 Scheler, Werner 198
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 89
 Schelsky, Helmut 90
 Scheurl, Adolf von 104
 Schiera, Pierangelo 22
 Schleiden, Johann 175
 Schleiermacher, Friedrich 118
 Schmalz, Theodor 114
 Schmid, Hans Heinrich 96 f.
 Schmidt, Erich 71, 156
 Schmidlein, Eduard Joseph 156, 164
 Scholz, Anton 10
 Schönflies, Arthur Moritz 211

 Schulte, Aloys 126
 Schwann, Theodor 175
 Schwendener, Simon 55
 Seckel, Emil 148
 Seeberg, Reinhold 37, 41 f., 148, 152
 Sieger, Robert 152
 Siegfried, Carl 123 f.
 Simpson, James Y. 110
 Smith, Adam 186
 Snow, Charles P. 19
 Sommerfeld, Arnold 30
 Späth, Joseph 202
 Spengler, Oswald 185
 Staude, Otto 155
 Stern, Leo 192–195
 Stichweh, Rudolf 154, 219
 Stock, Wolfgang 178
 Stöhr, Philipp 32, 36
 Strasburger, Eduard 175
 Stratton, Julius 179
 Strohschneider, Peter 220
 Stroux, Johannes 191 f.
 Stroux, Paula 191
 Strugger, Siegfried 174 f.
 Sueß, Eduard 177 f.

 Tank, Franz 145
 Tartler, Georg 198
 Tenorth, Heinz-Elmar 7, 52, 95
 Thomas von Aquin 133
 Toynbee, Arnold 194
 Traupel, Walter 146, 163
 Treitschke, Heinrich von 70, 185
 Trendelenburg, Adolf 103, 115 f.
 Triepel, Heinrich 150
 Troeltsch, Ernst 194
 Turte, Karl Daniel 173

 Uebersberger, Hans 148
 Ulbricht, Walter 195

 Vico, Giambattista 185
 Virchow, Rudolf 23 f., 68–73, 75, 78, 123, 135, 157

 Wachsmuth, Richard 57–60, 170 f.
 Wackernagel, Jacob 139
 Wackernagel, Wilhelm 139
 Wagner, Adolph 19
 Waldeyer, Wilhelm 64, 206
 Waser, Peter Gaudenz 91 f.

- | | |
|---|---------------------------------|
| Weber, Max 63, 80f., 194 | Willeke, Rainer 90 |
| Weder, Hans 97 | Windelband, Wilhelm 59 |
| Wegele, Franz Xaver 103 | Winigers, Matthias 169 |
| Weierstrass, Carl 60 | Winter, Eduard 192 |
| Weihrauch, Carl 128 | Winterhager, Helmut 62 |
| Weinhold, Karl 70f. | Wöhler, Friedrich 173 |
| Wells, Herbert George 185 | Woker, Gertrud 142 |
| Wendland, Heinz-Dietrich 153 | Woker, Philipp 140–142 |
| Wenger, Leopold 26 | Wolff, Emil 116 |
| Wettstein Ritter von Westerheim,
Richard 177 | Wüllner, Adolf 174 |
| Wien, Wilhelm 21, 25–27, 128 | Zarncke, Friedrich 215 |
| Wiesner, Julius 174 | Zehender, Wilhelm von 202–204 |
| Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von 131,
155 | Zeller, Eduard 54–57, 69 |
| Wildenmann, Rudolf 214 | Zimmermann, Robert von 101, 103 |
| Wilhelm II. 41, 156, 177 | Zollinger, Hans Ulrich 180f. |
| | Zucker, Friedrich 192 |